

Cosmopolitische
Wanderungen.

P  P

Zweite Abtheilung.



cl. 8214.

IV. (2)

Inhalts = Anzeige.

Zweyte Abtheilung.

Acht und vierzigster Brief.

Seite 1 bis 228

Krakau in Westgalizien. Abschied von Rußland. Wisnomicza. Eigennuz der kaiserlichen Mauthbedienten. Reflexionen. Diebstal in einer Dorfschenke. Brody. Beschreibung dieser Stadt. Mein Empfang auf dem Rathhause. Handelsprivilegien der Stadt. Judenempörung in Brody. Militair. Ein echter kaiserlicher Patriot. Meine Unterhaltungen mit ihm. Das alte Schloß. Die Mauthgebäude. Lobenswerthe Schulinrichtungen. Originelles Theater in Brody. Kleine Bemerkungen über Schauspiel und Schauspielwesen. Abreise von Brody. Langsame Fahrt. Chikanen beim Mauthamt von Brody. Der Kaiserweg. Unbequemlichkeit und Theurung desselben. Gallizische Schönheiten und Sandwüsten. Wohlunterhaltene Walder. Große Anhöhen. Lemberg. Gastwirth Brauer. Volkreiche Stadt. Betrachtlicher Handel. Vorstädte. Innere Stadt. Wallpromenade. Palläste. Schöne Kirchen. Jesuitenkirche. Juden. Großer Luxus. Wohlfeilheit der Lebensmittel. Theurung der Wohnungen und des Holzes. Griechischer und armenischer Bischof. Armenische Kirche. Rathhaus. Universität. Bibliothek. Evan-

IV

gelische Kirche. Theater. Kleine Recension der Schauspieler der Bullaschen Gesellschaft. Interessante Bekanntschaft. Romantische Gegenden in Gallizien. Unbequemlichkeiten. Anbau. Boden. Obstbau. Luft. Blühende Dorfschaften. Gemäßigte Sklaverei. Charakteristik der Gallizier. Adel. Jaroslaw. Lanchut. Tarnow. Bochnia. Wieliczka. Zöllners Beschreibung der Salzbergwerke.

Neun und vierzigster Brief.

Seite 229 bis 459.

Kattibor in Oberschlesien. Ansichten auf der Anhöhe von Wieliczka. Krakau. Die Josephsstadt. Kleine Beschreibung von Krakau. Straßen, Pflaster, Marktplatz, Pallaste, Feuerbrünste, das Schloß, die Domkirche, das Grabmal des Stanislaus Sczepowsky, Geschichte desselben. Die Grabmäler der polnischen Könige. Sobiesky's Denkmal. Die Kapelle der beiden Sigismunde. Klöster und Mönche. Universität. Seminarien und Kostschulen. Handel. Fabriken. Charakteristik der Einwohner. Das Städtchen Krzeszowicz mit dem Schwefelbade. Das Karmeliterkloster Tschorno. Das Städtchen Auschwicz. Berun, erster Ort in Schlesien. Der St. Clementsberg. Pleß. Bauernempörung daselbst. Der verstorbene und der jetzt regierende Fürst. Das Schloß, der Marstall, der Garten, die Fasanerie. Boden der Herrschaft Pleße. Forsten. Steinkohlenbergwerke. Trefliche Anlagen, Manufakturen, Eisenwerke, Tuchmanufaktur, Leinwandwebereien, Glasfabrik, Wachs- und Garnbleichen. Der Justizrath von Schütz; mein Freund Erichson. Loslau, Schloß, Dominikanerkloster, Pfarrkirche. Der Standesherr. Meine Aufnahme in diesem Städtchen.

Privattheater. Der Landeshauptmann von Strachwitz, der Hauptmann von Dreßler, der Herr von Kalkstein. Die Kolonie Dyrngrund. Prediger Nagio. Sorau. Die Herrschaft Rybnek. Prediger Klaar. Freistadt an der Afa. Bilicz. Teschen. Die Corallen in den Teschner Gebürgen. Der Gebürgspaß Jablunka. Friedek. Ursprung der Oder. Troppau. Schöne Bauart der Stadt, schöne Straßen, gutes Pflaster, Palläste, Kirchen, Marktplätze, Buchhandlungen, Theater, Einwohner, Umgang, Bigotterie, umliegende Gegenden. Jägerndorf. Rattibor, schöne Forsten, Heziagden, Adel um Rattibor. Die Stadt, das Schloß; Plane vor der Stadt, gute Straßen, ansehnliche Gebäude, die Pfarrkirche, die lutherische Kirche, Vorstädte, Nonnenkloster. Leichwirthschaft in Oberschlesien. Das Kloster Rauden. Gleiwicz, Wohlstand der Einwohner, Gastfreundschaft, Garnison, Generallieutenant von Wolfradt, Kirchen, königliche Eisenhütten und Frischfeuer. Das Dorf Schönwalde. Rittmeister von Zawadsky. Das Dorf Altglewicz. Vestung Kosel, Bauart, Straßen, Militair, Privattheater, Wohlstand, Luxus, Theuerung, ungesunde Luft, Moräste. Die herrenhutische Colonie Gnadenfeld, Bauart, Graf Zinzendorf, Lebensart, Gutmüthigkeit, Arbeitsamkeit, Manufakturen, Gottesdienst, Kirchhof, das Bruderhaus, Unterricht, das Schwesternhaus. Anlage von Kleinberlin. Der St. Annenberg. Das Städtchen Leschnicz. Die Bergstadt Tarnowicz, Anlagen daselbst. Die Friedrichshütte. Cost. Groß Strelicz. Dypeln, Waldungen umher, Holzhandel, Seen und Teiche, Straßen, Gebäude, das Schloß, die Pfarrkirche, das katholische Collegiatstift, die Jesuitenkirche, das Rathhaus, Einwohner, Lederfabrik, Garnison. Allgemeine Bemerkungen über Oberschlesien, Lan-

Deskultur, Forsten, Leichwirthschaft, Handel, Landstraßen, Bauern, herrschaftliche Rechte, Jurisdiktionsgefälle, Charakteristik des Adels und des Volks, Aberglauben, Trinkgelage, Colonien, Geistlichkeit, Schulanstalten.

Fünfzigster Brief.

Seite 460 bis 532

Breslau. Proßkau, Fayencefabrik. Vestung Reife, Bauart, Straßen, Pflaster, Kretschamshäuser, der Ring, das Rathhaus, Garnisonkirche, Fürstbischöfliche Residenz, Pfarrkirche, Jesuitenkirche, evangelische Kirche, Dominikanerkloster, Kasernen, die Friedrichstadt, Vestungswerke, Einwohner, Buchhandlung, Garnhandel, Frauenzimmer, auffallende Trachten, Sitten, Sprache, Aberglauben, ungesunde Luft, der Reifestrom, Gegend umher. Grottkau. Brieg, Straßen, Bauart, Ring, Kirchen, Rathhaus, Gymnasium, Rektor Scheller, Zeughaus, Arbeitshaus, Pfarrkirche, Schloßkirche, Jesuitenkirche, Einwohner, Luxus, Handel, Gegend umher. Das Dörichen Mollwicz. Ohlau. Breslau, oberflächliche Ansicht. Trebnicz, das Kloster der heiligen Hedwig, Gegenden, Ansichten, Einsiedler. Wanderung nach dem Zobtenberge, Graf Peter der Däne. Hundsfeld. Dels, Bauart, Einwohner, Lebensart, Schloß, Garten, Fasanerie, Pfarrkirche, Probstkirche, Gymnasium, Theater. Das Lustschloß Eybillenort und Tomatschini. Wartenberg, Schloß, Kirche. Bernstadt, Privattheater. Uebersicht von Schlesien. Geschichte. Schluß.

P

Acht und vierzigster Brief.

Crakau in Westgallizien, 1798.

Ach, Gott Lob! ich hole freier Athem; ich bin dem Gedränge entronnen; die Gefahr ist vorüber; Rußlands Gränzen liegen hinter mir! Du staunst, mein Freund, über den Anfang meines Briefes sowohl, als auch über den Ort, von woher ich Dir jetzt schreibe; denn Du hättest mich wohl eher im Regierungskollegium zu Daminiecz, als hier in Crakau vermuthet. Aber es ist gut, daß es so gekommen ist, ob ich gleich selbst nicht weiß, wie ich so schnell hieher gekommen bin! Aber wirklich, ich war durch meine Unvorsichtigkeit in große Gefahr gerathen; dadurch, daß ich vergaß,

ich sei in Rußland, wo das Reden und Urtheilen verboten ist, zerstörte ich nicht allein meine Aussichten, sondern qualifizierte mich auch zur Transportation nach Sibirien. Ich that freilich nichts, als was jeder Mensch in einem wohl civilisirten Staate ohne Bedenken thut; ich sprach wie mir der Schnabel gewachsen war; das hätte ich aber sollen bleiben lassen, so wäre ich nicht in Verlegenheit gekommen. Da ich nicht alles schön finden wollte, was grundhäßlich war, so that man mir die Ehre an, mich für einen Jakobiner zu halten, und nun ging es über mich her. Hätte ich nicht Freunde gehabt, die sich meiner annahmen, meine Unschuld verbürgten, und mir ein n sichern Reisepaß verschafften — wer weiß, wo ich jetzt wäre? — Aber der Thätigkeit meines bisherigen Reisegesährten, der meine andern Freunde für mich gewann, verdanke ich es, daß ich ruhig ein Land verlassen konnte, wo man mir schon, meiner Freimüthigkeit wegen, auf dem Nacken saß. Indessen sei alles mit dem Abschiede aus Rußland vergessen; ich habe meine Freiheit be-

hauptet, und eile meinem Vaterlande entgegen
— Ursache genug, um froh zu seyn!

Bei meiner Abreise händigte mir mein
Freund eine goldene Repetiruhr und ein Päck-
chen mit hundert Rubel ein, welches mir einer
meiner edelsten Gönner zum Andenken überschifte.
Mit dankbarem Herzen nahm ich es an, und
nie werde ich den Mann vergessen, dem ich so
viele frohe Stunden, so manchen heitern Um-
gang verdanke. — Mit einem jüdischen Fuhr-
manne — denn andere Leute waren hier gar
nicht zu bekommen — machte ich mich von
Constantinow auf den Weg nach Brody, der
ersten Stadt in Gallizien. Meinem Begleiter
gukte freilich der Schelm aus allen Löchern her-
vor; allein ich mußte mich ihm, in Ermange-
lung eines bessern, anvertrauen. Mein bishe-
riger Reisegefährte, von dem die Trennung mich
innigst schmerzte, begleitete mich zu Pferde bis
an die Gränze. In zwei Tagen war ich dort,
und Cosaken bewachten den Ein- und Ausgang
nach und von Rußland. So vortheilhaft und
so deutlich auch mein Paß eingerichtet war, so

mußte ich mich doch noch mehrere Stunden aufhalten, ehe ich abgefertigt wurde. Man schickte mich, wie man zu sagen pflegt, vom Pilatus zum Herodes, und mein Paß erhielt ein recht buntschekiges Ansehen, von allen den Unterschriften, womit er beklebt wurde; sogar ein gemeiner Cosake kritzelte einige Buchstaben darunter. Die Ungeduld wandelte uns beide an, allein das half nichts, wir mußten uns nolens volens die langweilige Procedur gefallen lassen. Endlich ward ich denn abgefertigt. Daß ich nicht ohne eine ansehnliche Menge von Trinkgeldern davon kam, versteht sich von selbst.

Schweigend sank ich meinem edlen würdigen Gefährten, mit dem ich eine Strecke meines Weges vereinigt gegangen war, um den Hals; männlichrührend war unser Abschied; wir trennten uns als Freunde, die sich nimmer vergessen werden. Ein Briefwechsel ward unter uns verabredet, wir möchten auch sehn, wo wir wollten. Nun war ich allein; ein Morast trennte mich von Rußland; ich blickte noch einmal hinter mich; mein Freund stand noch da, und sahe mir nach.

Ich breitete meine Arme nach ihm aus; es winkte mir mit seinem Schnupftuche Lebewohl zu. Jetzt bog der Wagen um einen Hügel; mein Freund war verschwunden! — Lebe wohl, du edler, großmüthiger Mensch, der du mir so viele Bemeise einer redlichen uneigennütigen Freundschaft gabst! Ich segne mein Geschik, daß es dich mir zuführte! Dein Andenken wird mir ewig heilig bleiben. In meinem Herzen wohnt dein Name und dein Gedächtniß! Wiedersehen werden wir uns wohl in diesem Leben nicht mehr; aber Einer wird an des Andern Schicksalen Theil nehmen, auch in der weitesten Entfernung! In deinem Vaterlande steht dir wohl vor der Hand kein großes Glück bevor; dein offnes, freymüthiges Herz erträgt den Greuel der Despotie nicht! Aber wenn einst eine bessere Sonne über Rußland leuchtet, so wirst du gewiß aus dem Dunkel hervortreten, worin du jetzt lebst! Noch einmal: Lebe wohl, du Guter, Edler! Und auch Ihr Uebrigen alle, die Ihr mir dort Freundschaft schenktet, gehabt Euch wohl für immer! Ich verkenne Euer Herz nicht, und werde Euch nie vergessen! —

Wisnowicza hieß, wenn ich nicht irre, der
 Gränzort, der mich in die kaiserlichen Staaten
 brachte, und von dem ein Theil noch zu Ruß-
 land gehörte; der andere aber, der jenseit eines
 Morastes lag, schon zu Gallizien gerechnet
 wurde. Mein erster Eintritt in diese österrei-
 chische Provinz war eben für mich mit keinem
 angenehmen Eräugniß bezeichnet. An der Gränze
 fand ich, auffer einem einzelnen Mauthbedien-
 ten, weiter keine Wache; die Vaterlandsver-
 theidiger waren auf den Ruf ihres Franz gegen
 Frankreich gezogen, und lieffen sich daseibst um
 der kriegerischen Laune ihres Kaisers willen und
 um Pitts verrätherisches Gold todtschlagen. Auch
 wurde ich nicht weiter um die Absicht meiner
 Reise befragt; ich zeigte bloß meinen russischen
 Paß vor, den Niemand verstand; sagte, daß
 ich durch Gallizien nach Schlesien gehen wolle,
 und somit war es abgethan. Doch mußte ich
 mich den strengen Mauthgesetzen unterwerfen,
 und ich wurde vom Kopf bis zu den Füßen
 nach Contrebande durchsucht. Mein Jude flü-
 sterte mir ins Ohr, daß ich dem Visitator et-

was geben sollte. Ich streckte ihm also einen Viertelrubel in die Hand, und sogleich stand er von seinem strengen Entschlusse ab, meinem Koffre ein ähnliches Schicksal der Ausleerung zuzubereiten, als meinen Taschen widerfahren war. Hätte ich also Contrebande in die österreichischen Staaten einführen wollen, so wäre sie in meinem Koffer ganz sicher aufgehoben gewesen, denn dieser wurde ganz oberflächlich und nur dem Scheine nach untersucht, während der Herr Visitator vor dem Geschenk meine Taschen mit einer Genauigkeit durchstöberte, die mir von dem Pflichtgefühl der österreichischen Zollbedienten einen sehr hohen Begriff gab! —

„So herrscht denn hier und überall ein verdammlicher Eigennuz, sprach ich zu mir selbst als ich abgefertigt war, und nun voll Verdruss weiter fuhr. So kann auch die möglichst beste Regierung vielleicht von dem Unterschleife ihrer Bedienten nicht befreit werden! So ist für Geld ein Jeder zu gewinnen, und der Regent ist betrogen, auch wenn er Wunder glaubt, welchen treuen Leuten er sich anvertraut hat! — Die

Contrebanderiecherei ist und bleibt ein häßliches Uebel der Staaten; und doch ist sie überall eingeführt, weil sie allenfalls Scheingründe für sich hat. Verbotenes Gut reizt am meisten; das ist ein alter Erfahrungssatz, den wir im gemeinen Leben bewährt genug finden! Höbe man das ganze Verfahren auf; erlaubte man die vollkommen freie Einfuhr der auswärtigen Kunst- und Naturprodukte, so würden eine Menge von Ausgaben, die jetzt für die Besoldungen der Mauthbedienten darauf gehen, wegfallen; und des Unterschleifs von allen Seiten würde unstreitig weniger werden, statt daß jetzt ein Jeder ordentlich gereizt wird, darauf zu sinnen, wie er die Regierung betrügen kann, und die dabei angestellten Beamten dem Eigennutze unterliegen, und krumm für gerade gehen lassen. — Ich kann es im Grunde diesen Leuten nicht einmal verargen, daß sie den Nutzen des Staats ihrem eigenen nachsetzen; denn gewöhnlich werden sie ja so erbärmlich besoldet, daß sie kaum das liebe Leben haben. Wollen sie ihren Vorthail bedenken und sich wenigstens ein erträgliches Leben

verschaffen, so sind sie gleichsam gezwungen, sich durch Geschenke bestechen zu lassen, und dem Staate ein X für ein U zu machen. Keine noch so geschärften Verordnungen, keine Strafgesetze werden dergleichen Betrügereien verhindern, so lange man nicht die Hauptquelle derselben verstopft, das heißt, so lange man diesen Leuten nicht ein hinlängliches Unterkommen zusichert; sie, die ohnehin wenig Bedürfnisse haben, wenigstens so bezahlt, daß sie ihren Unterhalt mit ihrem Einkommen bestreiten können, und nicht durch die Noth gleichsam gezwungen werden, sich anderer unerlaubter Mittel zu bedienen, die ihnen das ersetzen, was ihnen der Staat nicht zukommen läßt. Es ist ja in der That ordentlich lächerlich, und zugleich verdrießlich, das Benehmen dieser Menschen mit anzusehen. Mit lauter Stimme bramabafiren sie, und doch lauern sie nur auf ein Geschenk, nehmen eine höchst imposante Miene an, um den Fremden zu bewegen, halten schon die Hand bereit, und wenn sie es haben, so fahren sie mit ungestümer Angst damit in die Tasche, oder kneifen

es zwischen den Fingern zusammen, und nun sind sie blind und taub; zwar thun sie noch, als wenn sie demohngeachtet alles umreißen wolten, allein es hat weiter keine Gefahr; alles bleibt an Ort und Stelle, nur der Schein wird beobachtet; und mit einem „Fahren Sie in Gottes Namen!“ wird der ganze formelle Aktus beschlossen. Die Regierung ist betrogen, aber das ist auch nicht anders möglich, sie will ja betrogen sehn. Ueberhaupt ist ja alles in der Welt auf Geldschneiderei abgesehen; unsre verderbte Generation hat allen moralischen Pflichtgesetzen entfagt; Eigennuz ist die Triebfeder der meisten Handlungen, selbst der bessern. Wenn im Monde Regierungsformen nach unserm Zuschnitt stattfinden, so glaube ich, daß es daselbst nicht besser hergehen wird, als bei uns, und an Betrügnern und Egoisten wird es wahrlich auch nicht fehlen, selbst wenn edlere Grundsätze daselbst herrschen solten! So, wie die Menschen jezt sind, so häßlich verbildet; so ohne alles natürliche Gefühl für Recht und Unrecht; so voll Egoismus, Scheinheiligkeit und Herrsch-

sucht; so voll Trug und List; so voll von bösen Vorsätzen und Entwürfen; Einer gegen den Andern so voll von gegenseitigem Haß, Neid und Echeelsucht; kurz, so abscheulich, so verderbt, als es wohl selten eine Generation war: so ist es wohl nicht anders möglich, als daß alle Zartheit der Gefühle unterdrückt, alle Consequenz aufgehoben, und Egoismus allein der Vater aller guten und schlechten Handlungen werden muß. Ueberall, vom Höchsten bis zum Kleinsten herab, vertreten trügliche Sophistereien die Stelle der Wahrheit und des Rechts; für Geld kann man sich des scheuslichsten Verbrechens entledigen; für Geld qualifizirt man sich zu einem Ehrenamte, wenn auch die Natur alle Fähigkeiten dazu versagt hat; für Geld und allenfalls auch für kriechende Demüthigungen schwingt man sich zu Posten im Staate hinauf, denen man sonst nicht gewachsen war; kurz, der Egoismus schimmert im Durchschnitt überall hervor. Wo ist der Mensch, der demselben widerstehen kann? Es giebt noch welche, aber man muß sie mit der Laterne suchen. Der Fürst streut dem Volke

Sand in die Augen, und sucht durch einen Schimmer von gottähnlicher Herrlichkeit zu blenden, wenn es ihm an Verstand, an Lebensflugheit, an Gradfönn, an Menschlichkeit fehlt. Tausende läßt er opfern, und die Altäre seines Egoismus rauchen von Menschenblut. Er dünkt sich ein Gott der Erde, und ist ein armseliger, abhängiger Mensch. Ihn betrügen seine Minister, seine Maitressen, seine Günstlinge, seine Rätke, seine Generale. Diese tyrannisiren in seinem Namen, und geben selbst seinen bessern heilsamern Verordnungen einen egoistischen Umhang, der das Gute unterdrückt. Auch diese dünken sich frei, und doch sind sie wieder dem Willen ihrer Sekretaire, ihrer Weiber, ihrer Kammerdiener und ihrer übrigen Unterbeamten unterworfen. Kurz, in allen Ständen, vom Fürsten bis zum Bizenerarkopisten herab, herrscht ein Drängen, ein Treiben, ein Haschen nach fremdem Gute, ein Betrugssystem, ein Genius der List, des Hasses, der Schmeichelei, der Eitelkeit, wie man ihn noch nie unter Menschen umherschleichen sah. Und so ist es schlech-

terdings nicht möglich, daß der Fürst, selbst wenn er mit edler Resignation das Beste will, und Tendenz genug hat, um zuweilen durchzugreifen, dennoch jede mögliche Unordnung, jede Gewaltthätigkeit verhüten kann; immer hängt er zu sehr von seinen Unterbedienten ab, und diese sind die eigentlichen Blutigel des Landes, und werden es, wenn Despotie das höchste Grundgesetz der Verfassung ist, von Tage zu Tage mehr. Eine idealische Glückseligkeit jedes einzelnen Staatsbürgers, unter allen Verhältnissen und Umständen, ganz unentweicht von Nebeneinflüssen und Nebenabsichten, ist für diese Welt schlechterdings ungedenkbar, und wird zur vollkommenen Schimäre bei der gegenwärtigen Verderbtheit. Aber einschränken, vermindern kann man diese natürlichen Mängel, so viel es möglich ist; und wo gute Menschen herrschen, da geschieht das auch; mithin ist vor der Hand derjenige Staat noch immer glücklich zu nennen, wo Gesetze gelten, die auf Vernunft gegründet sind, deren Beobachtung, wenn auch mit Aufopferung einiger natürlichen Vorrechte, erkaufte

werden muß, denen der Fürst, der Minister, so wie jedes einzelne Individuum, unterworfen ist, und die Niemand ohne Verletzung der ganzen Einrichtung übertreten darf! Aber auf Vernunft müssen diese Gesetze gegründet seyn, nicht auf Willkühr; wenn tolle Laune entscheidet, dann kann freilich nichts Gutes herauskommen; und den Staat kann man in Wahrheit nicht glücklich nennen, wo der Wille des Monseigneurs, er mag übrigens noch so vernunftwidrig seyn und die reinste Despotie athmen, das einzige wandelbare Gesetz ist, nach dem sich der Staatsbürger richten soll!“ —

Dies ungefähr waren die Ideen, die mich eine Zeitlang beschäftigten, und denen ich gewissermaßen mit Fleiß nachhing, weil sie mich zerstreuten; doch waren sie nicht im Stande, meinen Mismuth ganz zu unterdrücken, den mir die letzte schändliche Behandlung, die ich in Rußland erfahren, mitgetheilt hatte, noch mir die Traurigkeit zu benehmen, die über den schnellen unerwarteten Abschied von meinem biedern jovialischen Reisegefährten, dessen muntere Laune ich

überall vermischte, in meiner Seele wohnte. Ich schlug mein Nachtlager in einem Dorfe auf, das ganz das alte Ansehen der Verwilderung an sich hatte, so wie ich es auf der ganzen Reise gewohnt gewesen war. Ich wäre gerne noch weiter gereist, denn es war noch einige Stunden bis zum Abend, allein ich mußte mich leidend verhalten, da mir mein jüdischer Fuhrmann in einem entscheidenden Tone ankündigte, daß seine Pferde, wegen des sandigten Weges, für heute nicht weiter gehen könnten. Ich mußte also in einem elenden Judenkrüge bleiben, der, mo möglich, noch schlechter war als alles, was ich in Polen noch Jammervolles angetroffen hatte. Es war ein erbarmungsvoller Anblick! Handhoch lag der Staub auf den halb verfaulten sogenannten Tischen und Bänken; ein unerträglich pestilenzialischer Gestank fuhr mir entgegen; das Geschrei der Kinder, der Gänse und der Hühner vermischte sich mit dem Grunzen der Schweine, und mit dem ächzenden Geblöke eines sterbenden Kalbes, welche alle dieses Gemach mit den Menschen theilten; Mann,

Weib und Kind klebten vor Schmutz; auf dem Kamine ward ein Essen zugerichtet, das die Frau von Zeit zu Zeit durch ein eingeworfenes Stück Lichtalg fett zu machen suchte; in dem ganzen elenden Gemach war auch nicht ein Ort, wo man sich ohne Furcht, abscheulich beschmutzt zu werden, hinsetzen konnte. Unmöglich konnte ich in dieser Hütte des Jammers lange verweilen; ich ging hinaus, und holte freier Athem, wie mich Gottes Luft wieder anwehte. Hungrig und durstig wie ich war, hätte ich wohl meinen ganzen Appetit wieder aufgeben müssen, wenn ich hier etwas zu essen verlangt hätte; auch wäre es mir wohl kaum möglich gewesen, nach dem, wie ich die Speisen schon zubereiten sah, etwas hinunterzuschlucken. Glücklicherweise war ich noch auf einige Tage versorgt. Ich begab mich also mit meinem Proviant ins freie Feld, setzte mich auf den schönen grünen Teppich nieder, breitete mein Abendessen vor mir aus, und tafelte in Gottes herrlicher Natur mit einem solchen Wonnegefühl, daß ich alle meine Brüder zu diesem Schmause hätte einladen mögen. Die

Vögel um mich her und die Frösche im nahen Sumpfe machten mir ein ziemlich harmonisches Concert. Rund um mich schwärmten im letzten Strahl der untergehenden Abendsonne zahllose Schaaren von Insekten, die sich ihres kurzen vergänglichem Lebens weit herzlicher freuten, als wir es thun, denen ein jahrelanger weiser Genuß bestimmt ist, der uns aber, oft durch unsre eigene Schuld, oft aber auch durch Bosheit und Härte der Andern, gar bitter vergällt wird. Die Welt lag in diesem Augenblick reizend und offen vor mir; in dieser Stunde hätte ich meinem bittersten Feinde den süßen Brudernamen nicht verweigert; in dieser Stunde hätte ich die ganze Menschheit an meine Brust gedrückt. Gegenwart und Zukunft lächelten mich freundlich an. Etahl sich auch zuweilen das Andenken an die Vergangenheit in der Erinnerung hinauf, so ward dieselbe bald wieder durch einen tröstenden Blick in die ruhige heitere Gegend, die vergoldet im Schimmer der Abendsonne vor mir lag, verdrängt. Kurz, ich hielt ein herrliches Mahl, das mir vielleicht Kaiser Paul

in seinem Pallast beneidet haben würde, wenn er mein Gefühl hätte beurtheilen können! —

Wahrlich! sprach ich gerührt zu mir selbst, und erhob Augen und Hände zu Dem, der unsichtbar seine Freuden spendet; wahrlich, die Welt ist schön, man mag auch dagegen sagen, was man immer will; die weise Vaterhand des Schaffenden hat alles herrlich geordnet und eingerichtet; genießen und sich freuen sollen die Geschaffenen! Nur diese selbst verbittern sich unter einander den Genuß; nur diese selbst machen sich gegenseitig eine Hölle aus ihrem Himmel! Einzelne erheben sich in ihrem stolzen Wahne, benützen den Zufall, reißen den Alleingenuß an sich, gönnen dem armen Bruder nicht ein Plätzchen, auf dem er sich freudig herumtummeln kann, ohnerachtet die Welt doch so groß ist; drücken, plagen, placken, hassen, beneiden, befeinden einander, misbrauchen ihre ihnen anvertraute oder usurpirte Gewalt zum Nachtheil des Ganzen, werden Menschenmörder, wo sie Menschenwohlthäter seyn solten, und vergessen, daß die reichen Geschenke der Natur

nicht für sie allein, sondern für alle da sind. Fürsten setzen ihre edle Bestimmung aus den Augen, und werden Tyrannen der Völker; sie schließen sich in ihren Pallästen, und verschließen ihr Ohr vor den Klagen der Gemisshandelten. Die geheiligten Rechte der Menschheit werden von Ministern und Günstlingen freventlich mit Füßen getreten, und unter dem Jammergeschrei der Armuth erklimmt man eine Stufe der Ehre nach der andern, behängt sich mit Orden und Bändern, um sein Herz zu verpanzern, und erpreßt mitleidslos neue Thränen, die in das Buch der Vergeltung mit unaustöschlicher Schrift eingetragen, und einstens Ankläger werden. Durch Monopole reißen einzelne Individuen die Rechte des Ganzen an sich; Verdienste der Vorfahren ersetzen eignen Werth; einige Wenige gewinnen durch den Schweiß der Menge. Pfaffen theilen Himmel und Hölle nach Belieben für Geld aus, indeß sie selbst wahre Höllenbrände sind, und den ehrenvollsten Stand durch ein Betragen brandmarken, das so bübisch als heuchlerisch ist. Unter der Maske ihrer heiligen

Kleidung verbergen sie ein häßliches, egoistisches Herz, das mit allen Lastern des Geldgeizes, der niedrigsten Habsucht und der verächtlichsten Heuchelei beflekt ist. Sie schänden Gott, dessen Ehre sie verkündigen sollen; sie dienen falschen Göttern, indeß sie mit ihrer Zunge den einzigen Wahren bekennen; sie sind Maulchristen, die ihrem irdischen Vortheile jede moralische Beredlung opfern; sie sind dienstfertige Knechte der Großen, denen sie zum Nachtheile des allgemeinen Besten an die Hand gehen; sie heucheln und kriechen, wo sie mit ihrem Priesterstolze nicht ausreichen; sie haben Gott auf der Zunge und den Teufel im Herzen; sie erzählen Märchen statt wahrer Christusreligion; sie drohen mit der Hölle, und versprechen den Himmel, je nachdem man sie bezahlt. — So ist es; aber so sollte es nicht seyn; nach Gottes Einrichtung war alles anders, alles besser; da war Menschenrecht das erste Gesetz, das die Ordnung in der Welt erhalten sollte. Durch Despotendruck, durch Laster aller Art, durch irrigen Wahn und Priesterbetrug ward die

Menschheit verderbt; aber die Natur blieb schön, rein und unbeflekt. Ja, trotz des allgemeinen Verderbens, ist die Welt noch schön, giebt es darin noch gute Menschen! So will ich denn die schöne Welt genießen, und der guten Menschen mich freuen! — Was schadet mir der Tyrannendruck? Die Freiheit meines Geistes kann kein Tyrann unterdrücken! Was schadet es mir, daß ich keine Ehrenstelle bekleide, die ich nur durch Aufopferung meiner Grundsätze, durch kriechende Erniedrigung erhalten kann? Ich lebe frei und unabhängig, darf mich nicht einzwängen in lästige Formen, kann die Natur so recht in ihrer Fülle und jede Freude genießen, die ich unter andern Verhältnissen aufgeben müßte! Was schadet mir das wahnsinnige Geplär der Pfaffen, ihr Egoismus, ihr Heuchelsinn? Ich verlache die Thoren, ich verachte den Heuchler; ich verehere den würdigen Diener Christi! — Nein, hinweg von mir, was meinem Freudengenusse im Wege steht! Mag es gehen, wie es wolle; nichts soll mich kümmern! Was nützen weitaussehende Projekte? Die über-

legtesten Entwürfe scheitern zuweilen an einem unvermutheten Zufall! Die Gegenwart mäßig genießen, die Freude haschen, wo sie sich darbeyt, das heißt Lebensweisheit! Immerhin bleibe verborgen, was jenseits des Vorhangs liegt; ich will es nicht ängstlich belauschen; es entdeckt sich von selbst zeitig genug, und dann ist das bisschen Freude bübisch entwendet! Leben heißt nicht, an Jahren zunehmen; das ist elender Behelf, den Werth des Daseyns nach der Menge von Jahren zu berechnen, die man verlebt; wenn sie verlebt sind, so bleibt es immer nur eine Hand voll; leben heißt: genießen, sich freuen, daß man da ist, und der sich darbietenden frohen Stunde seine Huldigungen nicht versagen! Mag grübeln und sich in Träumen der Zukunft abängstigen, wer Lust dazu hat; ich will genießen! Was vergangen ist, das bleibe vergangen! Schmerz und Freude haben beide nichts hinterlassen, als die Erinnerung, und diese ist wohlthätig! Ob die Zukunft heller oder trüber seyn wird, das soll mich nicht kümmern! Was da kommen mag, dem will ich

standhaft entgegen gehen! Heilig sei mir die Erinnerung vergangener Zeiten, aber sie verbittere mir die Gegenwart nicht! Aengstliches Harren, weinerliche Sehnsucht macht nicht glücklich, bringt das Verlorne nicht wieder. Ist unser Zweck hier unten glücklich seyn und glücklich machen — wer wolte diesen schönen Zweck nicht mit heißem Streben verfolgen! — Was vermögen Hindernisse über Entschlossenheit? — Die Welt läßt uns gefallen, wo wir immer seyn und leben mögen — das ist ein großer Gewinn! In der Stimmung, worin ich in diesem Augenblick bin, könnte ich, wenn sie mir immer bliebe, in den Wüsten Arabiens glücklich seyn! Wohlan denn, halte sie fest, diese Stimmung! Kümme dich nicht um das, was jenseits des Vorhangs liegt, so wenig wie um das, was vergangen ist; nur das Diesseits beschäftige dich! Wandle freudig fort; genieße die Gegenwart; freue dich der Natur und ihres Schöpfers; freue dich, daß du lebst, daß du frei und unabhängig bist, daß du genießen kannst, was sich dir darbietet! Suche jedes Blümchen

auf, auch wenn es tief unter Dornen versteckt seyn sollte; labe dich an dem Dufte der Rose, die dich stach; verbanne deinen Kummer; ertrage, was nicht zu ändern ist; behalte deinen Muth beim Verluste; suche Gutes zu verbreiten und zu befördern, dann kannst du auf dieser schönen Erde, welche Menschen allein so verderbt haben, noch immer glücklich seyn! —

Mit diesen und ähnlichen Sophistereien vertrieb ich mir die Zeit während meines einfachen Naturmahls; und ich war in diesem Augenblick so fest von ihrer Unumstößlichkeit überzeugt, daß ich Wunder glaubte, welches ein gutes Theil ich erwählt hätte. Ach! es läßt sich wohl schön schwätzen, so lange alle Bedürfnisse befriedigt sind, und der Sturm noch verborgen ist, der das morsche Fahrzeug, auf dem wir den Wellen bisher Troz boten, zertrümmern soll — aber wenn er losbricht, ach! wenn er losbricht in seiner ganzen Kraft, wir ihm preisgegeben werden auf Leben und Tod; er uns bald in die Höhe hebt, bald in die Tiefe hinabschleudert, endlich den leeren Kahn an einem Felsen-

22

rif zerschellt, und wir rettungslos in die Wogen hinabsinken — wo bleiben dann Entschlüsse? wo ist dann unsre Festigkeit hin? Wo ist der Stab, der uns so mächtig dünkte? Alles ist versunken; wir haben nichts, woran wir uns halten; nichts, als unser Bewußtseyn! Wohl uns, wenn uns dieses in solchen stürmischen Tagen aufrecht erhält! —

Von meinem ländlichen Mahle kehrte ich, nachdem ich dem letzten Strale der Abendsonne gute Nacht gegeben hatte, in die Wohnung des Elendes zurück. Wie ich die Nacht hinbringen sollte, hatte ich noch selbst nicht bei mir abgemacht. In der sogenannten Stube konnte ich unmöglich bleiben; der daselbst herrschende Gestank wirkte auf meine Geruchsnerven zu empfindlich. Ich entschloß mich also kurz und gut, die Nacht in meinem Wagen zu kampiren, der in eine Art von Stall gezogen war. Der Wirth suchte mich zwar zu überreden, daß ich meinen Vorsatz aufgeben möchte, und versprach mir & schönes Bettcher — allein ich blieb bei meinem Entschluß, ließ mir, aller Protestationen unge-

achtet, ein Strohlager auf dem Wagen zurechte machen, deckte mein Bettlaken darüber, nahm mein Kissen unter den Kopf, und streckte mich, so angezogen wie ich war, der Länge nach hin! Die hundert Rubel, nebst der Uhr, welche ich, wie Du dich erinnern wirst, von Einem meiner Gönner in Rußland zum Andenken erhielt, hatte ich bei mir; das übrige Geld war im Koffer verschlossen. Die Nacht war heiß und drückend-schwül; ich war müde, und doch konnte ich vor Hitze nicht schlafen; umsonst haschte ich nach Kühlung; meine Kleidung ward mir bald unerträglich. Wolte ich die Nacht nicht schlaflos hinbringen, so mußte ich mich ausziehen, und ich that es. Ich zog meine Oberkleider aus, und legte sie, nebst der Uhr, unter mein Kopfkissen. Dadurch erreichte ich meinen Endzweck, und schlief fest ein. Ich mochte lange geschlafen haben, denn die Sonne stand schon ziemlich hoch, als ich durch ein Geräusch, welches mein Fuhrmann machte, geweckt wurde. Noch halb schlaftrunken blicke ich um mich; mein Mantel liegt noch eben so, wie ich mich den Abend vor-

her damit bedekt habe; alles scheint in der gehörigen Ordnung zu seyn. Ich greife unter das Kopfkissen, um meine Weste hervorzuholen; sie ist nicht da; ich suche meine Uhr, sie ist verschwunden. Ich reibe mir die Augen, um zu sehen, ob ich wache oder träume; ich wühle mein ganzes Lager durch; umsonst! Weste, Uhr und Geld sind fort; das Uebrige finde ich alles. Ich fange an Lärm zu schlagen; das ganze Haus läuft zusammen und stellt sich höchst verwundert über den Diebstal. An dem spizbübischen Lächeln des Wirths durchschaue ich die Maske; ich ahne den Thäter; das schüchterne Wesen, das dem Verbrecher gewöhnlich eigen bleibt, läßt mich in dem Wirth selbst den Dieb entdecken, der, einverstanden mit meinem Fuhrmann, den Gewinn theilte, den er, während meines festen Schlafs, durch meine Beraubung erhalten hatte. Ich packte den Bösewicht entschlossen an: „Bube,“ ruf’ ich ihm mit fester Stimme zu, „gieb mir das Gestohlene wieder, oder du sollst es büßen!“ — Der erschreckte Sünder erblaßt im ersten Augenblick; er zittert,

und kann sich kaum aufrecht erhalten; bald aber faßt er wieder Muth: „Gottes Wunder!“ ruft er mit einer Art von Frechheit aus; doch gebrach seiner Stimme Haltung und Festigkeit: „Gottes Wunder! was will denn der Härre von mer! Ich weeiß jo von nischt; soll ach lebben! Haat der Härre mer eppes zu verwahren gegiben! Ich werd dem Härren verklogen, daß ers mann weeiß — Ich will Tatsfaktschon hobben — jo so will ach, soll mer Gott helpe!“ — Weder sein Geschrei, noch seine Drohungen erschrecken mich; der Bube hat sich schon zu merklich verrathen. Ich lasse den sogenannten Commissair vom Edelhofe holen; ich stelle ihm die Sache vor; ich bleibe dabei, daß kein Mensch anders, als der Wirth und mein Fuhrmann mich bestohlen haben. Der Commissair sieht die beiden Verbrecher an, und ihre Miene verkündigt ihre Schuld. Sie geben ihm einen verstohlnen Wink, den ich bemerke. Der Commissair tritt mit ihnen in eine Nebenkammer; ich will nach; der saubre Richter weist mich zurück, indem er vorgiebt, daß er erst un-

ter vier Augen untersuchen will. Ich muß nachgeben; ich muß zurück bleiben. Anfangs höre ich ein starkes Hin- und Herreden, das ich aber nicht verstehe; dieses endet sich in ein kaum hörbares Geflüster. Endlich tritt der Herr Richter mit den beiden Dieben heraus, und, wie ich auf den ersten Blick sehe, einverstanden mit den Schurken, die mich so niederträchtig gemishandelt hatten. Natürlich ahnete ich nichts Gutes von diesem bestochenen Diener der ohnehin blinden Gerechtigkeit. — „Mein Herr,“ redet er mich mit einem ernstern Tone an, „diese Leute sind durchaus unschuldig! Ich habe sie strenge befragt; allein ich finde nichts, was Ihre Anklage nur einigermaßen bestätigen kann! In diesem Hause gehen mehr Menschen Tag und Nacht aus und ein.“ — —

„Es war aber gestern Niemand da!“ fiel ich ihm in die Rede.

„In der Nacht,“ gab er zur Antwort, „sind ein paar reitende Bauern angekommen, und haben sich mit dem Frühesten wieder fortgemacht!“ —

„Nicht möglich! Ich behaupte, es ist Niemand da gewesen; ich müßte es gehört haben; solche Leute sind bei ihrem Kommen und Gehen so stille nicht! Und, wenn das wirklich: wie wußten die Fremden, daß ich Geld und Uhr unter meinem Kopfkissen hatte? Wer konnte das anders ahnen, als diese Diebe!“ —

„Gelassen, mein Herr, gelassen!“ fiel mir der Commissair ein; „Sie sehen, ich bin es! Wenn Ihr Verlust auch erwiesen ist, so haben Sie doch kein Recht, diese schuldlosen Leute zu beschimpfen, und ihnen den Diebstal aufzubürden! Und ich, mein Herr, ich, als Richter dieses Orts, behaupte ihre Unschuld; das muß Ihnen genug seyn, um sich nicht weiteren Verdriehlichkeiten auszusetzen. Wer weiß, was für ein Spizbube Sie bestohlen hat! Ich bedaure Sie,“ setzte er mit heuchlerischer Miene hinzu, „aber Sie müssen sich auch nicht übereilen, und Menschen anklagen, von deren Schuld Sie nicht die geringsten Beweise haben!“ —

„Das Zittern und Erblassen dieser Sünder ist Beweises genug; und wenn Sie unpartheiisch

urtheilen, Herr Commissair, so müssen Sie es diesen Menschen auf der Stirne geschrieben lesen, daß sie die Thäter sind!“ —

„Ich lese nichts,“ antwortete er mit einem kalten, boshaften Blick; „aber ich warne Sie, vorsichtig zu seyn! Es ist keine Kleinigkeit, kaiserliche Unterthanen eines unerwiesenen Diebstals zu beschuldigen! Sie müssen es mir sogar Dank wissen, daß ich Ihre Unbesonnenheit nicht weiter rüge! Dieser Mann war entschlossen, Genugthuung zu fodern; meiner Ueberredung verdanken Sie es, daß Sie davon loskommen, sonst könnte für Sie ein schlimmer Handel daraus entstehen! Sie sind ein Fremder, Sie kennen die Geseze nicht; deshalb habe ich Nachsicht; aber sonst kann ich nichts weiter für Sie thun, und noch weniger Ihnen zu Ihrem Verluste helfen! Glauben Sie, daß ich Ihnen Unrecht thue, so haben Sie ja die Gerichte von Brody und Lemberg, wo Sie Ihre Sache anhängig machen können; allein ich fürchte, daß Ihnen der Beweis schwer zu führen seyn möchte. Indessen thun Sie, was Ihr

nen gut dünkt; Sie werden ja hören, was man Ihnen sagen wird!“ — Alles dieses sagte der Commissair mit einem gewissen höhnnenden Tone, der mir deutlich zeigte, wie vielen Antheil er an den Spizbübereien der beiden Gauner nahm. Auch gaben mir gewisse lächelnde Blicke, welche sich die drei vereinigten Gaudiebe zuwarfen, einen überzeugenden Beweis, daß ich keine Unschuldigen verdammte. Aufgebracht durch diese Schändlichkeit, antwortete ich: „Beklagen werde ich mich, mein Herr, das werden Sie sehen! Ich merke wohl freilich jetzt, daß ich hier unter Banditen gerathen bin, die einander nicht absehen; mithin darf ich von Ihnen kein Recht erwarten. Aber es giebt Gerichtshöfe, wo ich auf bessere Gerechtigkeit hoffen darf; und dann zittern Sie!“ — „Da thun Sie, was Ihnen beliebt,“ erwiderte er kalt; „für jetzt aber machen Sie, daß Sie hier fort kommen, sonst möchten Ihre Schmähungen meine Geduld endigen, und aus dem Kläger möchte ein Beklagter werden!“ —

„Jach fahr dem Härren niach weiter!“ fiel

jezt mein Fuhrmann ein, „bezahlen Sie mir für den Weg bis dahin! Ach tär nicht weiter fahren!“ —

„Elender!“ fuhr ich jähzornig auf, „du mußt mich an Ort und Stelle bringen! Bittre, wenn du dich weigerst! Unser Akford, ist einmal geschlossen! Ich fodere Sie auf, Herr Commissair, diesem Schurken zu befehlen, daß er sein Versprechen halte, und mich sicher und ohne Gefahr an den Ort bringe, den ich mit ihm kontrahirt habe! Das müssen Sie thun, Herr Commissair, darum bitte ich nicht einmal!“ —

„Thue es immer, lieber Schmul,“ „sagte der Commissair mit einem Lächeln, das mir aufs neue bewies, welchen Antheil er an dem saubern Banditenstreich genommen hatte, „thue es immer; du hast doch einmal bis Brody akfordirt, und der Herr ist sonst in Berlegenheit!“ —

„Nu, wenn Sie so meenen!“ schmunzelte der Spizbube voll Freuden, daß er so wohlfeil-

len Kaufs abgekommen war, und schürzte seine Pferde an.

Ich setzte mich schweigend auf den Wagen, ohne weiter ein Wort zu reden; denn ich sahe wohl ein, daß hier alles umsonst war. Auf meinen Verlust mußte ich wenigstens für jetzt Verzicht thun; deshalb dachte ich vor der Hand nur darauf, wie ich sicher und wohlbehalten an Ort und Stelle kommen möchte. Es war eigentlich ein Wagniß, mich diesem Schurken noch weiter anzuvertrauen; allein es war nicht anders zu machen, und überdies rechnete ich auf die natürliche Furchtsamkeit der Juden, und nahm meine Maßregeln, wodurch ich ihn im Respekt halten wolte. — „Glückliche Reise!“ rief mir der Commissair zu, als der Wagen abfuhr, und wolte mir die Hand reichen. Verächtlich stieß ich sie zurück, warf ihm noch einen drohenden Blick zu, und fuhr zum Dorfe hinaus. Sobald ich im Freien war, zog ich meine Reisepistolen hervor, nahm eine davon in die Hand, und die andere neben mich: „Jetzt Jude!“ rief ich meinem Führer zu, nahm die

wildeste Miene an, die in meiner Gewalt war, und hielt ihm die Pistole vor, „jetzt auf dem ganzen Wege nur einen einzigen türkischen Streich, so ist es um dein Leben geschehen!“ — „Wai!“ geschrien, zitterte der Schurke und bükte sich, um der Mündung meiner Pistole auszuweichen: „bei mainem Lebben, jach werd dem Härren gut nach Brody bringen!“ —

„Nun, du hast mich verstanden; jetzt fahr zu!“ Ich zog die Pistole zurück, behielt sie aber in der Hand. Ich hielt diese Maasregel für nöthig, weil ich ahnete, daß der Jude sich auf irgend eine Weise an mir rächen möchte; auch hätte er es wahrscheinlich nicht unterlassen, wenn ihn der Anblick meiner Pistole nicht im Respekt gehalten hätte. Aber dieses kleine Rohr, das selbst manchen sogenannten Helden auf dem Schlachtfelde hinter die Fronte kriechen läßt, hielt auch meinen Juden von seiner Tücke zurück, und so kam ich denn wohlbehalten in Brody an.

Ich nahm mein Absteigequartier in einem recht hübschen Wirthshause in der Stadt, wo

ich alle nur mögliche Bequemlichkeit, eine schöne reine Stube, eine prompte Bedienung und eine treffliche österreichische Küche fand. Sobald ich einigermaßen in Ordnung war, machte ich es mir zum ersten Geschäfte, einen Mann aufzusuchen, den ich wegen meiner Beraubung um Rath fragen wolte. Ich glaubte erst meinem Wirthe die Sache vortragen zu können, allein der Mensch war auf der Gottes Welt nichts weiter als Gastwirth, und — devoter kaiserlicher Unterthan. Der Zufall führte mich indes zu einem Manne, dem ich die Sache vortrug, und um seinen Rath ersuchte. — „Büberei und kein Ende!“ rief er ärgerlich, als er die ganze Geschichte gehört hatte; „wirds doch von Jahre zu Jahre ärger; ist's doch beinahe, als wenn wir in Tunis lebten! Aber so gehts, wenn die Regierung nicht allein solches Gefindel duldet, sondern ihnen sogar durch die Finger sieht! Ich bin mit Ihnen einverstanden, lieber Freund! kein anderer Mensch hat Sie bestohlen, als diese Schurken! Die Geschichte ist klar wie der Tag; der Commissair war ein schlechter

Kerl, und ließ sich bestechen; das alles ist ganz
 deutlich! Aber dennoch, wenn ich Ihnen freundschaftlich
 rathen soll, so ertragen Sie Ihren Verlust, und machen Sie die Sache nicht weiter
 anhängig! Es nützt Ihnen in der That nichts, als daß Sie Zeit und Kosten verschwend
 den! Es ist wahr, eine solche Büberei schmerzt; allein, soll ich aufrichtig reden, so hätten Sie
 vorsichtiger seyn, hätten die Sachen besser verwahren sollen! Freilich, wenn wir vom Rath-
 hause kommen, so sind wir klüger, als wenn wir hinaufgehen, und der Unbefangene hat gut
 schwazzen — aber wirklich, es nützt nichts, wenn Sie klagen; glauben Sie es mir! Sie sind
 Ausländer; Sie haben keine Zeugen; die Sache ist unerweislich; Recht erhalten Sie schlechter-
 dings nicht, und können es nicht erhalten, weil die Formalitäten fehlen. Die Geschichte
 macht Aufsehen; Sie müssen sich lange Zeit aufhalten; haben Kosten, und müssen am Ende
 doch mit einem leeren Bescheid zufrieden seyn! Sehen Sie, das ist das sicherste Prognostikon,
 das ich Ihnen stellen kann! Mein erster Rath

wäre also, Sie ließen den Spizbuben, was sie haben, und setzten sich nicht weitem Verdrießlichkeiten aus! Wollen Sie aber schlechterdings die Sache weiter treiben, so müssen Sie dieses wenigstens in Lemberg thun! Zwar haben wir hier auch eine Art von Regierung, allein sie hängt zu sehr von den hiesigen reichen Juden ab; diese werden sich für ihren Mitbruder interessiren; und der Geprellte sind Sie; denn das wissen Sie wohl, eine Krähe haßt der andern die Augen nicht aus! In Lemberg da achtet man denn doch noch etwas mehr die Rechte des Gesezes, freilich aber noch immer wenig genug! Ein halbes Jahr geht hin, ehe Ihr Prozeß beendigt ist, denn die Langsamkeit unsrer Gerichtshöfe gleicht so ziemlich den Herren zu Wezlar! Ich rathe also zum Frieden!“ —

Das war denn doch in der That ein schöner Trost, den ich erhielt; aber der Mann hatte Recht; das sahe ich nun wohl ein! Ich behielt also fast gar keine Hoffnung, meinen verlornen Schaz wieder zu erhalten; wolte ich nicht noch Summen Geldes und eine Menge Zeit, wahr-

scheinlich fruchtlos, verwenden, so mußte ich ihn aufgeben! Was mich dabei am meisten schmerzte, war nicht der Verlust des Geldes, aber die Uhr ging mir sehr nahe; ich hatte sie kaum einige Tage; sie war das Geschenk des edelsten Menschenfreundes, der mir das heiligste Andenken dadurch verpfändete; diesen Verlust konnte ich lange nicht verschmerzen; ich gestehe es, ich habe auf meinem Zimmer Thränen darüber geweint! Guter, lieber Mann, dein Geschenk war und blieb mir verloren, und ich behielt nichts mehr von dir übrig, als die Erinnerung an deine Güte!“

Die Stadt Brody ist eine recht hübsche Stadt, das heißt, was man hier in diesen immer noch vernachlässigten Provinzen hübsch nennen kann; in andern Gegenden würde sie kaum zu der Klasse der mittelmäßigen gerechnet werden. Sie kann zwar keine prachtvollen Palläste aufweisen, aber doch einige recht artig gebaute massive Häuser, die einen gewissen äußern Wohlstand verrathen, und einen hübschen, erfreulichen Anblick geben; freilich sieht man aber auch

wieder ganze Straßen mit niedrigen hölzernen Hütten, die jedoch fester gebaut und besser eingerichtet sind, als in den übrigen polnischen Städten. Ihre Kirchen sind zwar nicht die reichsten und geschmackvollsten, aber sie sind doch recht artig anzusehen, und nebst einigen Ueberladungen und unnützen Schnörkelen haben sie doch auch zuweilen wirklich schöne Ansichten. Die Straßen haben größtentheils eine Mittelbreite, und sind meistens ungepflastert, ein Umstand, der, nebst den Unreinlichkeiten, welche die Juden gewöhnlich auswerfen, die Stadt sehr schmutzig machen würde, wenn sie nicht auf einem sehr sandigten Boden erbaut; und die Juden weniger reinlich wären. In den wenigen Tagen, die ich daselbst verweilte, wurden die Straßen bei mehreren Regengüssen wenigstens nicht unzugänglich, und vor den dortigen Judenhäusern traf ich nicht die gewohnte Unreinlichkeit an. Der Marktplatz ist groß, aber ganz unregelmäßig angelegt: auf der einen Seite gepflastert, und durch massive Häuser verschönert, auf der andern aber durch kleinere Woh-

nungen einigermaßen entstellt. Das Rathhaus auf dem Markte ist ein großes massives Gebäude, an dem aber eben die Architektur nicht ihre Meisterhand gezeigt hat. Die Herren, die daselbst zu Gericht saßen und die sogenannte Regierung ausmachten, welche der zu Lemberg untergeordnet ist, besaßen den ganzen bekannten österreichischen Stolz und Nationaldünkel im höchsten Grade, zeigten aber weniger von der Gutmüthigkeit und dem zuvorkommenden gastfreundlichen Wesen, das man sonst an dieser Nation rühmt. Als die Ersten der Stadt, nahmen sie ein gewisses imposantes Wesen an, lebten in einer gewissen Entfernung von den übrigen Einwohnern, und schikanirten sie nach Herzenslust, wenn ihnen die Laune dazu ankam. Die Juden nahmen sie in ganz besondere Affektion, weil sie brav mit Geschenken bei der Hand waren, und es stand Hundert gegen Eins zu wetten; daß ein Christ im Streit mit einem Juden jedesmal den Kürzern zog. Ein Ausländer empfand nun gar die ganze Schwere dieser Duodezdespoten, die dem Kaiser und seinen

Ministern in willkürlichen Befehlen nichts nachgaben, und wirklich die Quasikaiser zu seyn dünkten, obperachtet sie meistens unbedeutende und unwissende Menschleins waren. Die Verhandlungen dieses soi disant Schildbürgermagistrats mit anzuhören, muß ein wahres *Seelengaudium* seyn!

Nach den kaiserlichen Verordnungen soll kein Fremder sich im Lande aufhalten, der sich nicht hinlänglich legitimirt hat. Diese Verordnung dehnten die Herren dahin aus, daß der Wirth seinen mit Paß und andern Zeugnissen versehenen Gast gleich in der ersten Stunde seiner Ankunft melden, und ihn vor den Magistrat führen mußte. Hat er dieses nicht in der festgesetzten Zeit, so mußte er für jede Stunde, die er versäumte, ein gewisses Strafgeld bezahlen, und der Fremde, der die ganze Einrichtung nicht kannte, erhielt ebenfalls einen tüchtigen Wischer. Dieser lästigen Boksbeutelei nun mußte auch ich mich unterwerfen. So müde ich auch war, so kündigte mir doch der Wirth gleich beim Eintritt an, daß er mir nicht eher

Logis geben könne, als bis ich mich vor dem Magistrat legitimirt hätte. Ich fragte ihn, wie man es denn mit einem Fremden mache, der gerade zur Nachtzeit ankäme? „Der müsse die Nacht über vor den Thoren bleiben!“ — Das Spasshafteste aber bei der Sache ist, daß Brody gar keine Thore hat, und man überall in die Stadt hineinkommen kann. Indessen Boksbeuteleien müssen beobachtet werden, und der Magistrat von Brody hält gar stark auf Pedanterien. Die Jakobinerriecherei und das geheime Erkundigungswesen, das die österreichische Regierung gegenwärtig charakterisirt, fängt schon hier sein Treiben an, und wird immer ärger, je näher man der Residenz kommt. Die Herren von der Regierung zu Brody scheinen recht eigentlich dazu gemacht zu seyn, den unbefugten Reformator, dem System des Hofes gemäß, schon aus der Ferne aufzuschnuppern, und es Einem gleich an der Nase abzusehen, weß Geistes Kind man ist. Man bedient sich freilich zu dem Endzwecke einer recht häßlichen Procedur; allein man erreicht denn doch seine

Absicht, alle vernünftige Menschen aus dem Staate zu verbannen, und allenfalls auch auf die Gedanken einen Zoll zu legen. In Wahrheit! wenn es mir einmal an Geld fehlt, um weiter zu kommen, so lege ich einen kleinen optischen Kasten an, zeige darin Thuguts und Anderer Bemühen, die Menschen zu Esel und Affen zu machen; schildere einige Banditenzüge der geheimen Polizei zu Wien; einige großmogulische Streiche der vielen Despoten, in Rußland; einige Nordbrennerkniffe des gewissenlosen Pitts, und was der politischen Varietäten mehr sind; und ich wette, die Neugierde, das alles zu sehen, treibt so viel Menschen zu meinem Kasten, daß meine Börse in kurzer Zeit wieder gefüllt ist! —

Sobald ich in Brody angekommen war, führte mich mein Wirth aufs Rathhaus, meldete mich, und ging dann seiner Wege, indem er es mir überließ, wie ich mit dem versammelten Magistrat fertig werden möchte. Ich wurde mit einer recht ausgesuchten pöpelhaften Bauerngrobheit empfangen, mußte über eine Stunde

lang stehen, ehe man mich anhörte, ohnerachtet Müßiggänger genug mich aus allen Winkeln anglozten; und als ich nun endlich vernommen wurde, da gab es ein Fragens, ein Wesens, ein Dehnens, daß mir angst und bange dabei wurde. Mein russischer Paß war den Herren, die dicht an der russischen Grenze regierten, und beständig mit russischen Unterthanen zu thun hatten, ein bömisches Dorf; kein Einziger von ihnen verstand einen Laut dieser Sprache; ja Einer fragte mich sogar mit einer lächerlichen Arroganz, warum ich mir das Dings nicht hätte deutsch schreiben lassen? Ich erbot mich, ihnen den Inhalt zu übersezen. — „Dos geht halter nit,“ war die Antwort; der Herr kann uns sagen, was er will! Was wissen wir, was halter drin steht?“ — Nach vielem Hin- und Herreden ward denn endlich ein alter Jude, der gewöhnliche Dollmetscher dieser Herren, herbeigerufen, und ihm der Auftrag gegeben, meinen Paß ins Deutsche zu übersezen. Das geschah denn auch, und zwar in einem Styl, der noch barbarischer ausfiel, als die gewöhnlichen Kraft-

suppen der Wiener und Prager Genies, die doch schon unstreitig die erbärmlichsten Subjekte sind, die unser Jahrzehend hervorgebracht, und durch ihre fehlerhafte Sprache zur Genüge darthun, daß sie kaum die Sprachkenntnisse eines Schülers aus Quinta inne haben. In den zwei Stunden, in denen ungefähr acht Reihen meines Passes übersezt wurden, durfte ich das Rathhaus nicht verlassen, und wurde mit Argusaugen bewacht. Ob die Herren mir den Jakobiner an der Stirn ansahen, und eine Empörung unter dem Volke von mir erwarteten, das weiß ich nicht! — Endlich war denn das saubere Machwerk fertig, und nun wards gelesen, das heißt, der Präsident sah es durch und überreichte es einem Andern; so ging es die langweilige Reihe hinunter bis zum Kopisten. Als dieses geschehen war, wurde die Uebersetzung ins Archiv gelegt; mein Originalpaß aber wurde von mehreren Herren, die ein paar Zeilen hinzuleksten, unterschrieben und besiegelt, so, daß er ein recht buntschäftiges Ansehen erhielt. Während diesen langweiligen Prozeduren suchte man

mich, durch allerlei auf Schrauben gestellte Fragen, zu examiniren, weß Geistes Kind ich sei? Wo ich hin wolle? Welches die Absicht meiner Reise sei? Wie lange ich mich aufzuhalten gedente? und was der Fragen mehr waren. Ich antwortete ganz ohne Scheu; aber über den letzten Punkt gab es noch viel Bedenkens, ehe man mir ein paar Tage ungehinderten Aufenthalts erlaubte, bis ich eine bequeme Gelegenheit, weiter zu kommen, gefunden hatte. Endlich nach vielem Hin- und Herreden gestand man mir denn doch mein Ansuchen zu, und der Herr Präsident winkten mir mit der Hand zu, daß ich entlassen sei, welches ich mir nicht zweimal sagen ließ.

Hungrig und ermüdet — denn ich hatte die ganze Zeit über stehen müssen — kam ich in mein Gasthaus zurück, wo gleich nach mir ein Polizeibote erschien, dem Wirthe die Erlaubniß, mich zu beherbergen, und mir eine Rechnung überbrachte, wo ich für Uebersetzung und andere aufgewendete Kosten fünf Kaisergulden und vier und zwanzig Kreuzer bezahlen mußte. — So viel

über meine erste Aufnahme auf österreichischem Gebiet! Sie wäre vielleicht artiger gewesen, wenn nicht die gegenwärtige wunderliche Crisis der Umstände die Gemüther entflammt hätte!

Brody ist eine sogenannte freie Reichsstadt, das heißt, sie erkennt nicht sowohl die Oberherrschaft des Kaisers, als vielmehr nur seinen Schutz an; daß es aber mit dem ganzen Dinge Spielwerk sei, sieht man schon daraus, weil man mitten in der Stadt zwar eine österreichische, aber keine städtische Regierung antrifft. Die Freiheit dieser Stadt ist also, wie bei allen Einrichtungen dieser Art, nichts weiter als ein leeres Wort, das, wenn es gelten soll, für nichts geachtet wird, als für das, was es wirklich ist, — eine politische Kinderklapper, die man den Reichsbürgern zum Spielen hingeworfen hat, und die man diesen alten Kindern nur so lange läßt, als es Laune und Willkühr erlauben. Das einzige Vorrecht, welches Brody vor mehreren österreichischen Städten voraus hat, ist ihre größere Handelsfreiheit. Es ist nämlich der Stadt erlaubt, eine Menge ausländischer

Waaren, die sonst in den österreichischen Staaten für Contrebande passiren; einzuführen; und sie ins Ausland wieder abzusezen; wofür aber die Einwohner eine ungemein starke Contribution erlegen müssen. Sonst aber ist der Kaiser hier ein eben so unumschränkter Sultan als in seinen übrigen Staaten; und handelt mit seiner Regierung so willkührlich; daß das Prädikat, womit sich die hiesigen Bürger brüsten; wahrhaft lächerlich wird. Sie sind so sehr unterthänige Sklaven des österreichischen Hauses; als es die Uebrigen nur seyn können; und hängen ganz von der Willkühr ab. Da ist auch nicht ein Schatten von Freiheit oder von Unterschied zu bemerken. Der Kaiser macht Veränderungen in der Stadt, wie sie ihm irgend belieben; er kehrt sich an keine Privilegien; er erhebt Abgaben, wann und wie er will; er setzt neue Steuern fest, und treibt dieselben executionsmäßig ein; ohne daß die Einwohner sich rühren dürfen; ja in den leztern Jahren hat er auch das letzte Vorrecht der Bürger von Brody, ihre ihnen zugestandene Cantonsfreiheit; aufgehoben;

und zwingt die freien Leute durch den Corporalsstoß zum Musketentragen.

Dieser letzte Eingriff in die Rechte der Stadt fand jedoch das meiste Hinderniß; die Widersetzung war allgemein; allein wer durchdrang, war der Kaiser mit seinem herrischen „Ich will es!“ Im vorigen Jahre entstand hier ein ordentlicher Aufstand über diese Maaßregel. Der Kaiser hatte im französischen Kriege Geld und Mannschaft geopfert, ohne reelle Vortheile zu gewinnen; die unglücklichen Feldzüge in Italien hatten ihn ganze Armeen gekostet; Bonaparte drang wie ein reißender Strom vorwärts, und bedrohte die kaiserlichen Erbländer. Was war bei dieser Lage der Sachen zu thun? Der Friede wäre am rathsamsten gewesen; allein den erlaubte der kaiserliche Ehrgeiz und Pict's Schurkerei nicht; Thugut und die übrigen Minister waren von diesem Frevler bestochen und stimmten auf die Fortsetzung des Krieges. Es ward also beschlossen, neues Menschenblut zu vergießen. Die Armeen mußten kompletirt werden; aus allen Gegenden des Reichs wurde heerden.

weise herbeigetrieben, was nur die Waffen tragen konnte. Die Zeitungen logen uns damals viel von dem erstaunlichen Patriotismus der österreichischen Unterthanen vor, und posaunten ein Langes und Breites von dem Enthusiasmus der kaiserlichen Heere; daß aber dieser patriotische Enthusiasmus eben nicht weit her war, bewies die Folge. Freiwillig opferte sich gewiß kein Einziger der mißlichen Sache des Kaisers, aber hier entschied Gewalt; das fürchterliche „du mußt“ erschütterte, und der Korporalstoß bläute so lange auf die Widerspenstigen los, daß endlich der wunderlichste Enthusiasmus zur Ergreifung der Muskete belebt werden mußte.

Unter diesen Umständen kam nun auch die Reihe an Brody. Die christlichen Einwohner hatten dergleichen Eingriffe in ihre Rechte schon oft genug erfahren; sie fügten sich also in ihr Schicksal, und widersezten sich nur schwach. Aber jetzt sollte es auch die Juden treffen, welches, seit Josephs verunglücktem Versuch, nicht geschehen war. Einer der kaiserlichen Minister hatte den witzigen Einfall, unter diesen Nach-

Kommen Abrahams den alten Muth, die alte Tapferkeit, allenfalls durch die Gewalt des Stofes wieder zu erweken, sie in ordentliche Regimenter zu bilden, und sie zum Todtschlagen — denn dazu, meinte man, wären sie gut genug — gegen die Franzosen zu schicken. Allein dieses Volk, welches ehemals unter ihrem Moses Spuren von Muth gezeigt hatte, weil der Heroismus sie entflammte, der Eigennuz, ein reiches Land für sich zu gewinnen, sie begeisterte, und ein glücklicher Räuber an ihrer Spitze stand, hatte, seit den unglücklichen Vorfällen, die ihrer politischen Existenz den Garaus machten, seinen alten Kriegsruhm ganz verloren, und steht noch jetzt so untheilnehmend da, daß die ganze Welt neben ihm zusammenstürzen könnte, wenn es nur nicht mit unter den Trümmern begraben wird. Der Gedanke, sich gegen die furchtbaren Franzosen zu stellen, die man hier im dummen Wahn für halbe Menschenfresser hielt, und sich von ihnen — mir nichts dir nichts — todtschlagen zu lassen, gewährte natürlich, bei dem Hange dieses Volks zum weichlichen Leben, keine ange-

nehme Aussicht. Man widersezte sich daher mit Ernst der kaiserlichen Maßregel; man warf sogar seine natürliche Furchtsamkeit eine Zeitlang auf die Seite; man bewaffnete sich mit Knütteln und was man sonst habhaft werden konnte, und Jung und Alt versammelte sich auf dem Markte, entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Die Stadtgarnison, welche beordert ward, die Juden zur Vernunft zu bringen, ward von ihnen herzhast angegriffen, und mußte weichen. Triumphirend über diesen ersten glüklichen Versuch, glaubte man nun, das Ungewitter ganz von sich entfernt zu haben, und ging wieder an sein Geschäfte. Allein der hinkende Bote kam nach. Von Lemberg erschien plötzlich ein Bataillon Infanterie. Auf die erste Nachricht davon, bewaffneten sich die Juden aufs neue. Es soll ein lächerlicher Anbliß gewesen seyn, diese auf verschiedene Art bewaffnete Judenarmee mit anzusehen, wo jeder Einzelne vor Angst mit den Zähnen klapperte, und doch dem Andern Muth einsprach. Die Oesterreicher rükten an, und ehe eine Viertelstunde verging, waren die

Juden versprengt. Man nahm gefangen, was man habhaft werden konnte; die jungen waffenfähigen Leute suchte man aus, und schickte sie zur Armee; die Uebrigen blieben zur Strafe für ihre Empörung im Gefängnisse, bis sie auf Intercession ihrer Weiber und der übrigen Bürger ihre Freiheit wieder erhielten. Doch wurden vorher noch die Haupträdelsführer öffentlich auf dem Markte mit Ruthen gepeitscht. Seit der Zeit hat man schon mehrere Juden aufgegriffen und zur Armee abgeschickt; aber keinem Einzigen ist es mehr eingefallen, sich zu empören; der erste unglückliche Versuch hat sie völlig erschlafft. Tapfer werden sich diese jüdischen Soldaten wohl nicht gehalten haben, allein sie haben denn doch die Anzahl vermehrt. —

Uebrigens machen die Juden in Brody den Hauptstof der Einwohner aus, und sollen, wie man mir versichert hat, über viertausend Familien stark seyn. Sie haben den Haupthandel an sich gerissen, und nur drei oder vier christliche Handelshäuser machen mit ihnen gleichgroße Geschäfte. Trotz der enormen Abgaben,

die sie bezahlen müssen, ziehen sie doch aus ihrem Handel einen so großen Gewinn, daß sie nicht selten aufgehäufte Reichthümer besitzen. Der Haupthandel geht in das Innere von Rußland, namentlich nach Berdiczav, Kiew, Smolensk, Moskau und Riga. Die Waaren holen sie auf der Achse aus Deutschland, besonders von Wien, Leipzig und Breslau ab, und verführen sie sodann weiter. Auch mit den polnischen Produkten treiben sie einen starken Handel nach der Türkei, und eben so mit den Produkten der Krimm und der Walachei, namentlich mit Pferden, Rindvieh, Häuten, Wachs, Honig und andern dergleichen Erzeugnissen, die sie größtentheils in Deutschland absetzen.

Das hiesige Militär besteht aus einer Compagnie Ungarn und einer Compagnie Infanterie vom Regiment Laschy. Sie zeichnen sich durch ein sehr brüskes Wesen und durch eine gewisse militairische Frechheit aus, welches diese Herren gewöhnlich in einer Provinzstadt annehmen, wo sie die Meister zu spielen gedenken.

Indessen besitzt der österreichische Offizier immer noch weniger Arroganz, aber auch weniger Bildung als der preussische. Ein preussischer Herr Lieutenant denkt Wunder, was er ist; ein österreichischer fühlt seine glänzende Armuth! — An einem gewissen Unterlieutenant, der sich gewöhnlich Nachmittags bis spät in die Nacht in meinem Quartier aufhielt, und daselbst sein Mäsel Destreicher verzehrte, fand ich einen streitsüchtigen, sonderbaren Mann, der in einem Alter von sechszig Jahren noch immer als Unterlieutenant diente, oft übergangen worden war, und dennoch, trotz alle dem, daß er so wenig Ursache hatte, die österreichische Regierung zu loben, der tollste, wüthendste kaiserliche Patriot war, der mir noch im Leben vorgekommen ist. Er nahm durchaus keine Raison an. Alles, was sein Franz, sein Kaiser that, war nach seinen kurzsichtigen Begriffen göttlich und unübertreflich. Der französische Krieg war in seinen Augen das Muster einer weisen Staatspolitik, ohnerachtet ihm Thatsachen das Gegentheil beweisen mußten. Die österreichische Nation galt ihm für

die heldenmüthigste und unüberwindlichste in der ganzen Christenheit; und an Patriotismus und Tapferkeit übertraf sie, seiner Meinung nach, alle Nationen der Welt. Zwar erinnerte ich ihn an einige Thatsachen aus der neuesten Zeit, die dem belobten Muthe und der patriotischen Tapferkeit der Oesterreicher eben nicht sehr das Wort redeten; allein er blieb bei seinem Glauben, und wußte Entschuldigungen; bald waren es Verráthereien, bald Uebermacht, bald andere Umstände gewesen, welcher denn natürlich auch die tapferste Armee unterliegen muß. — Von den Preußen war er ein ganz unversöhnlicher Feind. Dieser Nation schien er ewige Fehde geschworen zu haben, und machte es sich ordentlich zum Gesez, alle Einrichtungen der preussischen Regierung, die doch, ganz ohne alle Schmeichelei, weit besser und zweckmäßiger als die österreichischen sind, mit großer Bitterkeit zu tadeln. Ohnerachtet er wußte, daß ich ein Preuße sei, so hielt ihn dieß doch nicht zurück, seiner Galle recht herzlich Luft zu machen, und dieser Nation alles Unglück über den Hals zu

wünschen. Daß der König von der Koalition gegen Frankreich abgetreten war, und die klügere Parthei der Neutralität ergriffen hatte, das war in seinen Augen ein Verbrechen, das ihm nie vergeben werden konnte. Ohnerachtet schon Jahre hingeflossen waren, in denen man sich, ohne Beihülfe der Preußen, den Hals gebrochen, Friede geschlossen, und den Kampf von neuem angefangen hatte, so schimpfte er doch noch mit solcher pöbelhaften Wuth auf den König, daß eine große Portion Geduld dazu erfordert wurde, um das Geschwätz dieses Menschen anzuhören. Anfangs hielt ich so ziemlich an mich. Er hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, und ohne philosophischen Geist urtheilte er einseitig über die Geschichte dieses ewig denkwürdigen Krieges ab. Von hier gieng er weiter in die neuere Zeitgeschichte, und alles, was unterdessen geschehen war, wurde bitter getabelt. Das Verfahren des Königs gegen den Kaiser nannte er eben so treulos, als die Mißhandlung der Republik Polen. Dieß Letztere war das Einzige, worin ich ihm gewissermaßen stillschweigend Recht

gab. So sehr guter Patriot ich auch immer bin, so läßt sich doch das Verfahren gegen Polen schlechterdings nicht entschuldigen. War es auch politisch = klug — welches noch zu erweisen steht —, so war es doch moralisch = ungerecht; und ich denke, man könnte Politik mit Moral vereinigen. — Indessen das dahin gestellt, so that ich, was mir möglich war, um das Verfahren gegen Polen von einer weniger gehässigen Seite darzustellen; eine Bemühung, die mir schlecht gelang, wenn ich nicht ganz gegen meine Ueberzeugung sündigen, und so, wie mein österreichischer Gegner, alles schön finden wollte, was der Herr thut, selbst wenn es das Unverzeihlichste wäre. Aber mein ganzer Patriotismus ward rege, als mein Gegner das preussische Regierungssystem anfocht, es eine ungebundene Despotie nannte, und das österreichische dagegen erhob.

„Wenn auch im preussischen Staate nicht alles so ist, wie es möglichst seyn könnte, wenn auch hin und wieder noch so manche Unvollkommenheiten zurück bleiben, wie es denn in dieser

unvollkommenen Welt nicht anders möglich ist, so wird doch jeder Unparteiische darin mit mir übereinstimmen, daß das ganze Verfahren der jezigen österreichischen Regierung weit despotischer, weit willkührlicher ist, als das preußische. Ich behaupte dieß nicht als ein blindlings eingenommener Patriot, noch aus Schmeichelei, sondern als ein parteiloser Mensch, der Wahrheit liebt, und keinem Mächtigen schmeichelt, wenn er es nicht verdient. Wie ist es möglich, die jezigen Regierungsgrundsätze der kaiserlichen Staaten mit denen der preußischen Monarchie in eine Parallele zu stellen? — Ich gebe es zu, daß in den Letztern ebenfalls Misbräuche obwalten, die allenfalls noch abgeschafft werden könnten; allein jene willkührliche Bedrückungsmuth des österreichischen Ministeriums findet man doch wahrlich hier nicht. Wo treffen wir denn in Preußen jene abscheuliche, unser Jahrhundert entehrende Inquisition an, die unter dem Namen der geheimen Polizei in Oesterreich *cum privilegio* mordet, und aus Bosheit, Dummheit und Fanatismus ehrliche schuldlose Men-

schen ohne ordentlichen Rechtsgang zu Grunde richtet, und allgemeines Verderben verbreitet? Wo findet man bei uns jene Intoleranz in politischen und religiösen Meinungen, die dort ihren blutigen Scepter überall ausbreitet?, Wo legt man hier der Gedanken- und Handlungsfreiheit der Menschen solche lästige Fesseln an? Wo verbietet man unter einem längst abgenutzten Vorwande mit so unmenschlicher Strenge Lesen und Schreiben vernünftiger Bücher? Wo bestraft man Verirrungen mit so ungemeiner Härte, als es die österreichischen Gesetze heischen? In unserm Staate kennt man keine *pacta conventa*; der Fürst hat der Nation nichts, gar nichts versprochen; er ist an keine Gesetze gebunden; das Volk ist zum unbedingten Gehorsam verpflichtet; aber welcher unserer Fürsten hat jemals seine Macht gemisbraucht? — Welcher von ihnen hat nicht die Gesetze der Vernunft geehrt; seit Friedrich der Unsterbliche die Bahn brach, und seine Regierung auf Grundsätze feststellte, die ewig geltend sind, und die seinen Namen noch nach Jahrhunderten verherr-

lichen werden? In unserm ganz unumchränkt beherrschten Staate haben wir am wenigsten willkürliche Gewalt zu befürchten; denn unsere Fürsten erkennen die Herrschaft der Geseze, und überschreiten nie die Grenzen, welche ihnen durch dieselbe angewiesen werden. Unsere Abgaben sind mäßig und fest bestimmt; selbst in Kriegszeiten empfinden wir die damit verbundenen Lasten weit weniger, als alle unsere Nachbarn. Oesterreich dagegen erhebt und erhöht nach freier Willkühr seine Auflagen; die Geseze der Vernunft werden daselbst wenig geachtet; die Minister handeln, wie es ihnen gut dünkt, oder wie es ihr Eigennuz heischt; das ganze Volk schmiegt sich aus Bigotterie und Wahn unter die eiserne Fessel, die ihm seine Großen anlegen; ein verächtlicher Mensch, wie Hofmann, Haschka und Consorten, ist fähig, durch falsche Anklagen einen rechtlichen würdigen Mann ins Verderben zu stürzen; Gewalt geht oft vor Recht; wer nicht folgen, unbedingt folgen will, der wird zum Schiffeziehen auf der Donau, oder zum ewigen Gefangniß in den schrecklichen Berg-

vesten verdammt; man entreißt die Kinder ihren Eltern, die Gatten ihren Weibern, und schleppt sie zum Todtschlagen gegen Frankreich fort; kein Recht ist heilig, wenn es darauf ankommt, einen ehrlichen Mann zu stürzen; die Regierung will, und es muß geschehen, wenn es auch noch so unvernünftig, noch so zweckwidrig wäre; der Philosophie und der bessern Ueberzeugung ist das Verdammungsurtheil gesprochen; das Licht, welches Joseph, dieser lang verkannte und mit Unrecht getadelte Monarch, aufstekte, ist durch seine Nachfolger wieder ausgelöscht, und jetzt tappen sie im Finstern umher; Bigotterie und Aberglauben sitzen auf dem nehmlichen Throne, den der weise thätige Joseph der Philosophie einräumte; Leopold führte die schrecklichste Geistesbedrückung wieder ein, und machte Friede mit den Pfaffen, denen Joseph den Krieg angekündigt hatte; Franz, der Zögling Josephs, von dessen Herzen man alles erwartete, ahmt seinem im Dunkeln tappenden Vater nach; eine ganz ungegründete Furcht vor Empörung, verbannt Denk- und Gewissensfreiheit, sonst die

mächtigste Stütze des Thrones; statt der Philosophie den Eingang zu öffnen, erbauen Heuchler und Schurken Scheiterhaufen für sie, und mordeten ungestraft, wie der Bube Calvin; kurz, des unbelonnensten Mißbrauchs der Regentgewalt ist dort so viel, so mannigfaltig, daß wirklich ein recht dummer Patriotismus dazu gehört, um das alles schön zu finden. Wer nur Augen hat zu sehen, und der Vernunft nur wenig Herrschaft einräumt, der findet dort Tadel an allen Ecken! —

So dachte ich, aber so sagt' ichs meinem Gegner freilich nicht; denn ich fürchtete den Spielberg bei Brünn und andere furchtbare Bergvesten, wohin schon so mancher ehrliche Mensch mit Hülfe der verruchten geheimen Inquisition verwiesen wurde, und seine etwas vorlaute Sprache durch ein ewiges Gefängniß abbüßte. Ich suchte vielmehr sanfte Gründe auf, um meinen Mann zu überzeugen; allein er war und blieb ein — Langohr. Das Einzige, was er allen meinen Gründen in den Weg warf, war der abgeschmackte, und dabei schändliche

Grundsatz: Der Fürst kann thun, was er immer will! —

„Welch' eine lästerliche Behauptung! Ich könnte den Satz allenfalls mit einiger Einschränkung gelten lassen, wenn man nämlich sagte: Der Fürst kann thun, was er will, wenn es nur mit den Gesezen der Vernunft und der Billigkeit übereinstimmt — aber so ganz unbedingt? O pfui des Vertheidigers des Löwen- und Siegerrechts! hinweg mit ihm aus der Gesellschaft der Menschen, denen er alles raubt, was sie über das Thier erhebt! Wenn es auch von jeher Menschen gegeben hat und noch giebt; welche dieses abscheuliche Recht zur Grundregel ihrer Handlungen machen; und alles an sich reißen, oder in den Abgrund stürzen, was ihre Allmacht einigermaßen hemmt und ihrer Willkühr im Wege steht, die mit Treue und Glauben, mit Menschenseligkeit und Menschenköpfen ihr verdammlisches Spiel treiben; und wohl gar ganze Nationen zerknifen, sobald es ihnen nur den geringsten Nagel einbringt, wodurch sie ihr Prachtgebäude stärker befestigen können; so wird

doch kein rechtlicher Mann dieses menschen-entehrende System vertheidigen, oder es wohl gar als nothwendig zur menschlichen Glückseligkeit anpreisen. Das kann nur ein Bube, der dadurch gewinnt; nur ein Heuchler, der vom Gifte der Schmeichelei angesteckt und verpestet ist! Berachtung und ewige Schande diesen unsinnigen Vertheidigern des Löwen- und Siegerrechts, die um ein gnädiges Lächeln ihrer Despoten die Menschheit verläugnen, und das schändlichste aller Systeme, welches nur die schwärzeste Bosheit erfinden konnte, in Schutz nehmen!“ —

Es versteht sich von selbst, daß ich diese Gedanken abermals nicht laut werden ließ; aber ich that denn doch alles, um meinen Gegner von seinem Irrthum zu überführen! Ich warf ihm das Beispiel Friedrichs des Einzigen in den Weg; ich wiederholte ihm die Worte dieses philosophischen Monarchen: „Der Staat ist mehr als der Fürst; dieser steht bloß an der Spitze desselben, als erster Unterthan; er ist den Gesetzen unterworfen, wie jeder einzelne Bürger; der Gesamtwille hob ihn empor, und

stillschweigend schloß die Nation einen Vertrag mit ihm, der ihn verpflichtet, auf die Beobachtung der Geseze zu halten, und selbst ein Beispiel zu geben!“ — Ich bewies ihm, wie dieser große Fürst nicht blos solche edle Grundsätze äußerte, sondern auch ausübte; wie er selbst mehrere Prozesse gegen seine Unterthanen verlor, und sich dem Ausspruch der Geseze ohne Widerrede unterwarf. Ich zeigte ihm, wie ein Fürst diesem großen Beispiel folgen müsse, wenn er seinen Plaz gehörig ausfüllen, und den Segen der Nachwelt erndten wolle. Selbst Joseph, der doch oft genug nach Willkühr handelte, zeigte doch eine unbegranzte Achtung für die Geseze, unterwarf sich denselben, und erkannte seine große Bestimmung, zu wirken für Menschenglück. Ich führte ihm mehrere Vorfälle aus der Geschichte dieser beiden großen denkwürdigen Fürsten ins Gedächtniß, die deutlich genug zeigten, was sie selbst von sich und ihrer Verpflichtung hielten. Aber da war an kein Ueberzeugen zu denken; er blieb bei seinem alten Glauben. „Des is nix, des will hakter

nit viel sagen! Schauts der Herr! wenn der König nit thun kann, was er will, wofür ist er denn König? — Unterthan? hat sich was zu unterthanen! Aus Politik mag der alte Fritz und unser Joseph — bei Nennung des Letztern zog er den Huth ab — wohl 'mal so etwas gesagt haben, aber g'dacht haben's habe nit! Wüßt auch nit, wozu das? Deshalb sind sie ja Fürsten, die keinem Gesez, keiner Oberkeit unterworfen sind! Gott allein ist ihr Herr, darum schreiben's sich auch: Von Gottes Gnaden! —

Risum teneas amice, bei dem letzten Grunde; er war sehr ernsthaft gemeint! denn der Mann war fest überzeugt, daß dieses fromme Beiwort, dessen sich unsre Monarchen aus fürstlicher Demuth, oder auch nur aus Gewohnheit bedienen, sie von aller Verbindlichkeit gegen Menschen und menschliche Pflichten frei spräche! — Du lieber Himmel! wenn das wahr wäre, daß unsere Von Gottes Gnaden durch diese stolze Demuth das Privilegium erhalten hätten, zu schalten und zu walten nach

Belieben, was wäre denn uns andern armen Menschenkindern übrig geblieben? Wir sind ja ohnehin schon meistens geduldige Schaaf, die sich von ihren Nachhabern das bischen Wolle, welches ihnen die Natur gab, müssen abscheeren lassen; wenn man uns nun auch noch die Haut über die Ohren ziehen könnte, so bliebe uns ja gar nichts! In Frankreich schien man wirklich mit jenem Beiworte diesen scheuslichen Begriff zu verbinden; da schindeten Prinzen, Minister, Generalpächter und Pfaffen; und in Oesterreich und Rußland scheint man vor der Hand ein ähnliches System einführen zu wollen. Aber zum guten Glücke ist es unmöglich, daß so eine Krise lange dauern kann, und es steht zu erwarten, ob sie sich schmerzhaft oder sanft auflöst. Die Fürsten werden und müssen endlich einmal wieder ihre Verpflichtung, ihre eigentliche und schönere Bestimmung einsehen lernen; und, Gott Lob! der größte Theil unserer Europäischen Regenten besitzt schon philosophischen Geist genug, um zu wissen, was zu seinem und des Volkes Frieden dient! Eine gesetzlose

willkürliche Herrschaft bleibe also vor der Hand noch nur den unglücklichen Völkern des Orients überlassen, bis auch über diese die Sonne der Wahrheit und der bessern Erkenntniß aufgeht, und den Despotismus auf ewig von der ganzen Erde verdrängt! Der große Friedrich brach die schöne Bahn, auf der seine edlen Nachfolger fortwandern! Er wolte nicht unumschränkter Despot, er wolte Vater seyn; er wolte nicht unterthänige Sklaven, sondern treue und gehorsame Kinder um sich her versammeln. Er beugte seinen störrischen Willen mit Gewalt unter die Herrschaft der Geseze; er stellte die Regierung auf Grundsätze fest, die unerschütterlich und heilig sind! Er mußte, was das Beiwort: von Gottes Gnaden, sagen wolte, und gab ihm keinen bedeutenden Werth! Keine Wahlkapitulation, aber Recht und Billigkeit unterschrieben den Vertrag zwischen Fürst und Unterthan. Der Wille des Gesezes, als der Gesamtwille der Nation, herrschte unumschränkt, und sicherte dem Bürger sein Eigenthum. Fürst und Nation lebten in gegenseitiger Vertraulichkeit mit ein-

ander, und kein asiatischer Glanz schreckt den Unterthan vom Throne zurück! So steht hoch und hehr das prachtvolle Gebäude, das Friedrich auführte, und seine Nachfolger erweiterten; ein schönes ehwürdiges Muster einer guten, weisen Regierungsform, unter der man glücklich sehn kann!“ —

Mein Ungar wolte von dem Allen nichts wissen. „s giebt halter keine bessere Regierung, als die österreichische, dabei bleib' ich.“ Das war der Nachtspruch, den er meinen Gründen entgegenwarf, und bei dem er beharrte. Ich sahe endlich wohl ein, daß ich meine Perlen vor die Säue warf; ließ den Thoren bei seinem Glauben, und schwieg von der ganzen Materie. Allein er fing von selbst wieder an, und jetzt begann ein neues Thema über Schlessen, wo er gewisse Nachricht haben wolte, daß dieses Land in kurzer Zeit wieder an den Kaiser zurückfallen würde. — „Hier haben wir gewonnenes Spiel!“ sagte er: „Die Eroberung dieser Provinz wird uns nichts kosten! Alle Schlesier denken noch mit Entzücken der Zeit, wo sie unter österreichi-

scher Herrschaft standen! Wir dürfen nur einrücken, und die Insurrektion zum Vortheil des Kaisers ist vollendet!“ — „Mit Einschränkung, mein lieber Freund,“ dachte ich bei mir selbst, „mit Einschränkung! Das katholische Schlesien möchte wohl freilich gern zur österreichischen Herrschaft zurückkehren, aber die Protestanten würden sich wahrscheinlich noch besinnen! Uebrigens halte ich den Zeitpunkt, wo das österreichische Haus wieder Herr von Schlesien werden könnte, noch um viele, viele Jahre hinausgerückt!“ — Dem preußischen Militair wolte mein Herr Unterlieutenant gar keine Gerechtigkeit widerfahren lassen. — „’s ist halter grobes Pak, das sich Wunder was einbildet, selbst, wenn es noch kein Pulver gerochen hat!“ — Darin mochte er nun zum Theil Recht haben, wenn er nämlich darunter die jungen Herrchen versteht, die kaum der Amme entlaufen sind, und mit dem Portreepe das Recht erhalten zu haben glauben, ehrliche Leute ungestraft zu necken. — Aber der größere Theil der Armee, besonders die erfahrenen, gedienten Offiziere, sind doch

wohl unstreitig weit civilisirter, als die Oesterreicher. Und was Tapferkeit und Muth betrifft, da, denke ich, möchte die preussische Armee wohl der österreichischen die Wage halten. Ich erinnerte ihn deshalb an einige Szenen des siebenjährigen Krieges, wo zuweilen eine Hand voll Preußen eine mächtige kaiserliche Armee schlug; allein mein Gegner wußte für diese Thatsachen, die er nicht abläugnen konnte, mancherlei Entschuldigungen. „Das war halter die Schuld unsrer Generale! Daun war eine Schlafmüze, und Laudon fehlte es an Macht!“ — Nun entspricht zwar dieser Behauptung die Geschichte nicht; denn Friedrich, der doch in Wahrheit seine Leute kannte, hielt den General Daun für nichts weniger als für unthätig, und Laudon hatte Macht genug, und that genug; allein einem Gegner, wie Friedrich, unter dessen Augen sich das Heldenheer gebildet hatte, und das in der That, nicht in Worten, für Vaterland und eignen Heerd kämpfte, konnten jene Männer nicht widerstehen! Jetzt brachte ich das Gespräch auf die Insurrektionen der Ungarn;

da setzte sich mein Held auf sein Paraderpferd und nahm alle Baken voll. — „Bonaparte, der Schäfer, hätte es wagen sollen, weiter vorzudringen, er wäre sauber empfangen worden; mit Maus und Mann wäre er gefressen worden, und kein Gebein wäre von der ganzen fran;ösischen Armee weggekommen!“ — Das mochte nun wohl wahr seyn, denn Bonaparte befand sich wirklich, wie Jedermann weiß, in einer sehr übeln Lage; aber so arg war es nicht, sonst wäre dem Kaiser der abentheuerliche Schritt gar nicht zu verzeihen gewesen, daß er in einem Augenblick Friede machte, wo das Schicksal von ganz Frankreich, so zu sagen, in seinen Händen war, und wo es ~~war~~ eines einzigen Schlages bedurfte, um die befehlende Republik zu einer untergeordneten Rolle zu zwingen. Statt daß der Kaiser jetzt Gott danken mußte, daß die Mäßigung der Franzosen ihm einen ziemlich ehrenvollen Frieden bewilligte, so wäre er unter veränderten Umständen selbst der vorschreibende Theil geworden, und — hätte sich vielleicht nicht so mäßig gezeigt. — Und nun gar die Ungarn —

die machten es nun vollends lächerlich; die pralsten gewaltig viel mit ihren Aufgeboten, mit ihren Rüstungen, mit ihrem Patriotismus, aber — kein Mann kam zum Vorschein. Erst jetzt, da sie sahen daß der Friede vor der Thüre war, und es, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht zum Schlagen kommen würde, da usurpirten sie ernsthaft, und nahmen eine patriotische Miene an. War es ihnen wirklich um die Ehre ihres Königs zu thun, warum wagten sie nicht längst den Schritt? Aber man sage, was man will, die Ungarn meinten es nicht ehrlich; sie nahmen eine Maske vor, aber der Eigennuz gukte aus allen Winkeln heraus. Sie wolten blos selbst und allein gewinnen; sie wolten den Kaiser zur Wiederherstellung ihrer alten Privilegien zwingen; deshalb das große Geschrei und das wenige Wollen! — Doch genug von diesen und ähnlichen Dingen! Gefällt dir diese Ausschweifung nicht, so überschlage sie; es ist freilich schon etwas oft Gesagtes; allein es kann dennoch seinen guten Nutzen haben! Meine Absicht dabei war, dir eine kleine Schilderung von dem östern

reichischen Patriotismus zu geben, der sich gewöhnlich sehr stark in Worten, aber sehr schwach in Werken äußert, und der Alles verachtet, was nicht österreichisch ist! —

Uebrigens fehlt es der Stadt Brody ganz an alle dem, was man sonst zu den Merkwürdigkeiten einer Stadt rechnet. Einige wenige mittelmäßige Gemälde in den Kirchen ausgenommen, findet man daselbst nichts, was allenfalls des Aufzeichnens werth wäre. Nach schönen öffentlichen Gebäuden sucht man umsonst; die Privathäuser, wenn sie auch hin und wieder bequem eingerichtet sind, so haben sie doch nichts, was weiter interessiren kann. Die hiesige Judensynagoge ist reich; aber mit Schnörkeleien ohne Geschmak überladen. Die Stadt ist von zwei Seiten mit einer Art von Wall umgeben, der aber seiner Auflösung immer mehr entgegen geht; von den beiden andern Seiten wird sie durch einen Morast eingeschlossen. Im Nothfall könnte also aus diesem Orte eine Art von Gränzveste gemacht werden. Das sogenannte alte Schloß liegt mitten in der Stadt; ein altes

gothisches Gemäuer, größtentheils verfallen und unbrauchbar, ohne alle Merkwürdigkeit, doch aber mit großen Bastionen und einem tiefen Graben umgeben; wodurch mitten in der Stadt eine Art von Citadelle gebildet wird. Ehemals sollen die alten Grafen Potoczky, zu deren Gebiet die Stadt eigentlich gehört, daselbst residirt haben; jetzt ist es ein Aufenthalt der Uhus und anderer Nachtvögel. Auf der Südwestseite der Stadt; doch aufferhalb derselben; ist das kaiserliche Mauth Amt nebst der Kanzelei angelegt; die dazu gehörigen Gebäude nehmen einen ansehnlichen Raum ein, und fallen recht hübsch in die Augen.

Die Schulgebäude in der Stadt, die auf kaiserliche Kosten angelegt sind, haben zwar keine äußerliche Pracht, sind aber sehr zweckmäßig und schön eingerichtet. Der unsterbliche Joseph war doch, bei allen seinen Fehlern, ein vortreflicher musterhafter Fürst. Wenn er auch nichts Edles weiter gethan hätte; als daß er um die Bildung der Jugend so väterlich besorgt war, so würde er dadurch schon den Nachruhm verdienen;

den ihm eine vorurtheilsfreie Nachwelt gewiß nicht vorenthalten wird. Josephs Auge war auf alles gerichtet, was die Wohlfahrt seiner Nation befördern konnte, nur Schade, daß er es nicht genug seyn ließ, blos negative Glückseligkeit zu befördern, sondern auch die positive seinem Volke gleichsam aufdrang, und sich dadurch zu Eingriffen berechtigt hielt, die ihm nicht zukamen. Auch um die Jugend von Brody, so abgelegen auch der Ort von der Residenz, und so unbedeutend er an sich war, hat sich der gute, von den Pfaffen hingeopferte, Fürst durch weise Anstalten verdient gemacht, und sich ein ewiges ruhmvolles Denkmal seines Namens gestiftet. Sobald die erste größte Verwirrung nach der Besiznahme vorüber war, nahm er sich mit väterlicher Sorgfalt der ganz verwahrloseten Jugend an, um diese Halbwilden in vernünftige Menschen umzuschaffen. Das Unternehmen war schwer; tausend Hindernisse stellten ihm Dummheit und Bosheit in den Weg, aber seine Entschlossenheit drang durch. Er sparte weder Kosten noch Mühe, und unter seiner thätigen

Hand gediehen die schwierigsten Anstalten. Schulen entstanden da, wo man vormals kaum den Namen eines solchen Instituts kannte; sein Werk ist die ganze treffliche Anlage der hiesigen Schulanstalt; von ihm schreiben sich die weisen Verordnungen her, wodurch aller Vernachlässigung, aller Betrügerei gesteuert wurde; er setzte Lehrer an, die ihrem Fache gewachsen waren, und so besoldet wurden, daß sie wenigstens ohne Nahrungsorgen leben konnten; alle nothwendigen Kenntnisse solten der Jugend beigebracht werden; die Eltern wurden angehalten, ihre Kinder zur Schule zu schicken, und wer sich dem Befehle widersetzte, der ward gesetzmäßig bestraft. Kinder, deren Eltern ohne Vermögen waren, um das mäßige Schulgeld zu bezahlen, wurden frei aufgenommen, und jetzt belief sich die Anzahl der Kinder, welche unentgeltlich, aber mit gleicher Sorgfalt, wie die Uebrigen, unterrichtet wurden, auf dreihundert und dreißig Zöglinge. Man hat den edeln Joseph des Geizes angeklagt, um seinen Namen bei der Nachwelt zu verfeinden; aber wer deshalb spart, um damit so Vieles

und Großes für das allgemeine Beste zu bewirken, der verdient doch wohl, daß man seine Tugenden erhebe, und seinem unsterblichen Namen einen Platz einräume in dem Pantheon guter, edler Menschen. —

Auch für die Bildung der Juden sorgte der menschenfreundliche Monarch; auch sie nehmen Theil an dieser wohlthätigen Anstalt, und theilen Lehre und Unterricht mit den christlichen Kindern. Das schöne Gesetz der Duldung, das Joseph so vorzüglich ehrte, und das die Reinheit seiner schönen Seele im vollen Glanze zeigte, wird hier praktisch gelehrt. Alle Ketereien, alle Skandale fallen hier ganz weg; gemeinschaftlich genießen Christen: und Judenkinder die segensreichen Wohlthaten eines gütigen Fürsten. Joseph wollte Vater von einerlei Kindern seyn, die sich nicht einander wegen ihrer Meinungen anfeindeten, sondern als gegenseitige Freunde unter einer sanften gesetzmäßigen Herrschaft lebten. Auf diesen schönen Grundsatz waren alle seine Entwürfe gebaut; und wären die Pfaffen nicht gewesen, so stände wahrscheinlich sein groß-

ies Werk vollendet da. Aber diese Buben in geistlichen Kleidern verunreinigten Josephs Namen, tadelten seine vortreflichen Absichten, erregten ihm Haß, Verdruß, Feindschaft, Cabale und das ganze Heer der Teufeleien, die ihnen zu Gebote standen, und der große edle Monarch erlag endlich als ein Opfer seiner Entschlossenheit ihrer giftigen Bosheit. Er starb, und seine Nachfolger erbten weder seinen Geist, noch seinen Muth; doch blieb der größte Theil des schönen Gebäudes stehen, das Joseph angefangen hatte, aber nicht vollenden konnte. Wann wird es beendigt da stehen, daß Josephs Maner sich freuen können des vollendeten Werks? — In Brody giebt es jetzt keinen einzigen jüdischen Knaben, der nicht wenigstens Deutsch lesen und schreiben kann; die meisten haben auch noch die Hauptsätze der Geographie und der Geschichte, nebst einigen lebenden und todten Sprachen inne. — Außer dieser großen öffentlichen Schulanstalt giebt es noch eine Menge kleinerer, die aber, wie alle Winkelschulen, im Durchschnitt wenig taugen. Von diesem allgemeinen Ver-

dammungsurtheile ist indeß eine Mädchenschule im Kloster der barmherzigen Schwestern angenommen, die sehr gut eingerichtet seyn soll, unter öffentlicher Autorität des Staats, und mit der großen Normalschule in Verbindung steht.

Es giebt auch ein Schauspiel in Brody, aber man findet es selten an irgend einem Orte so originell wieder. Es wird im Freien, in einem schönen großen Garten, nach holländischem Zuschnitt, gegeben, wo man einige schlechte Coulissen auf bloßer Erde hingestellt hat, und bei schlechtem Wetter eine Decke von Leinwand darüber zieht. Die Gesellschaft besteht aus sechs Personen, unter denen aber nur ein Einziger mittelmäßig seyn soll. Dieses Duodeztrüppchen giebt die größten deutschen Stücke mit willführlichen Weglassungen und Veränderungen; jede Person übernimmt mehrere Rollen. Die Vorstellungen werden nur des Sonntags, und im Winter in einer großen Stube gegeben; das Entree ist äußerst geringe. Fällt ein Stück schlecht aus, so ist der Herr Direktor sogleich

mit einem sogenannten Casperlespiel bei der Hand, und dieses besänftigt dann wieder die rebellischen Gemüther. Denn wenn der Oesterreicher nur die Späzchen seines Casperl belachen kann, so vergißt er Schmerz und Verdruß, lacht sich satt, daß ihm der Bauch schüttert, und verläßt zufrieden das Schauspielhaus. So geht es in Wien, so geht es hier. Da ich keinen Sonntag hier war, so konnte ich dies saubre Schauspiel nicht besuchen, welches mir, der Seltenheit wegen, ordentlich leid that. Uebrigens helfen sich die hiesigen Priester Thaliens auf eine Art durch, die ebenfalls ziemlich originell ist. So hat zum Beispiel ein gewisser Herr Schulz, nebst Frau, eine Art von Caffeehaus angelegt, und bettelt sich seine Gäste zusammen; doch verdient er nur sehr wenig, denn der Gasthäuser giebt es hier eine große Menge, aber nur wenig Menschen besuchen sie. Auch der Direktor hat schon mehrmals bei dem Magistrat um die Erlaubniß nachgesucht, in dem Garten, wo er sein Schauspiel giebt, einen Bierstank anzulegen, um etwas nebenbei zu

verdienen. Bis jetzt aber hat der Magistrat dem armen Mann sein demüthiges Gesuch — warum? das weiß ich nicht, wahrscheinlich aus Eigensinn, — abgeschlagen. Der Mann lebt wirklich im drückenden Elende, und es fehlt ihm an Talent und Kenntnissen, um auf eine andere Art weiter zu kommen. — Wehe den Kindern Thaliens, die nach Brody verschlagen werden! — Hungerleider, Kummer und Jammer ist ihr Loos! Sie sollen Lachen erregen, und möchten weinen! Welch ein trauriges Schicksal! Der Tagelöhner ist besser daran, als diese sogenannten freien Künstler! —

Ueberhaupt ist es mit dem Schauspielwesen so ein ganz eignes Ding. Noch immer ruht eine bittere Verachtung auf diesem Stand, der doch, wenn er seiner Bestimmung nachgeht, äußerst nützlich werden kann. Ein Prediger auf der Kanzel, und ein Schauspieler auf den Brettern haben im Grunde ein und den nehmlichen Zweck: Moralität zu befördern; wenn sie das aber wollen, so muß ihr Wandel so beschaffen seyn, daß man sie deshalb nicht zu tadeln nö-

thig hat. Ein Prediger mag noch so sehr gegen das Laster des Geizes eifern, wenn er bei jeder Gelegenheit Habsucht und niedre Intrigue anbringt, um zu gewinnen, wer kann seinen Worten glauben? Der Schauspieler, wenn er noch so schön die traurigen Folgen der Wallust, oder des Spiels darstellt, und sich selbst wiehisch in die Pfützen dieser Laster wälzt, kann er Gutes stiften? Es wäre also nothwendig, daß man mehr, als man bisher gethan hat, auf die moralische Bildung beider Stände sehen möchte, ehe man sie zu Volkslehrern anstellt! Man sollte den Lebenswandel des Candidaten besser beobachten, den Schurken, den Heuchler ausschließen, und ihn selbst dann nicht schonen, wenn er durch Verstellung getäuscht hat, und erst, nachdem er errungen hat, was er wünscht, die Maske abwirft! So sollte man beim Prediger, so beim Schauspieler verfahren; dann würde, besonders der letztere Stand die drückende Verachtung verlieren, die noch jetzt, nicht mit Unrecht, auf ihm lastet, und er würde ehrenvoll und nützlich seyn! So lange aber noch allerhand

Gesinde hinzuläuft, das auf keine andere Weise durch die Welt kommen kann; so lange dieses Gesindel noch Aufnahme findet; so lange der Schauspieler sein Gewerbe bloß handwerksmäßig treibt, und, ohne Studium der Menschendarstellungskunst, seine Rolle bloß herplappert, und eingelernte Gestikulationen dabei macht; so lange selbst Mitglieder dieses Standes mit demselben das Privilegium erhalten zu haben glauben, sich in Viederlichkeiten aller Art herumzuwälzen, der Faulheit, der Arroganz, der Wollust, dem Spiel und allen scheuslichen Lastern zu huldigen, ehrliche Leute zu betrügen, unbefangene Menschen ins Netz zu locken, und sie des Ihrigen zu berauben, und was der Schändlichkeiten mehr sind, die unter unsern alltäglichen Comödianten, wie sie noch immer mit Fug und Recht, der Kunst zum Spott, genannt werden, noch vor der Hand gäng und gebe sind: so lange können diese Menschen auch noch auf keine Achtung, auf keine Rechte im Staat Anspruch machen — so lange ist es keinem Menschen zu verargen, wenn er sie noch immer mit den Puppenspielern,

Equilibristen, Kunstbereutern, Marktschreiern und dergleichen Troß in eine Classe stellt! Durch eine schöne richtige Darstellung kann die Seele getroffen werden, aber es müssen nicht Menschen seyn, die gerade allen den Lastern fröhnen, deren Echeuslichkeit sie uns versinnlichen! Daher kommt es, daß dieser Stand so wenig Gutes stiftet, weil er selbst nicht gut ist, und der größte Theil desselben noch aus Menschen besteht, die es sich gleichsam zur Ehre rechnen, aller Schaam entsagt zu haben, und bei denen Laster aller Art zu den alltäglichen Beschäftigungen gehören. Lieber ist mir denn doch ein Handwerker in der Kunst, als ein talentvoller, aller Sünde ergebener Mensch! Jener ist wenigstens offen und ehrlich, und hütet sich vor Bubenstreichen; dieser hingegen ist hinterlistiger Heuchler, Volksbetrüger! Ich kann sein Talent eben so wenig achten, als das glänzende Rednertalent eines Predigers, der ein schlechter Mensch im Leben und Wandel ist! Beide verfehlen ihre Bestimmung; beide sind Krebsartige Schäden an der Kette der Menschheit, welche,

wenn man sie weiter um sich fressen läßt, auch die gesunden Glieder anstecken! Ich fodere keine Gottähnlichkeit weder von dem Einen noch von dem Andern; sie sind schwache Menschen, wie ich und wir Alle; aber ich fodere von ihnen, daß sie nach höherer Vollkommenheit streben, daß sie im Leben und Wandel sich so zeigen, wie ihre Worte es verkündigen! Der Lehrer der Religion, der als ein edler Mensch seinen Weg dahin geht, anspruchslos seine Pflicht thut; seinen Vorträgen durch einen weisen Wandel Gewicht giebt; weder den Heuchler, noch den bigotten Pfaffen spielt, sondern sich nicht schämt, seine Schwachheit zu gestehen, und alles anwendet, was ihm möglich ist, um die Menschheit zu bessern; um ihnen den Weg zum schönern Glück ebner und leichter zu machen — o! was für ein würdiger Mensch ist das? — Welch ein edles Muster für Viele? Wer wird ihm Hochachtung und Liebe versagen? — Eben so der Schauspieler. Wenn er ein braver Mann ist, wenn er seine schöne Bestimmung fühlt, wenn er den Geist seiner Darstellung mit Rich-

tigkeit und Selbstempfindung vorträgt; wenn er den ehrlichen Mann nicht bloß spielt, sondern auch in seinem ganzen häuslichen und gesellschaftlichen Betragen zeigt; wenn er sich absondert von dem Heer jener Schurken und Bösewichter, die einen ehrenvollen Stand verunglimpfen; wenn er, immer seiner Pflichten eingedenk, als Gatte, Vater und Mensch unter allen Verhältnissen gleich offen, gleich redlich handelt — welcher feinfühlende Mann wird diesen Edlen unter die Bande von Comödianten zählen, die nur da sind, um zu belustigen? Wer wird ihn von dem Plaze verdrängen, den er als Mensch und Bürger einnimmt? Wer wird ihm Achtung, Liebe und Zutrauen versagen? O wahrlich! Niemand wird den Biedermann verkennen; Jeder wird ihn freundschaftlich aufnehmen in geselliger Mitte. Mag der verächtliche Troß gegen ihn aufstehen, seinen Namen verunglimpfen, und das „Kreuzige!“ über ihn ausrufen — Niemand wird ihres Geschrei's achten; Niemand wird den Edlen deshalb weniger lieben, weil ihn jene Schurken lästern! —

Doch genug der Ausschweifung! Diese Winke mögen da stehen zum Spiegel für Viele! —
 Jetzt zurück zu meiner Erzählung! —

Nach einigen Tagen fand ich eine Gelegenheit, um weiter zu kommen! Es war wieder ein deutscher Jude, wie man denn in diesen Gegenden keinen andern Reisenden, als Juden und Russen, findet, der mit mehreren großen Frachtwägen, worauf er verschiedene Waaren geladen hatte, über Lemberg nach Crakau ging. Gegen ein Honorar von fünf Dukaten räumte er mir einen ziemlich unbequemen Platz auf seinem Wagen ein. Ohnerachtet es nicht eigentlich meine Absicht war, den Umweg über Crakau zu machen, so benutzte ich doch diese Gelegenheit, um diese alte ehrwürdige Residenzstadt zu besuchen. In dieser Rücksicht war mir der kleine Umweg sogar lieb, da sich mir auf demselben Gegenstände zeigten, die man nicht allenthalben antrifft. Wäre ich durch meinen beträchtlichen Verlust in meiner Rechnung nicht merklich betrogen worden, so hätte ich freilich sehr leicht eine schnellere, aber auch bei weitem theurere

Gelegenheit finden können, um nach Schlesien zu kommen; so aber mußte ich mich bequemen, die Reise in Gesellschaft langweiliger Fuhrleute zu machen, welche des Tages höchstens fünf bis sechs Meilen fahren, und deren starke und große Pferde aus dem gewöhnlichen Schritt gar nicht herauskommen. Der Herr der Caravane war, wie ich schon gesagt habe, ein deutscher Jude, den die Handelsgier immer auf der Straße hielt, und der alle die jüdischen Kniffe an sich hatte, wodurch diese Leute, wenn auch nur ganz unbedeutende, Gewinne zu ziehen wissen. Seine Knechte waren rohe Bauern, die entweder den ganzen Tag auf ihren geduldigen Pferden schliefen, oder allerhand Zoten rissen, und erbärmlich heulten, welches sie singen nannten. Es läßt sich denken, daß ich unter diesen Umständen eben keine angenehme Reisegesellschaft hatte; indes mußte ich zu dem schlimmen Spiel eine freundliche Miene machen. An Unterhaltung war gar nicht zu denken; ich befand mich mitten unter einer Menge Menschen allein; und ich allein mußte also mein Gesellschafter werden.

Nach sahe ich mich genöthigt, manche andere Unbequemlichkeit zu übersehen, die unter solchen Umständen unvermeidlich war. Die Hauptsache war die erbärmliche Nachtherberge, die ich fast jedesmal nach einer lästigen Tagesreise antraf. So viel es der Jude möglich machen konnte, so kehrte er gewöhnlich bei seinen Glaubensgenossen, und, um etwas am Futter zu ersparen, niemals in einer Stadt ein. Um seine Absicht zu erreichen, fuhr er lieber eine Meile weniger, sobald er wußte, daß er, wenn er weiter führe, keinen Judenwirth antreffen würde. Ich fand unter diesen Leuten die längst gewohnte Unreinlichkeit, und mußte oft meinen Eitel verbergen, wenn mich der Hunger zwang, die aufgetragenen Speisen, an deren Zubereitung ich nicht denken mochte, hinunterzuwürgen. Meinem Juden hingegen behagte alles vortreflich, so schmutzig und ekel es auch war. An Sabbathtagen ward angehalten, und ich hatte denn die herrlichste Zeit, mich nach Herzenslust zu langweilen, so viel ich nur immer wolte.

Mit dieser Caravane verließ ich Brody; ehe

wir aber unsre Reise fortsetzen konnten, wurden wir am kaiserlichen Mauth-Amt angehalten. Mehrere Stunden gingen mit Durchsuchung der Waaren hin, die aus der freyen Reichsstadt kamen. Auch ich mußte mich mit meinen Sachen dieser lästigen Formalität unterwerfen. Mein Paß wurde abermals vorgelegt, aufs neue unterschrieben, und die Herren Mauth- und Kanzeleibedienten examinirten aufs strengste. Die Visitation meines Koffers ging ziemlich schnell von statten, indem ich dem Besucher seine Mühe abkaufte; allein ein unerwarteter Umstand mochte mir noch großen Verdruß. Ich hatte nehmlich in meinem Koffer einige ganz unschädliche Lesebücher, zum Beispiel die Nordischen Beiträge, Merckels Letten, Mangelsdorfs Staatengeschichte und Hausbedarf, Lafontaines moralische Erzählungen und andere Sachen von der Art, nebst einigen beschriebenen Papieren. So oberflächlich nun auch meine übrigen Sachen durchsucht wurden, so waren doch diese Bücher der Stein des Anstoßens. Mein Besucher schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, daß er es dem Mauth-

Amte melden mußte. Umsonst versprach ich ihm ein doppeltes und dreifaches Trinkgeld, wenn er es unbemerkt lassen wollte. Er bestand darauf, daß es seine Pflicht sei, dieses anzuzeigen, und daß Verlust seines Amtes darauf stehe, wenn die Sachen in Lemberg gefunden würden. Ich mußte mirs also gefallen lassen, und begab mich mit ihm zugleich in das Mauth-Amt, wo ich noch vor ihm das Wort nahm: „Meine Herren,“ sagte ich, „ich führe einige Lesebücher mit mir, die meine Gesellschafter auf der langweiligen Reise sind, und mir die Zeit vertreiben! Es sind ganz unschädliche Sachen, die sogar in Rußland frei sind, gegen die Grundsätze ihrer Regierung gar nicht anstoßen, und ohne Zweifel nicht zu den verbotenen in den kaiserlichen Staaten gehören! Ich hoffe, Sie werden daher keine Umstände machen, und mir erlauben, daß ich diese mir so nothwendigen Sachen, ohne weitem Widerspruch mitnehmen darf?“ —

„Bücher?“ nahm der Herr Direktor das Wort, schüttelte bedächtig mit dem weisen

Haupte, und maasß mich von oben bis unten; „Bücher? hm! hm! 'n Stück von 'nem Gelehrten also? hm! hm! Ja, Bücher sind durchaus unerlaubt; kaiserliche Verordnungen verbieten jedem Fremden, ein Lesebuch mitzuführen! Hm! hm! Ja, kann nicht helfen; diese gefährliche Waare darf ich nicht passiren lassen; der Befehl ist da; der Herr muß die Bücher wieder zurückschicken!“ —

Dieser Nachtspruch setzte mich in eine schöne Verlegenheit. Was sollte ich nun machen? Nicht allein, daß ich mich von meinen lieben Gesellschaftern trennen sollte, so wußte ich auch nicht einmal, wo damit hin? Selbst wenn ich sie nach Rußland zurückschicken wolte, so wurden sie, nach den neuesten Ukasen, an der Gränze aufgehalten, und abermals verwiesen. Aber wenn auch das alles nicht gewesen wäre, wenn ich in Rußland einen sichern Zufluchtsort für meine Freunde finden konnte, so mußte ich eine eigene Gelegenheit annehmen, um sie zwölf bis vierzehn Meilen weit retour zu schicken; und welche Umstände und Kosten würde das erfordert

haben, die mir in meiner jezigen Lage äußerst schwer gefallen wären. Ich protestirte also, und da ich wohl einsah, daß ich durch Güte und Nachgeben mehr, als durch Trotz, gewinnen würde, so ließ ich es mir angelegen seyn, durch Vorstellungen und Bitten die Herren Mauthbedienten umzustimmen. — „Hm! was sind's denn für Wijshe?“ fragte endlich der Herr Direktor langsam und gedehnt, nachdem er mir lange Zeit sein „Ich darf nicht!“ wiederholt hatte. Ich sprang fort, brachte einige herbei, und bewies ihm ihre Unschädlichkeit. — „Hm! ja!“ erwiderte er und gähnte; „das kann wohl alles seyn; aber dergleichen darf ich durchaus nicht passiren lassen! Ja, wenn's noch Romane wären, in Wien und Prag gedruckt; da haben's doch die Censur passirt, und gehen also frei im Lande herum — aber solche philosophische und politische Werke sind nicht erlaubt! Bei uns gelten nur Geister- und Wundergeschichten, die aus den Fabriken in Wien und Prag zu Hunderten alle Jahr erscheinen! Da haben wir's Lesen und Unterhaltung genug! Schaffen's sich

der Herr welche von der Art an, und lassen's diese zurük; werden's auch wohl in Brody dergleichen bekommen!" —

„Aber was soll ich denn mit diesen machen?" —

„hm, wie ich schon g'sagt hab — zurük-schicken — sonst ist nichts dabei zu thun!" —

„Das kann ich nicht; sie kosten mich mein Geld, und ich bin kein Millionair, der unndthig sein Geld verschleudert! Ich bitte Sie, lieber Herr Direktor, verfahren Sie glimpflich mit mir! Sie sehen, ich habe aus Unwissenheit gefehlt! Nehmen Sie darauf Rücksicht, haben Sie Nachsicht, und treffen Sie irgend einen Ausweg!" —

„Ja, wenn das nur so anginge; aber — aber — hm — ich kann wahrhaftig nicht — das kaiserliche Verbot — ja — hm!" — So dehnte er noch eine Weile fort, ohne zu irgend einem Entschluß zu kommen. Ich that indessen was ich konnte, um den wunderlichen Mann umzustimmen.

Nach langem Hin- und Herdeliberiren fiel

endlich Einer der Unterbedienten, dessen treuherzige Diene mir gestand, daß er an meiner Verlegenheit Antheil nahm, auf den Einfall, die Bücher und übrigen Schreibereien in ein Kästchen zu legen, dasselbe zu plombiren, und es auf dem Paffe anzuzeigen, wo man denn, wenn ich an die Gränze käme, die Plomben nach gehöriger Besichtigung wieder abschneiden könnte. Auf diese Art wären denn die Herren versichert, daß keins dieser Bücher im Lande bliebe, und ich behielt doch mein Eigenthum. Dieser Vorschlag ward denn von Seiten des langweiligen Direktors, nach vielen Hm! Hm! genehmigt, und ich, als leidender Theil, mußte mich darein fügen und noch froh seyn, daß ich auf eine so erträgliche Art aus der Verlegenheit kam. Nun ging man rasch zur Ausführung; umsonst aber bat ich, daß man mir wenigstens ein paar Bücher zum Lesen auslassen möchte; daran war gar nicht zu denken: „Nix von Lesen, nix; das kann nicht seyn! Wir thun ohnehin mehr, als wir solten! Auch kein Blatt Papier muß raus bleiben! Alles muß 'nein!'“ — Das war

der Bescheid, den ich erhielt. Ich mußte also meine Bücher einschließen sehen, und vor der Hand auf ihre Gesellschaft renouciiren. Mein Jude gab einen Kober her, und während die Bücher eingepackt wurden, bewachten mich eine Menge dienstbarer Geister. Nachdem alles in Ordnung war, wurde die ganze Masse gewogen, die Schwere auf dem Kober angezeigt, und ich mußte acht Reichsgulden Pfand erlegen, worüber ich einen Schein erhielt, den ich an der Gränze vorzeigen, und alsdann mein Geld, nach Abzug einiger Kosten, wieder erhalten sollte. Und so ging dann, noch immer erträglich genug, mein mißlicher Handel zu Ende, und ich verließ die Gränzen einer freien Reichsstadt, wo dem Bürger nur Wiener und Prager Romane zu lesen erlaubt sind.

Hinter Brody fing sogleich der sogenannte Kaiserweg an, und mit ihm begann auch zugleich die lästige Abgabe, die unter dem Namen des Mauthzolles hier gehoben wird, wo für jedes Pferd alle zwei, höchstens drei Meilen drei Kreuzer bezahlt werden muß. Daß diese Ab-

gabe die Reisekosten um ein Großes vermehrt, das sieht man besonders bei den großen Frachtwägen, die mit acht bis zehn Pferden bespannt sind, und denen also eine Reise von siebenzig bis achtzig Meilen, blos an Weggeld, zwanzig bis dreißig Thaler kostet. Freilich giebt es in Deutschland und Preußen Gegenden, wo man sogenannten Brücken Zoll und Wegegeld bezahlen muß, ohne daß eine Brücke oder ein gebahnter Weg zu sehen sind; und in dieser Rücksicht wird denn doch die Abgabe auf dem Kaiserwege wenigstens nicht so ganz umsonst bezahlt; allein dieser Misbrauch sollte doch wohl keine Nachahmung verdienen; und ein ordentlich eingerichteter Staat kann seine Wege immer umsonst geben, da er Mittel genug hat, solche Verbesserungen ohne große Kosten zu unternehmen. Auch ist der Kaiserweg in Gallizien wenigstens das nicht, was man sonst so gewaltig Rühmens von ihm macht. Die Straße ist freilich breit, und, wenn man will, auch geebnet, auch hin und wieder mit Bäumen bepflanzt; jede tausend Schritte sind mit einem kleinen, jede Viertel-

meile mit einem etwas höhern Pfahle, und jede ganze Meile mit einer hohen Spizsäule bezeichnet. Auch fehlt es nicht an Wegweisern und Meilenzeigern, die in Menge vorhanden sind; aber die Straße an sich ist nicht das, was sie seyn könnte, und hat sehr viele Ungemächlichkeiten; man fährt auf derselben weder geschwin- der noch bequemer als auf der gewöhnlichen; es giebt Sandstrecken von mehreren Meilen, die gar nicht verbessert genannt werden können, wo man bis über die Achse im Sande fahren muß; ein Umstand, der besonders den schwer belade- nen Frachtwagen — fast die einzigen, die diese Straße befahren — äußerst lästig wird. Da, wo die Straße eigentlich gemacht ist, besteht sie aus kleinen zerschlagenen Kieselsteinen, die nur so hingeworfen und erst von den großen Wagen zerfahren werden müssen. Wenn man nun ei- nen solchen frisch gemachten Weg antrifft — und dies ist der Fall fast auf jeder Meile, indem man fortdauernd frische Steine aufschüttet — dann wird man darauf so gewaltsam zerschüt- telt, daß alle Glieder die gerühmte Schönheit

des theuren Kaiserweges schmerzhaft empfinden. In Rußland, wo man nemlich gemachte Wege antrifft, sind sie unstreitig weit besser; da ist an ein solches martervolles Zerstauchen des Körpers gar nicht zu denken; man fährt gemächlich, sanft und ohne Hinderniß darauf fort; und doch ist es der Regierung noch nicht eingefallen, dafür eine Abgabe zu fodern; denn gute Wege gehören ja eigentlich mit zu den Erfordernissen eines wohlgeordneten Staats, ohne daß man dafür bezahlen darf, da es der Regierung nicht an Ressourcen fehlt, gute Wege ohne großen Kostenaufwand zu schaffen.

Von Brody bis Lemberg hatten wir zwölf Meilen, und diese legten wir denn doch mit Mühe und Noth innerhalb drei Tagen zurück. Seufzend erinnerte ich mich bei dieser Schneckenfahrt der russischen Schnelligkeit, wo ich oft in einem Tage, ohne große Anstrengung, diese dreitägige Reise gemacht hatte. Wir fuhren durch herrliche Gegenden; aber sie wechselten auch mit eigentlichen Sandwüsten ab, die oft meilenlang un bebaut lagen. Die Waldungen gewährten romantische Ansichten; sie waren nicht so dicht,

noch so finster, als die Litthauischen; aber man fand darin österreichische Oekonomie; sie waren wohl unterhalten; die Bäume lagen nicht abgehauen über den Weg; es war kein einziger verkohlter Stamm zu sehen, nicht einmal Zweige sahe man umher liegen; alles war sorgfältig aufgesammelt. Die schönsten Eichen, Linden, Buchen, Ahornbäume und andere treffliche Holzarten standen in prächtiger Größe da; auch sahen wir viel wildes Obst, das aber eben keinen angenehmen Geschmack hatte. Je näher wir Lemberg kamen, desto mehr erhob sich die Gegend zu einer romantischen Anhöhe, die in einem beträchtlichen Bergrücken fortlief.

Lemberg selbst, die Hauptstadt des Königreichs Gallizien, bildete gar keinen entfernten Prospekt. Wir befanden uns schon in der Nähe der Stadt, und wußten es nicht einmal. Nur sechs- oder achthundert Schritte vor der Stadt erheben sich, aus einem öden Thale, die Spizen der Thürme, und werden nach und nach immer sichtbarer, bis man die höchste Anhöhe erreicht hat, und nun die ganze Stadt, prachtvoll genug, dicht zu seinen Füßen

ausgebreitet sieht. So beschränkt ist die Aussicht von allen Seiten; denn Lemberg liegt gleichsam in einem Kessel, der von den sie umgebenden ansehnlichen Gebirgen gebildet wird. Von den Merkwürdigkeiten der Stadt weiß ich Dir nicht viel zu sagen; denn ich war nur eine Nacht hier, und mußte gleich des andern Morgens wieder fort. Außer einem groben Gastwirth in der Trakauerstraße, der sich Bräuer nannte, und vor dem ich jeden Reisenden, der nicht mit großer Pracht ankommt, warnen möchte, konnte ich eben keine großen Bekanntschaften machen. Aber die Art, mit der sich einige Männer im Schauspielhause gegen mich benahmen, sollte mir beinahe als eine Empfehlung für den gefälligen, biederherzigen und gastfreien Charakter der dortigen Einwohner gelten; wenigstens schloß sich ein Mann sehr gefällig an mich an, gab mir hin und wieder manchen Aufschluß, und begegnete mir mit einer Güte, die ich nicht so leicht vergessen werde. Freilich war der Gastwirth Bräuer gerade das Gegentheil von diesem Ehrenmanne. Der Mensch

machte ordentlich Umstände, ehe er mich ein-
 nahm, vermuthlich weil er meine kleine Person
 des Prellens nicht einmal werth hielt. Aber
 das war noch nicht genug; das mit Mühe und
 Noth errungene Zimmer räumte er während
 meiner Abwesenheit einem Andern ein, ließ
 meine Sachen auf den Hausflur stellen, und als
 ich aus dem Theater zurückkam, fand ich we-
 der Zimmer noch einen Nachtimbiß, ohnerachtet
 mir beides versprochen war. Der Herr Gast-
 wirth schief und durfte nicht gestört werden.
 Der Markör war so grob als sein Herr, und
 gab zur Antwort: er wisse von nichts. Nur
 durch einen großen Lärm erhielt ich dann end-
 lich ein Gemach eingeräumt, aber auf Sätti-
 gung meines Magens mußte ich Verzicht thun.
 Des andern Morgens mußte ich für diese
 schlechte Behandlung, für einen elenden Ticho-
 rienkaffee, den ich bei meiner Ankunft einschlürfte,
 und für ein äußerst mittelmäßiges Bette fünf
 Kaisergulden bezahlen! Noch immer erin-
 nere ich mich dieser niedrigen Behandlung mit
 Verdruß — doch er war ja nur ein Gastwirth,

und Leuten seiner Art ist ja gewöhnlich eine starke Portion Grobheit, oder eine lächerliche hohle Geschmeidigkeit eigen, die nach der Größe oder Schwäche des Gewinns berechnet ist! —

Lemberg, auf polnisch Lwow, ist eine der volkreichsten Städte im ehemaligen Polen. Auf einem unbedeutenden Bezirk — denn Lemberg kann eher zu den kleinen, als großen Städten gerechnet werden — wohnen nahe an dreißigtausend Menschen, die sich theils mit der Handlung, theils mit andern Gewerben beschäftigen, und größtentheils ihr reichliches Auskommen haben. Der hiesige Handel ist nicht unbeträchtlich, so wenig die Lage der Stadt auch dazu inclinirt. Er geht auf der Achse über Brody in die russischen und türkischen Provinzen, und auf der andern Seite in die innerösterreichischen Staaten und nach Deutschland. Dahin verführt man besonders die eigentlichen Produkte des Landes, nemlich Getraide, Holz, Honig und Wachs, auch Talg und Peltereien aus Rußland, türkische Cattune und eigene Fabrik:

artikel. Die Stadt liegt an einem kleinen Flusse, der Petrew heißt, und zwar mitten durch die Stadt fließt, und dessen größten Vortheil die katholischen und griechischen Einwohner genießen, indem er ihnen die nothwendigen Fische liefert. Die beiden Vorstädte sind groß und weitläufig, haben gerade und breite Straßen, und einige schöne Palläste, die der ersten Hauptstadt der Welt Ehre machen würden. Aus manchem Fenster gukte ein schöner Mädchenskopf hervor, und auch im Schauspielhause hatte ich Gelegenheit zu beobachten, daß es den Einwohnern Lembergs an hübschen weiblichen Figuren nicht fehlt. Die innere Stadt ist mit einer Art von Wall eingeschlossen, der mit Bäumen bepflanzt und mit Ruhebänken besetzt ist, und eine sehr angenehme Promenade bildet. Die Stadt erhebt sich einigermaßen, aber die Straßen sind breit, gerade und vortreflich gepflastert. Man sieht fast durchgängig nichts, als sehr moderne massive Gebäude und die herrlichsten Palläste. Von den vielen Kirchen habe ich zwar keine einzige gesehen können, aber schon ihr schönes

Außere zeigt von der Pracht, die im Innern herrschen muß. Auch hier erhebt sich die Jesuitenkirche über alle andern, sowohl in Ansehung ihrer modernen Bauart, als auch in Betreff der gewöhnlichen Ueberladungen und Schnörkelen. Der kaiserliche Statthalter wohnt in einem prachtvollen Gebäude am Markte. Juden findet man nur in den Vorstädten; aber da wimmelt es auch von ihnen, und sie wohnen, wie gewöhnlich, in räucherigten hölzernen Hütten. In keiner Residenzstadt kann der Luxus weiter gediehen seyn; selbst der Kaufmann halt sich seine prächtige Equipage, und sucht es dem Adel an Aufwand und Glanz gleich zu thun; Einer will hier den Andern übertreffen, und Keiner will nachstehen. Dieser verderbliche Luxus ist um so kostbarer, da alle Waaren, des Transports wegen, hier in einem weit theuern Preise stehen, als irgendwo. Tücher, Seidenzeuge und andere Modefachen kosten hier wenigstens noch einmal so viel, als in Wien und Berlin. Ein Galanteriehandel muß sich durchaus die ersten Moden aus Wien kommen lassen, wenn er Ab-

gang haben will; und man wechselt hier eben so, als an irgend einem andern Orte. So theuer aber auch die Waaren des Luxus im Preise stehen, so wohlfeil sind dagegen die nothwendigsten Lebensmittel. An Markttagen ist hier so ein gewaltiger Ueberfluß, daß die Verkäufer nur los schlagen müssen, wenn sie ihre Produkte nicht auf dem Halse behalten wollen. Nur zwei nothwendige Bedürfnisse sind enorm theuer, nämlich, Wohnung und Holz. Die Menge von Menschen, die sich in dem kleinen Lemberg herumtreiben, machen die Wohnungen zu einem äußerst kostbaren Debit. Eine Familie zahlt jährlich für ein paar mittelmäßige Zimmer, ohne Meubeln, achtzig, hundert bis hundert und zwanzig Dukaten. Es giebt hier viele Häuserbesitzer, die blos von dem Ertrag des Zinses leben, und dabei so eigensinnig und hartnäckig sind, daß sie ihre Zimmer lieber leer stehen lassen, ehe sie dieselben unter dem gesetzten Preise vermieten. Eine einzelne Stube mit Meubeln ist unter sechszig Dukaten jährlich nicht zu haben. Das Holz steht ebenfalls in

einem erschrecklich hohen Preise, und doch giebt es in ganz Gallizien eine so erstaunliche Menge von schönen Waldungen. Die Ursachen dieser Holztheure liegen aber wohl theils in der Menge der Bauten, mit denen man noch immer fortfährt, theils in der Abgelegenheit der Waldungen von der Hauptstadt, theils auch in dem ansehnlichen Holzhandel mit andern Provinzen. Uebrigens liegt Lemberg eben in keiner angenehmen Gegend; die Hügel herum sind meistens kahle Sandberge, und das Thal hat ebenfalls nicht viele Annehmlichkeiten. In zwei prächtigen Pallästen haben ein griechischer und ein armenischer Bischof ihren Siz. Die Armenier haben hier eine recht hübsche Kirche, und man findet diese Leute sowohl in der Hauptstadt, als auch in großen Dorfschaften, die sie angebaut haben. Die Landesregierung versammelt sich auf dem schönen Rathhause, das einen recht artigen Prospekt giebt. Die hiesige Universität hat der brave Kaiser Joseph angelegt, und derselben die theresianische Bibliothek in Wien geschenkt, die aus sehr schönen und kostbaren

Werken bestehen soll. Auch die schöne evangelische Kirche, die erste in Gallizien, stieg unter dem Schutze dieses aufgeklärten Kaisers empor, und erhielt Privilegien, die denn doch seine weniger aufgeklärten Nachfolger unangetastet gelassen haben. Ehemals war es ein bloßer Stall, worin sich die Evangelischen versammelten, und ihren Gottesdienst hielten, und dennoch mußten sie viel von der Verfolgungswuth und den Neffereien der Katholiken ausstehen; allein der tolerante Joseph kam und nahm sie in Schutz; er steuerte dem Unwesen; er verhalf diesen Unglücklichen zu menschlichen Rechten; er machte sie seinen andern Unterthanen gleich; er bestrafte die Neffereien der Pfaffen; er ging mit Muth und Entschlossenheit ihren tolldreisten Anmaßungen entgegen, und zeigte ihnen den Mann, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen konnten; er hob ihre Allmacht auf, und benahm den Pfaffen den Strachel. Aber das konnte diese Henkerbrut nicht dulden, und so ward der große Fürst ein Opfer dieser heimlichen Giftmischer. Was nach seinem Tode in den übrigen

österreichischen Staaten geschah, das geschah auch hier; Leopold hob die Verordnungen wegen Aufhebung der Klöster auf, und gab den Pfaffen ihre Allmacht wieder; mehrere schon aufgehobene Klöster sind jetzt wieder eingerichtet und hallen auß neuz wieder vom Nonnen- und Pfaffengeplärr! —

Das Lemberger Theater ist ein recht artiges Gebäude; zwar nicht sehr groß, aber massiv erbaut und recht zweckmäßig eingerichtet. Es hat eine ovale Form, ohnstreitig die beste für ein gutes Schauspielhaus, man mag auch dagegen einwenden, was man will, und die zirkelrunde Bauart noch so mächtig in Schutz nehmen. Noch immer ist eine Mißgeburt daraus entstanden, wenn man von der alten Form abgegangen ist. Zwei Reihen Logen, in denen ich manches hübsche Gesichtchen erblickte, laufen um das Gebäude herum. Ueber dem zweiten Logenrange, dem Theater gegenüber, ist der zweite Platz, oder das sogenannte Amphitheater, angebracht, und auf beiden Seiten läuft die Gallerie. Das Haus wird auch zu Redouten ge-

braucht. Die Einrichtung des Theaters ist zwar nicht sehr prachtvoll, aber doch auch nichts weniger als armselig. Die Dekorationen sind, so viel ich davon gesehen habe, recht artig; nur könnte die Beleuchtung stärker seyn! — Das Entree ist nicht theuer; man bezahlt im Parterre nur dreißig Kreuzer. Es giebt hier eigentlich zwei Gesellschaften: eine deutsche und eine polnische, welche abwechselnd ihre Vorstellungen geben. Des Sonntags darf nicht gespielt werden, das duldet die dumme Bigotterie der Pfaffen nicht. Beide Gesellschaften stehen unter der Direktion eines gewissen Boguslawsky, der ehemals in Warschau ein Theater entreprenirt hat. Vorher hatte die deutsche Gesellschaft ihren eigenen Direktor, den bekannten Bulla, und konnte damals Mitglieder aufweisen, die jedem Hoftheater Ehre gemacht haben würden. Allein Lembergs Einwohner unterstützten Thaliens Priester nur kärglich; der größte Theil von ihnen, der noch immer den polnischen Sitten mehr, als den deutschen, ergeben war, lief auch der polnischen Bühne zu, indeß die deut-

sche leer blieb, und das ist auch noch zum Theil gegenwärtig der Fall. Diese mißlichen Umstände hatten natürlich für das deutsche Theater sehr nachtheilige Folgen; Bulla gerieth in Schulden, konnte nicht zahlen, und ward hart bedrängt; die besten Mitglieder suchten anderweitige Engagements; die deutsche Bühne war ihrer Auflösung nahe; da stellte sich Boguslawsky vor den Riß. Bulla trat ihm seine Ansprüche auf die Direktion ab, und Boguslawsky vereinigte die deutsche Gesellschaft mit der polnischen. Der Vergleich ward auf sechs Jahre abgeschlossen; Bulla that während dieser Zeit Verzicht auf alle Einmischung in die Direktionsgeschäfte, ward ein bloßes Mitglied der Bühne, mit einem Gehalt von zweitausend alten Rubeln jährlich, und Boguslawsky tilgte dafür Bullas Schulden. Jetzt lebt dieser sorgen- und schuldenfrei; allein er hat seine Anwartschaft auf die Unternehmung nicht ganz aufgegeben, sondern nur vor der Hand abgetreten. Ist die Kontraktzeit verflossen, so tritt er ohne Zweifel die Entreprise wieder an; denn Bulla ist

ein gewandter Kopf, und wird wahrscheinlich alles anwenden, um sich in Sicherheit zu setzen; und er hat Freunde, die sich für ihn bei der Regierung verwenden. Auch führt die deutsche Gesellschaft noch immer von ihm den Namen der Bullaischen, und Boguslawsky ist diskret genug, diese Benennung auf den Anschlagzetteln beizubehalten. Diese Gesellschaft, so wie sie gegenwärtig besteht, soll ein Personale von ohngefähr vier und zwanzig Mitgliedern haben, von denen sich doch die meisten nicht viel über das Mittelmäßige erheben, ein Theil davon aber gar nichts taugt. Ich kam des Abends um fünf Uhr in Lemberg an. Es war gerade deutsche Comödie, und, was ich noch lieber hörte, Ifflands Jäger wurden aufgeführt, ohnstreitig das Meisterstück dieses Theaterdichters, der jetzt, um reich zu werden, schreibt, und uns sehr oft mit seinen schon oft aufgewärmten Familienstücken langweilt. Dieses Stück, worin ich schon so manchen braven Schauspieler hatte glänzen sehen, gab mir Anlockung genug, sogleich in das Theater zu eilen. Ungefähr

dreihundert Personen. machten das Publikum aus. Ich setzte mich auf den ersten besten Platz, und hatte das Glück, neben einen Mann zu kommen, der mich mit vieler Artigkeit behandelte, und dessen freundliche Gefälligkeit mir schon deswegen nicht unangenehm seyn konnte, weil ich in dieser Gesellschaft ein ganz isolirter Fremdling war. Statt daß einige andere junge Herren mich in meinen Reisekleidern vom Kopf bis zu den Füßen beschnüffelten, so war jener so diskret, nicht einmal nach meinem Namen zu fragen, und behandelte mich ganz wie einen alten Bekannten. Indessen aber die Schauspieler das Publikum lange genug auf ihre lockre Geistespeise warten ließen, erzählte ich ihm die Absicht meiner Reise, und einen Theil meiner Schicksale. Er nahm den aufrichtigsten Antheil daran, und gab mir den gutgemeinten Rath, in Lemberg zu bleiben, wobei er mir seine ganze Verwendung versprach. Allein ich hatte des Umhertreibens in fremden Ländern satt; ich war lange genug getäuscht, und von einem Ort zum andern geschickt worden, des:

halb wolte ich es nicht noch einmal versuchen; ich war fest entschlossen, nur dem Vaterlande willige Hände anzubieten, und wenn mich auch dieses verschmähte, doch wenigstens im Bezirk desselben mein Leben unbemerkt und ruhig hinzubringen! Ich dankte also für die gute Meinung, und er ehrte meine Gründe. Nach dem Schlusse der Vorstellung bat er mich auf ein freundschaftliches Abendessen zu sich, allein auch dieses lehnte ich ab, theils weil es wirklich spät war, theils weil ich nicht so angekleidet war, um in Gesellschaft zu seyn. Indessen mußte ich ihm doch versprechen, des andern Morgens ein Frühstück bei ihm einzunehmen; und um seine gutgemeinte Gastfreundschaft nicht zu beleidigen, sagte ich zu. Auch habe ich wirklich Wort gehalten, und es reut mich nicht, denn ich lernte eine sehr freundschaftliche Familie, und ein paar sehr liebenswürdige Mädchen kennen, von denen ich mit der offenerzigsten Güte aufgenommen wurde.

Bis zum Anfange des Stücs fehlte es mir also nicht an Unterhaltung; aber während der

Vorstellung kam mir denn doch manchmal das Gähnen an, und ich merkte, daß es Andern hin und wieder eben so ging. Der Vorhang rollte auf, und das Erste, was ich sah, war der Jägerburische Matthes, in einem höchst eleganten Anzuge, der sich zu einem Helden umgewandelt hatte, und gleich dem Räuber Moorharanguirte und Coulissen riß. Ich glaubte anfangs, der Mensch sei toll geworden; man sagte mir aber, daß dies die natürliche Art dieses Mordschauspielers sei, der bei jeder Rolle immer so recht fürchterlich deklamire; das Publikum schien aber an diesen Coulissenreißer so gewöhnt, daß es seinen Hauptfehler nicht einmal bemerkte. Doch es ist wohl besser, daß ich hier das ganze Personale herseze, und bei jeder Rolle meine unmasgebliche Bemerkung hinzufüge, mit dem Bedeuten, daß ich nach meinem Gefühl nicht anders urtheilen konnte.

Den Oberförster Warberger stellte Herr Bulla dar, unstreitig der beste und denkendste Schauspieler seiner Gesellschaft. Ich habe gute und schlechte Oberförster gesehen; Herr Bulla

war, meines Erachtens, eher zu den erstern, als zu den letztern zu rechnen. Unter den schlechtesten, die dieses Paradeppferd nothzüchtigten, stand Herr Flögel, vom Königsberger Theater, obenan. Der Himmel verzeihe den Königsbergern diese Sünde gegen den guten Geschmack, das Geheul dieses Menschen schön, seine Bauerngrobheit passend zu finden, und ihn da mit dem Donner des Applaudissements zu erschüttern, wo man ihn, aus Duldung, höchstens durchlaufen lassen sollte! Der Mensch hat nicht die geringste Anlage zum Künstler, und versteht den Geist seiner Rolle eben so wenig, als der Feldmarschall Alvinzi, traurigen Andenkens, die geheimen Entwürfe Bonapartens und seiner großen Gefährten. Doch, dem sei wie ihm wolle — genug, man klatscht Herrn Flögel, der immer und ewig Herr Flögel ist, einen rasenden Beifall zu; denn *consuetudo fit altera natura!* — Unter den Besseren, von denen ich diese Rolle darstellen sah, leuchteten Fleß und Haffner hervor, diese braven Künstler, deren schönes Spiel jeden denkenden

Mann befriedigen muß. Herr Bulla war weder ein Flek noch ein Haffner, aber er war auch kein Flögel; eher näherte er sich den erstern, als dem letztern. Er hatte den Geist seiner Rolle vollkommen inne, und man sah es ihm an, daß er darüber nachgedacht hatte, und nicht bloßer Herbeter war. Sein äußerer Anstand, die Würde, die er sich zu geben mußte, und die den ehrlichen Mann von dem Schurken auszeichnet, der Ausdruck, den er auf seine Darstellung legte, waren eben so entfernt von Bauerngrobheit, als vom gezierten Wesen. Sein Organ ist schön, und auf mannichfaltige Weise abwechselnd. Ganz vortreflich deklamirte er mehrere Perioden, z. B. die, wo er zu dem Amtmanne sagt: „Herr, wenn zu den Tressen auf Ihrem Roke da nur ein Theil verwendet ist“ u. s. w. — imgleichen: „Wenn ich nicht wüßte, daß ich zu etwas Besserem aufgehoben wäre, als mich zu plagen und zu plaketen“ und wie es da weiter heißt. Hingegen mislang ihm die schöne Stelle ganz, wo er zu seiner Frau sagt: „Ei was, mit deinem Groll!

Auf dem Amtmann habe ich Groll! Adieu Plaudertasche!" — Das Ende des vierten Akts wurde durchgängig von Allen verfehlt, und, so eine große Wirkung auch sonst diese Situation macht, so ließ sie mich doch hier ganz ungerührt. — Die Frage des Oberförsters an den Amtmann im fünften Akt: „War der Bericht gewissenhaft?“ und: „Dort werd' ichs Ihnen noch einmal fragen; war der Bericht gewissenhaft?“ — war ein Meisterstück der Deklamation und verfehlt die Wirkung nicht, die diese simple aus dem Herzen gepresste Frage noch überall gemacht hat. — Was ich hingegen an Herrn Bulla, so wie an dem größten Theile seiner Gesellschaft, mit Fug und Recht tadeln muß, war: daß sie fast durchgängig erbärmlich memorirt hatten, und ängstlich auf das Orakel im Souffleurloche harrten, wobei es nicht fehlen konnte, daß sie entweder Unsinn schwazten, oder nicht aus der Stelle wußten. Das ist ein Uebelstand, dessen sich kein rechtlicher Mann, der seine Kunst liebt, zu Schulden kommen lassen sollte; und doch geschieht es, leider! nur zu

häufig. Ein stotternder Schauspieler kommt mir gerade so vor, wie ein Prediger, der seinen Vortrag abliebt. Eine mit freierlichem Anstande und mit richtiger Deklamation vorgetragene Rede wirkt weit mehr, als ein ängstliches Herlesen, die Predigt mag auch noch so schön, noch so durchdacht seyn. So auch mit dem Schauspieler, der seine Rolle nicht kann; wenn er noch so schön, noch so treffend den Charakter darstellt, und dabei häufig stottert, und nicht aus oder ein weiß, verliert er nicht allein den Faden, wornach er sich richtet, sondern stört auch freventlich alle Illusion, besonders wenn es ihm an Impromptus fehlt, um seinen Verstoß weniger bemerkbar zu machen. Billigerweise sollte kein Publikum eine solche Hauptsünde gegen die Kunst ungestraft hingehen lassen; auch der beliebteste Schauspieler sollte, wenn er wiederholte Versuche mit der Geduld des Publikums macht, mit aller Strenge behandelt werden. Denn im Grunde ist es doch eine unverantwortliche Vernachlässigung, eine Arroganz, die man bestrafen muß. Bei Vielen ist es sogar Viederlichkeit, in-

dem sie lieber ganze Nächte hindurch spielen und schwärmen, statt daß sie ihre angewiesenen Pflichten thun, und ihre Rollen erlernen sollen. Aber da verläßt man sich auf die Nachsicht des Publikums, trotz auf den Beifall, dessen man einmal gewiß zu seyn glaubt, und vernachlässigt alles. Kommt denn ein Fremder in's Theater, und sieht einen beliebten Schauspieler auf diese Weise seine Rolle verhunzen — welche Idee muß er sich von dem Geschmak des Publikums, welche von dem Schauspieler selbst machen, der in Journalen vergöttert wird, und den er hier so erbärmlich findet? Kein feinsühlender Künstler wird sich einen so offenbaren Betrug zu Schulden kommen lassen — denn es ist nichts weiter, als Betrug — aber es giebt Leute, denen es einerlei ist, ob sie ihre Rollen erlernen, oder nicht, und die sich lieber in Spiel- und Trinkhäusern herumwälzen, als studieren. Solche Menschen sollte man es aber auch recht derb fühlen lassen, daß man solchen groben Spott nicht verträgt, und für sein Geld nicht Erbärmlichkeiten haben will! — Doch weiter! —

Eine Madam Dittelmayer machte die Oberförsterin. Mittelmäßiger habe ich diese schöne Rolle noch nicht darstellen sehen. Die erste beste Anfängerin hätte dasselbe daraus gemacht. Die besten Reden, die Iffland diesem interessanten weiblichen Charakter in den Mund gelegt hat, fielen bei ihr so wenig als möglich aus. Am vorzüglichsten gelang ihr noch die mütterliche Sorgfalt für ihren Sohn, und die Scene im dritten Akt, die sich mit den Worten anfängt: „Alter, wann soll denn die Hochzeit seyn?“ — Der anfängliche Kampf ihres guten Herzens mit ihrem Verdruß, der endliche Sieg über das Vorurtheil, die Versöhnung mit ihrem Manne, und nun der schnelle Uebergang von Kopfhängerei zur alten fröhlichen und geschäftigen Scherzhafteit — alles das traf sie recht gut; aber dieses war auch die einzige Scene, worin Madam Dittelmayer gewissermaßen hervorstach; in den übrigen erreichte sie kaum die Mittelmäßigkeit. Bei dieser Gelegenheit muß ich abermals eines auffallenden Verstoßes gedenken, den ich nicht ohne Unwillen bemerkte, und

der bloß und allein der wenigen Achtsamkeit der Direktion zur Last gelegt werden kann. Das Zimmer, in dem obige Szene sich ereignet, soll unstreitig groß und geräumig seyn, denn es ist ein Familienzimmer, und es ist nicht zu glauben, daß die Frau Oberförsterin auf den tollen Gedanken kommen sollte, in einem Dusezzimmerchen, worin sich kaum drei Menschen mit Mühe herumtummeln können, tanzen zu lassen, wie sie es im Sinne hat. Hier war dieser Tanzsaal nur zwei Couliissen lang, mithin war es ein Uebelstand, den man hätte vermeiden sollen. Aber auf dergleichen Fehler gegen den guten Geschmack, wenigstens gegen die Wahrscheinlichkeit, sehen unsre Theaterdirektionen gar nicht; die ganze Sache scheint ihnen viel zu kleinlich zu seyn; sie überlassen die ganze Einrichtung einem ungeschickten, unwissenden Dekorateur, der sich allenfalls recht gut zum Zimmergesellen, nicht aber zu Arbeiten des Geschmacks qualifizirt. Ich kenne große Theater, wo man sich kein Gewissen macht, noch viel gröbere Verstöße zu begehen. —

Den jungen Förster Anton stellte Herr Zakonowicz dar. In den Hauptscenen zeigte er sich vorzüglich brav; besonders schön gelang ihm die erste Scene mit Friederiken, und die im Wirthshause. Herr Zakonowicz ist ein schöner junger Mann, von einer sehr interessanten Bildung, und, was ihn mehr ehrt, als alles, ohne anscheinende Arroganz. Dieser abscheuliche Fehler, der besonders unter unsern jungen Schauspielern zur zweiten Natur geworden ist, entehrt den vollendeten Künstler; aber den angehenden Anfänger macht er lächerlich und unbrauchbar. Ein arroganter Mensch ist ein jämmerliches, ekelhaftes Geschöpf. Menschen, die sich blos auf ihre Larve etwas einbilden, und sich für Künstler halten, weil ihnen die Weiber huldigen, sind verächtliche Wesen, die nie große Fortschritte machen können. Ich kenne mehrere, die schöne Talente zeigten, aber nicht weiter gingen, ihre Ausbildung nicht vollendeten, weil ein dummer Stolz sie glauben ließ, daß sie schon vollkommene Künstler wären. Sie würden in der Geschichte der theatralischen Kunst Epoche

gemacht haben, wären sie unermüdet weiter gegangen, und hätten sie sich nach vorhandenen trefflichen Mustern gebildet. Aber so sind sie bei ihrem stolzen Wahn erbärmliche Stümper geblieben; das herrlichste Talent ist vergraben, und mit ihrer Larve schwindet auch ihr Ruhm! Der Beifall des unwissenden Haufens genügte sie; sie huldigten der Faulheit und allen dahin einschlagenden Lastern, und jeder denkende Mann verachtet diese Menschen, die so schlecht, so gewissenlos mit dem ihnen anvertrauten Pfande wucherten. Herr Jakonowicz scheint von dieser seinem Stande so sehr anklebenden Arroganz frei zu seyn, wenigstens war es sichtbar, daß er sich Mühe gab, nicht blos dem großen Haufen, sondern auch dem denkenden Kopfe zu genügen, und die Art, wie er mein Compliment aufnahm, als ich nach geendigter Vorstellung aufs Theater ging, bewies mir, daß er nach Belehrung und Vervollkommnung strebe! — Sein Organ war sehr angenehm, sein Mienenspiel treffend, seine Deklamation dem Geiste seiner Rolle angemessen. Er focht nicht, wie ein

toller Mensch nach Art unserer Couliſſenreißer, mit den Händen umher, noch gebedrte er ſich wie unſinnig; ſondern er blieb ſich immer gleich, fühlte, was er ſprach, und haſchte nicht nach allerhand tollen Hülfsmitteln, um beklatscht zu werden. Kurz, ſein ſchönes, faſt überall ſehr richtiges Spiel erſetzte mir merklich den Verdruß, den die oft falſche und widerliche Darſtellung mehrerer Mitglieder in mir rege machte.

Friederike, Madam Müller, eine junge, liebenswürdige Frau, die ſich als angehende Künſtlerin zeigte, und ihre Rolle mit vieler Wahrheit und Naivität darſtellte. Herzlich habe ich mich ihres ſchönen rührenden Spiels gefreut, und ihr mit lauter Stimme meinen Beifall zugerufen. Sie ſoll auch als Sängerin nicht unbedeutend ſeyn, welches ich gerne glauben will; denn ſchon aus der Art, wie ſie den ſimpeln Vers des bekannten Volksliedes: „Am Rhein, am Rhein“ vortrug, konnte ich mir die gebildete Sängerin denken, die ſie wirklich ſeyn ſoll.

Herr Perdini, als Amtmann, war wohl einer der ſchlechteſten. Ob ich gleich nicht läug-

nen kann, daß er hin und wieder den Geist seiner Rolle ziemlich richtig aufgefaßt hatte, so machte er doch im Ganzen beträchtliche Schnitzer, und schon sein Anzug war zu sehr Karikatatur.

Kordelchen, von Madam Burghausen dargestellt, erregte wenig Interesse. Ich kann gerade nicht sagen, daß ihr Spiel so ganz schlecht war, aber sie hob denn doch den Charakter viel zu wenig.

Herr Brera, als Pastor Seebach, war auf der Welt nichts weiter, als langweiliger Pfaff, der seine Reden so dehnte, wie unsre gewöhnlichen Pastores ihre Kanzelreden, so, daß auch die nehmliche Wirkung darauf folgte, und die Leute hin und wieder einschließen.

Herr Müller, der den Schulzen machte, erregte ebenfalls mehr Langeweile, als Aufmerksamkeit.

Herr Spiri machte aus dem Jägerburschen Mathes, wie ich schon gesagt habe, einen gewaltigen Jäger vor dem Herrn, war a la Klingsberg gekleidet, und deklamirte a la Carl

Moor. Er gestikulirte mit Händen und Füßen, und spielte in eins fort mit seiner Hirschfangerklinge, gerade, als ob er alle Augenblicke bereit war, Tentanden den Kopf zu spalten. Die Lemberger sind seine Coulissenreissereien gewohnt, und lassen ihn durchgehen; mich aber ärgerte sein falsches Spiel weidlich. —

Weit besser und richtiger verstand und fühlte seine Rolle Herr Fallatori als Rudolph; nur war er, meines Erachtens, zu jugendlich. Ich denke mir unter Rudolph so ein halbes Antiquariensstück des Warbergerschen Hauses, der den jungen Förster hat aufwachsen sehen, und, wie er selbst sagt, seinetwegen vom Vater manchen Puff ausgehalten hat, mithin muß er wenigstens ein Mann von einigen dreißig Jahren seyn, nicht ein Jüngling von zwanzig. Diesen kleinen Fehler aber abgerechnet, so spielte Herr Fallatori recht brav.

Herr Schöniger, als Gerichtschreiber Barth, war ein Karikaturstück nach dem jämmerlichsten Zuschnitt. Er konnte allenfalls die Gallerie zum Lachen bringen — das non plus

ultra des Strebens unftrer meisten Komiker — aber jeder gesittete Mensch mußte sich über seine Späßchen ärgern. Seine Hauptkomik bestand in einer auf ein Ohr gestülpten Perücke, die er immer auf eine sehr widerliche Art hin- und herschob.

Die Wirthin zu Leuthal, Madam Spirit, legte in ihre kleine Rolle viel Spiel, und wußte sie ziemlich bedeutend zu machen.

Mademoiselle Müller, als Bärbchen, schien ein recht hübsches Mädchen zu seyn, mit einigen Anlagen, die, wenn sie gehörig ausgebildet werden, eine recht brave Schauspielerin versprechen. Jetzt gähnte sie dem Publikum zu wiederholtenmalen ins Gesicht; eine Unart, die man ihr allenfalls verzeihen kann, da sie vermuthlich glaubte, dieß oftmalige Gähnen gehöre zum Wesen ihrer Rolle.

Die übrigen Personen dieses Stücks sind unbedeutend. Ein Herr Burghausen soll in der Oper als Komiker glänzen. Ich habe ihn nicht gesehen, kann also auch nicht darüber urtheilen, ob der Geschmak des Lemberger Publi-

kums richtig, oder ein Wiener Kasperl-Geschmak ist. Uebrigens behauptet man hier allgemein, daß die polnische Gesellschaft besser, als die deutsche seyn soll. Der Unternehmer, Herr Boguslawsky, soll ein sehr brauchbarer Schauspieler und ein sehr achtungswerther Kopf seyn, der mehrere Originalstücke der Deutschen, Engländer und Franzosen in seine Muttersprache übersetzt hat, welche sich durch einen blühenden Styl und eine sehr korrekte Schreibart auszeichnen. Gerne hätte ich seine persönliche Bekanntschaft gemacht, allein meine Zeit war zu knapp zugeschnitten. Das Schauspiel war erst nach zehn Uhr beendigt, und des andern Morgens widmete ich die paar Frühstunden meinem neuen Freunde.

Dieser Mann, einer der parteilossten Menschen, die ich je kennen lernte, der Freunden und Feinden Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und sich an keine Partei angeschlossen, keiner Convenienz huldigte, erzählte mir unter andern ein auffallendes Beispiel der neu-russischen Despotie, das allenfalls hier eine Stelle verdient. Es

giebt einen neuen Beweis von der ungeheuren Macht der russischen Unterbedienten, und von der gesetzlosen Willkühr, womit man Menschen behandelt, die vom Staate Schutz zu fordern berechtigt sind. Bekanntlich hatte der Kaiser gleich zu Anfange seiner Regierung, unter mehreren interessanten Veränderungen, womit er die öffentliche Meinung täuschte, ein erweitertes Toleranzgesetz bekannt machen lassen, kraft dessen allen seinen Unterthanen gleiche Rechte zugestanden wurden, sie mochten sich nun zu einer positiven Religionsmeinung bekennen, zu welcher sie immer wolten. Dieses weise Gesetz benutzten mehrere polnische und unirte griechische Gemeinden, welche in frühern Zeiten zur russischen Kirche übergetreten waren, um den Bedrückungen fanatischer Staatsdespoten zu entgehen, und gestützt auf die Erlaubniß des Kaisers, hielten sich alle diese gezwungenen Gemeinden für berechtigt, das alte Glaubenssystem wieder hervorzusuchen, und sich öffentlich zu den Gesetzen ihrer alten Kirche zu bekennen. Kaum aber war dieser Schritt geschehen, so ward er auch

von den russischen Bigotten gemißbilligt, und man wagte es, zu einer Depotie seine Zuflucht zu nehmen, die unerhört genannt werden könnte, wenn nicht mehrere Beispiele davon vorhanden wären. Die Regenten in den Provinzen ließen diese Schismatiker aufgreifen und sie heerdenweise mit Strikken aneinander binden. Man schleppte sie, wie Verbrecher, eine Zeitlang im Lande herum, mißhandelte sie auf die empfindlichste Weise, warf sie in verschiedene Gefängnisse, und ließ sie so lange in der Ungewißheit über ihr bevorstehendes Schicksal, bis es endlich den Despoten einfiel, sie wieder in Gnaden zu entlassen. Diese Schändlichkeit hatte zur Folge, daß eine Menge Menschen, aus Furcht vor der Zukunft, aus dem Lande emigrirten. — Der Mann, der mir diese Anekdote erzählte, war ein ehrwürdiger Beamter des österreichischen Staats, von dem ich nicht glauben kann, daß er mir eine Unwahrheit sollte aufgeschetst haben. Er hat mich sogar versichert, selbst eine Dame gesehen zu haben, die alle diese Mißhandlungen überstand, und deren Hände noch von den Ban-

den geschwollen waren, womit man sie unmenschlicher Weise gefesselt hatte. Auch hat diese Anekdote nichts Unwahrscheinliches; denn was erlaubt man sich in Rußland nicht? Jene elenden Despoten kennen ja kein Gesetz als ihre Willkühr, und Menschlichkeit ist ihrer harten Seele fremde! Wehe allen Unglücklichen, die unter dieser Geißel bluten, und Heil mir, daß ich ihnen entgangen bin!! —

Je weiter man in Gallizien hineinkommt, desto gebirgiger wird die Gegend, und man legt sehr romantische Wege zurück. Alle Annehmlichkeiten, aber auch alle Ungemächlichkeiten, welche Gebirgsgegenden vor den Ebenen voraus haben, findet man auch hier. Das Auge kann bei der Menge und Mannigfaltigkeit der Gegenstände nie ermüden; die Phantasie wird bei dem Anblicke so mächtiger Schönheiten immer rege erhalten, und bei der Verschiedenheit der Ansichten, die fortdauernd mit einander abwechseln, ist es nicht möglich, jene öde Langeweile zu empfinden, die uns auf weitläufigen Ebenen sehr oft beschleicht, wo sich immer der nehmliche

Gegenstand dem Auge darstellt. Aber das ewige Bergauf- und Abfahren, die gefährlichen Stellen, die man oft passiren muß, und die schneidende durchdringend kalte Luft, die hohen Gegenden eigenhümlich ist, und mehrere Ungemächlichkeiten, denen man nicht entgehen kann, machen oft die schönste paradiesische Aussicht weniger interessant. Man fährt oft meilenweit längs jenen ansehnlichen Bergrücken fort, die in verschiedenen Richtungen durch den größten Theil des Landes hinlaufen, und sich im Westen an die großen Tschnergebirge, und im Süden an die mächtigen Carpaten, die Altväter in dieser Gegend, anschließen. Oft wird man hier schon stellenweise von ansehnlichen Abhängen bedroht, die über dem Kopfe schweben, und jeden Augenblick herabzustürzen scheinen. Oft geht die Straße wieder längs beträchtlichen Abgründen fort, bei deren Anblick den Ungewohnten schon sehr leicht ein kleiner Schauer überfallen kann. Ueber alle Beschreibung romantisch-schön und wild sind diese Gegenden, und ich muß gestehen, daß man von Gebirgsgegenden

durch Beschreibung eigentlich keinen vollständigen Begriff erhalten kann, wenn man sie nicht selbst in Augenschein genommen hat. Jede, noch so umständliche, Malerei erscheint matt, wenn man selbst sieht. Ich habe viel gelesen, aber ich muß es gestehen, daß ich mir einen äußerst oberflächlichen Begriff davon gemacht habe; so romantisch-wild, so furchtbar-schön habe ich mir Gebirgsgegenden nicht gedacht, als ich jetzt mit eigenen Augen sehe, je näher ich einem der wichtigsten Gebirge der Europäischen Erde komme. Galliziens Gebirge sind freilich nur noch große Hügel im Verhältniß der ungeheuren Alpenkette der Carpaten, und doch haben sie schon ihre wilden furchtbaren Schönheiten. Wenn man aber wieder in die lachenden angebauten Ebenen hinabfährt, und hier diese sanftere Naturschönheiten mit jenen wilden verwechselt, und doch überau von denselben umgeben ist, die man fast nie aus den Augen verliert — dann möchte ich den kalten Alltagsmenschen sehen, der bei diesen mannigfaltigen Herrlichkeiten und Abwechslungen ungerührt bleiben könnte. Ich wenigstens

vermochte es nicht; es war der erste **Blick** in ein Bergland; was sich meine Phantasie seit Jahren versinnlicht hatte, stellte sich mir jetzt in der Wirklichkeit dar, und übertraf alles, was ich je davon ahnete. Herrliche Ebenen kannte ich, auch wohl einzelne Hügel, die man Berge nannte; aber eine so fortlaufende Felsenmasse, die kühn bis über die Wolken hinanstarrte, und ihr greises Haupt unter denselben versteckte, hatte ich noch nie gesehen. Die majestätische Schweiz stellte sich mir hier im Kleinen dar; schon lange vorher hatte ich in grauer Ferne die Altväter Europas begrüßt, die seit Jahrtausenden aller Verheerung trotzen, und in ihrer alten unvergänglichen Kraft da stehen, ein Bild selbstbewußter Größe; jetzt aber war ich ihnen nahe; schon hatte ich, so zu sagen, den ersten Fußtritt gesetzt in ihr Heiligthum; ich begrüßte sie noch einmal mit frohem Staunen; ich verlor mich im Anschau dieser mächtigen Felsenmassen, die in ungemessner Weite dahinlaufen, und sich in wunderbarer Verkettung vielleicht mit den entferntesten Felsenmassen der Erde vereinigen.

Zwar sahe ich nur noch immer erst einen kleinen Anfang jener großen Gebirgsketten; allein schon hier übertraf der Anblick alle meine Erwartung; immer majestätischer, immer romantischer, immer auffallender ward das Ansehn in jenes Wunderland; je näher ich der großen Alpenkette kam, desto freudiger schlug mein Herz, desto wonnevoller schlürfte ich den Wunderbecher der Naturschönheiten ein; — was wird es erst seyn, wenn ich diese unermesslichen Felsen ganz in der Nähe sehen und ihre furchtbare Herrlichkeit anstaunen werde? —

So romantisch und abwechselnd aber auch die Provinz Gallizien ist, so hat sie doch auch für den Reisenden, wie gesagt, der Unbequemlichkeiten sehr viele. Wenn man oft vier bis sechs Meilen berg = hinan und hinab gefahren ist, zuweilen recht gefährliche Stellen passiren muß, sich auf dem häßlichen Steinwege jämmerlich zerstaucht hat, und nun wieder in Sandwüsten geräth, wo die ermüdeten Pferde nicht aus der Stelle können, sich von einem eiskalten Südwinde, der über die Gebirge herweht, be-

fächeln lassen, oder statt dessen eine höchst unerträgliche Hitze überstehen muß, und dann am Ende, nach einer so lästigen Fahrt, einen erbärmlichen Judenkrug zur Nachherberge findet, wo man auf Essen und Trinken, so wie auf ein weiches reinliches Lager Verzicht thun muß; so ist es wohl natürlich, daß diese Unbequemlichkeit am Ende den Geschmack an die himmlisch-romantischen Ansichten verleiden muß. Und das ist hier der Fall. Jene mannigfaltigen Abwechselungen, wodurch die freigebige Natur dieses Land verherrlicht hat, fallen weniger in's Auge, wenn man so manche Unannehmlichkeit dazu rechnet, die diesen Provinzen eigenthümlich sind. Selbst die reizendsten Parthien wechseln zuweilen mit großen Sandstrecken ab, auf denen man weder Baum noch Strauch antrifft, und wo man die Spur eines gebahnten und theuer bezahlten Weges weit suchen kann. Nur mit Mühe und Noth schleppt man sich hier aus der Stelle, und doch fährt man auf der sogenannten Kaiserstraße, von deren Herrlichkeit man so viel Ruhmens macht. In der That

aber, wenn sie nirgends besser ist, als hier, so verdient sie nicht einmal, daß man sie nennt. Denn dieser Straße fehlt noch unendlich viel zur Vollkommenheit; und ein Weg, den man so theuer bezahlen muß, sollte denn doch auch billigerweise so beschaffen seyn, daß man wenigstens geschwinder darauf fortkäme, und die natürlichen Hindernisse, so viel als möglich, aus dem Wege geräumt fände. Was hilft es, daß man auf der gebahnten Straße längshin Steinhäufen aufgeschüttet findet, die zur Ausbesserung gebraucht werden sollen, indeß man selten einmal einen einzelnen Arbeiter findet, der diese Steine klein macht? Sie liegen, so zu sagen, mehr zur Parade, als zum eigentlichen Gebrauch da. Ja, was noch toller ist, die sandigten Stellen, auf denen man doch den meisten Fleiß verwenden sollte, sind, wie gesagt, gar nicht geebnet; da findet man den gewohnten polnischen Weg wieder, und mag sehen, wie man durchkommt — und dennoch muß man auch für diesen ungemachten Weg bezahlen; und Der würde schön ankommen, der nur eine saure Miene

machte, oder sich über die lächerliche Forderung beschweren sollte, der Regierung für eine Straße zu bezahlen, an der keine Kosten verwendet sind! Man darf gegenwärtig in Oesterreich nicht den Mund aufthun, gerade wie in Rußland, sonst öffnen der Spielberg und andere Bergvesten ihre Arme; und wer einmal von denselben umarmt wird, kommt selten wieder heraus! —

Da, wo Sandboden der Hauptbestandtheil des Landes ist, sorgt man auch für den Anbau der Getraidearten nur mit genauer Noth. Ueberhaupt wird in Gallizien noch immer nicht mit derjenigen Sorgfalt der Ackerbau betrieben, als man in Schlsien und dem benachbarten Deutschland darauf verwendet. Freilich ist die hiesige Wirthschaft von der polnischen schon merklich unterschieden; allein es fehlt doch dem ganzen Lande an Händen, die mit besonderer Pflege der größern oder kleinern Ergiebigkeit des Bodens zu Hülfe kommen. Diese Pflege fodert nun besonders ein Sandboden, wenn das Getraide auf demselben erträglich gedeihen soll;

da es aber Mühe und Arbeit kostet, und es, wie gesagt, an Menschen fehlt, so trifft man hier oft große Sandfelder an, die ganz unangebaut liegen bleiben; und andere sind nur zum höchsten Nothbedarf besäet, und geben eine sehr geringe Ausbeute. Zum Glück hat die Natur dafür gesorgt, daß Gallizien ausser seinen Sandwüsten auch sehr reiche ergiebige Felder aufzuweisen hat. Nur höchstens der vierte Theil des Bodens ist sandigt, die übrigen Gegenden, vorzüglich die Ebenen und Thäler, haben einen fetten, schwarzen und äußerst fruchtbaren Boden, wo das Getraide in solcher Fülle gedeiht, daß das ganze Land davon einen Ueberfluß aufweisen kann, der nicht allein zu seinem Nothbedarf vollkommen hinreicht, sondern auch noch alljährlich so viel übrig läßt, daß man einen großen Vorrath davon ins Ausland, besonders an die Küsten der Nordsee, verschicken kann. Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Haidekorn, Hirse, Buchweizen, Erbsen, Flachs und Hanf sind die vorzüglichsten Erzeugnisse des hiesigen Bodens, die, wie gesagt, in ungemeiner Ue-

pigkeit gedeihen. Die Oekonomie ist, wie ich schon bemerkt habe, um vieles besser, als in dem übrigen Polen; nur fehlt ihr noch viel zur Vollkommenheit. Kaiser Joseph gab sich unsägliche Mühe, mehrere herrschende Vorurtheile unter dem Landvolke auszurotten, die der bessern Cultur des Bodens schaden konnten; allein so wenig es ihm gelungen ist, den Trotz der Pfaffen zu demüthigen, und die Religion von dem Unkraut, das diese Heuchler ausgestreut haben, zu reinigen, so wenig gelangen ihm auch seine andern menschenfreundlichen Versuche. Bosheit und Dummheit stellten sich ihm in den Weg, und allenthalben fand er Widersacher, wo er Beförderer seines Plans zu finden erwartet hatte. Indessen ist denn doch hin und wieder etwas hasten geblieben; gescheute Edelleute haben auf dem schönen Grunde fortgebaut, den der weise Joseph legte, und haben ihre Güter ansehnlich verbessert. Daher kommt es denn auch, daß man hin und wieder sehr sorgfältig bearbeitete Acker, an andern Orten aber auch ganz vernachlässigte antrifft. — Mit dem Obst:

bau will es immer noch nicht recht fort; doch findet man schon hin und wieder sehr schöne Gartenanlagen. Allein es mangelt dem hiesigen Obste jener angenehme, aromatische Geschmack, der sonst diesen Früchten so eigen ist; er kommt vielmehr dem wilden Obste nahe. Man wirft die Schuld auf die kalte Gebirgsluft; zwar kann es seyn, daß diese etwas dazu beiträgt, allein ich solte denn doch glauben, daß der Hauptfehler an der allzuwenigen Pflege liegt, welche das Obst eben so sehr, als das übrige Getraide, bedarf. — Kartoffeln wachsen überall, und sind, nebst den Erbsen, das Lieblingsgericht des Galliziers. — Pferde-, Rindvieh- und Schaafzucht sind ziemlich ansehnlich. Die Bienenucht wird größtentheils wild, wie in der Ukraine und in Bolkhynien, getrieben. In den Gebirgen findet man allerlei Mineralien, unter denen jedoch das Salz den ersten Platz behauptet.

Die Luft ist, im Verhältniß der tiefen südlichen Lage des Landes, fast den ganzen Sommer kühl, oft sogar kalt. Des Morgens und

Abends weht über die Gebirge her ein schneidender Südwind, der oft eine durchdringende Kälte mit sich führt. Wird es einmal heiß, so weiß man auch nicht, was man beginnen soll, um sich die fürchterliche Hitze abzuwehren. Eine drückende, ermattende Schwüle ruht dann auf der Atmosphäre, und erschwert sogar das Athemholen. Bei großer Nervenschwäche ist es fast unmöglich, während dieser drückenden Hitze im freien Felde auszudauern, und man sucht, so viel wie möglich, die wohlverwahrten Zimmer auf. Kaum ist aber die Sonne über den Mittag hinaus, und nähert sich dem Untergange, so kehrt auch der schneidende kalte Wind wieder zurück, und vertreibt die elektrischen Wolken. Demohngeachtet giebt es hier viele und schreckliche Gewitter, die halbe Tage lang anhalten, und in den Gebirgen einen fürchterlichen Wiederhall verursachen. — Die abwechselnde Luft dieses Landes ist für den Reisenden durchaus gefährlich. Erkältung ist hier fast unvermeidlich, denn der plötzliche Abfall von drückender Hitze zu einer schneidenden Eiskälte kommt hier zu schnell,

als daß man sich davor gehörig verwalten könnte. Die Ursache dieser schnellen Luftveränderung ist unstreitig in der Lage der Karpaten. zu suchen. Diese liegen dem Lande südlich, fangen also den warmen Wind, der von der Linie herweht, auf, theilen ihm ihre eigene kalte Luft mit, und geben ihn so der benachbarten Provinz. Von der Morgen- und Mitternachtsseite ist das Land ganz offen, mithin haben die Nordstürme einen ungehinderten Durchzug durch dasselbe, und fühlen also die ohnehin schon kalte Luft, die allenfalls nur den heißen Sonnenstrahlen während der Mittagszeit weicht, noch mehr ab. Daher sollen auch die Winter in diesem Lande außerordentlich strenge seyn, und noch im März soll man eine Kälte empfinden, die sonst nur dem Januar eigen ist. Als einen der seltensten Vorfälle, dessen sich die ältesten Leute nicht entsinnen können, erzählte man mir in Lemberg, daß im vorigen Jahre, am 29sten März, auf zwei oder drei schwüle Tage ein so fürchterliches Gewitter erfolgt sei, daß selbst die beherztesten und an dergleichen Naturerscheinungen ganz gewöhnten

Menschen davor gezittert hätten. Dagegen ist in diesem Jahre, an dem nehmlichen Tage, ein so harter Frost gewesen, daß sogar einige Schaafte erfroren sind, und dieser hat bis über die Mitte des Aprils fortdauernd angehalten. In dem wunderbaren Winter von 95 bis 96, wo wir selbst in Rußland während des Januars und Februars vollkommenes Frühlingswetter hatten, so, daß die Bäume trieben und die junge Saat hoch empor schoß, ließen sich auch die hiesigen Landleute täuschen, und bepflügten und besäeten ihren Acker. Die Erndte ging auf, und Jeder freute sich der frühen warmen Frühlingszeit. Aber plötzlich trat, mit dem Anfange des März, die fürchterlichste Winterkälte ein; alle Ströme gefroren zu einer tragbaren Eisdecke, und bis zum Ende des Aprils dauerte die furchtbare Kälte fort. Natürlich sank die Hoffnung des Landmanns in den Staub. Die Bäume, die schon aufgebrochene Knospen hatten, starben ab; die ganze Frucht war für das Jahr verloren, die schöne junge Saat ward ein Raub des wüthendsten Frostes. — Was

für ein wunderbarer Gang in der Natur? Wer erräth es hier, wie der unbekante Werkmeister ordnet, daß auch Unfälle dieser Art sich zum Besten des Ganzen wenden? — Das Land litt das Jahr hindurch von einer Hungersnoth; der Arme mußte sein bißchen Nahrung fürchterlich theuer bezahlen; es war ein allgemeines Wehklagen; aber die Natur ging ruhig ihren Gang, und verdoppelte ihre Segnungen im folgenden Jahre.

Je näher man der deutschen Gränze kommt, desto blühender, angesehenener und wohlhabender werden die Dorfschaften, Marktflecken und Städtchen. Viele darunter liegen in einem eigentlichen irdischen Paradiese, wo die Natur ihre ganze Herrlichkeit verschwendet hat, um sie recht auffallend schön zu machen. Hin und wieder trifft man auch wohl ein Kloster, das in einer reizenden Gegend angelegt ist, und deren Einwohner kalt und stumm, wie marmorne Götzenbilder, den Reiz der Natur anstaunen, und nichts dabei fühlen als ihre Abgeschiedenheit. In Gallizien sieht man es dem Bauer schon

an, daß er Mensch ist, und unter einer Regierung lebt, die ihm wenigstens sein Eigenthum sichert, und ihn zum Selbsterwerb fähig macht. Wenn er dagegen seine Nachbarn, die russischen Polen, betrachtet, die unter dem entsetzlichen Druk ihrer Tyrannen seufzen, und denen kein Menschenrecht eigen geblieben ist — wie glücklich muß er sich dann fühlen? Er ist noch Sklav, das ist gewiß, aber gegen den Polen und Russen ist er ein freier Mann! Denn es ist entsetzlich, wie man mit jenen Menschen verfährt, und es giebt einen traurigen Beweis, was man alles aus dem Menschen machen kann, dem man einmal sein eigenthümliches Menschenrecht satanisch gestohlen hat. Dort ist dem armen Bauer nichts mehr vom Menschen übrig geblieben, als sein bißchen Gestalt, und allenfalls das Recht, auf zwei Füßen zu gehen. Aber wenn es seinem Despoten einfiel, ihn künftig wie einen Hund, auf allen Vieren laufen zu lassen — wer würde ihm die despotische Grille wehren? — O, ich habe Greuel gesehen und gehört, die wahrlich kanibalenartig sind. Doch, ich habe

davon schon genug gesagt — und immer komme ich darauf wieder zurück, denn dies Kapitel liegt mir so nahe! In Rußland ist Despot, wer Despot seyn will. Vom General bis zum Unteroffizier; vom Präsidenten bis zum Kopisten quält und mißhandelt Jeder seinen Untergebenen. Der gemeine Russe, der nichts Gutes von seinen Vorgesetzten sieht, muß wohl zur Racheiferung angefeuert werden. Er geht hin und stiehlt einem ehrlichen Mann sein bißchen Habe, verführt ihm sein Weib und Kind, und, statt dafür bestraft zu werden, belohnt man ihn allenfalls noch, und verschließt dem Beleidigten mit frecher Schurkerei das Thor der Gerechtigkeit! So war es — so ist es noch — wann wird es anders werden? —

Das Gallizische Landvolk hängt strenge an seinen alten-Gebräuchen und Sitten. Mit ihrer Staatsveränderung sind sie zufrieden; denn es konnte ihnen damals einerlei seyn, wer sie tyrannisirte, wenn sie einmal tyrannisirt seyn solten; ja, sie haben sogar durch die weisen Verordnungen Kaiser Josephs manche herrliche

Bergünstigung erhalten, der der Macht des Adels die Flügel beschnitt, und ihrer gränzenlosen Willkühr gesetzliche Schranken setzte. Der Hauptanstoß mochte allenfalls die Sorge für die Aufrechthaltung ihrer Religion seyn; das hatten sie aber hier nicht zu besorgen, da sie ja einen katholischen Herrn mit dem andern vertauschten. Michin mußte ihnen diese Veränderung mehr lieb, als zuwider, seyn. Aber an auswärtige Sitten und Gebräuche wollen sie sich noch schlechterdings nicht gewöhnen. Mit ihrer alt-polnischen Nationaltracht, die sie mit wenigen Abänderungen beibehalten haben, sind ihnen auch ihre alten dummbigotten Vorurtheile, ihr lächerlicher Wahnglaube, ihr Hang zu allen möglichen Ausschweifungen des Aberglaubens, und ihre alten Nationallaster geblieben. Doch neigen sie sich schon nach und nach mehr zur Reinlichkeit und zur häuslichen Ordnung, als die übrigen Polen. Dieß bemerkt man besonders beim zweiten Geschlecht, unter dem man manches recht hübsche Gesichtchen antrifft, das sich auf eine Art zu puzen versteht, wodurch

die natürlichen Reize mehr erhöht, als vermindert werden. Die Deutschen hassen sie noch immer, und in mancher Rücksicht eben nicht ganz ohne Ursache. Wenn sie auch ihren Widerwillen gegen diese Fremden nicht thätlich äußern dürfen, so geben sie durch Blicke und Worte zu erkennen, wie verhaßt ihnen dieses Geschlecht ist. Verbesserungen nehmen sie daher nur mit vieler Mühe und gleichsam erzwungen an; denn Vorurtheil und Nationalhaß verhindern sie, den Vortheil solcher Verbesserungen zu übersehen, und ihren Eigenwillen dem Wohl des Ganzen aufzuopfern. Mit ihren übrigen Landsleuten vereinigen sie Neigung zum Trunk, zum Spiel, zur Wollust, zur Zänkerey, zur Falschheit und zu den übrigen Nationallastern, die man in Polen antrifft. Man hat sogar Beispiele, daß der Vater den Beischläfer bei seiner Tochter gemacht, und Brüder mit den Schwestern Unzucht getrieben haben. In ihrem Hauswesen lieben sie einen höhern Grad von Reinlichkeit, als die übrigen Polen. Schon das Neußere ihrer Wohnungen fällt bes-

fer und freundlicher ins Auge, und einigen Dörfern fehlt es nicht an ordentlichen, festen und ansehnlichen Gebäuden; aber auch im Innern sieht es reiner und mitunter auch wohlhabender aus. Ein gallizischer Bauer hat nicht den zerlumpten Hausrath seines Nachbars; theilt nicht mit seinem Vieh Nahrung und Wohnung, sondern er lebt reinlich und von den Thieren abgesondert; sein Gemach zeigt sogar einen gewissen Anstrich von Eleganz, welches besonders in denen Dorfschaften der Fall ist, welche in näherer Verbindung mit Deutschland stehen. Nicht selten findet man in der Hütte des hiesigen Bauers einen kleinen Spiegel, eine Reihe sauber unterhaltener Schüsseln und Teller, die längs den Wänden aufgestellt sind; ein ordentliches Bett und andere Meubeln. Dies kommt daher, weil die hiesigen Bauern ein gewisses Eigenthum besitzen, welches ihnen die Geseze garantiren, sie mithin schon mehr Lust zum Erwerb haben, als ihre übrigen, dem Vieh gleichgeachteten Mitbrüder. Kaiser Joseph, der thätige Menschenfreund, hat die Verhältnisse des

Bauern zum Edelmann sehr weise bestimmt, der gefezlosen Tyrannie des Adels dadurch ein Ende gemacht, und dem Landmanne den Genuß seiner Arbeiten zugesichert. Der gallizische Bauer ist immer noch kein freier Mann; er bleibt immer leibeigen; aber er ist nicht mehr der frechen Willkühr des Edelmanns unterworfen, und darf gegen die Laune desselben den Schutz der Geseze auffodern. Selbst wissenschaftlicher werden die Bauern erzogen, als die übrigen Polen. Sie besizen schon einen gewissen kleinen Grad von Bildung, die zwar ihre alte Rauheit nicht ganz abgeschliffen hat, aber doch so viel nützt, daß sie wenigstens in den nothwendigsten Kenntnissen nicht ganz fremde sind. Das ist die erste schöne Folge der weisen Schulanstalten, die Kaiser Joseph auch auf den Dörfern einführte, und wodurch es ihm gelang, das Volk wenigstens aus dem ersten Stande der Thierheit herauszuleben, wenn es auch noch lange Zeit brauchen möchte, sie ganz in gebildete Staatsbürger umzuwandeln.

Der Adel bildet sich ganz nach österrei-

schem Zuschnitt. Ihr Gnaden heißt auch hier, wer einen ganzen Kot auf dem Leibe hat. Der hiesige Edelmann ist ganz der arrogante, ängstlich vornehm-thuende Mensch, wie der österreichische es gewöhnlich ist. Damit verbindet er denn noch seine gewohnten altpolnischen Kniffe, Stolz, Feigheit und Bigotterie. Er stellt sich knechtisch-kriechend gegen Den, den er für höher achtet, als sich, und erhebt sich in einen unbändigen, obgleich lächerlichen Hoffart, wenn er glaubt, daß er es mit einem Geringern zu thun hat. Treu und Glauben muß man nicht viel bei ihm suchen. Was er thut, das thut er nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Furcht vor der Ahndung der Gesetze, höchstens aus Pralsucht. Er würde so wie seine Brüder in dem übrigen Polen ein wilder gesetzloser Tyrann gegen seine Untertanen seyn, wenn ihm Josephs weiche Beschränkungen nicht Saum und Gebiß angelegt hätten. Leider! thut er ohnehin schon mehr, als er sollte, und wo es angeht, da werden die Gesetze zu seinem Vortheile gedreht und gedeutet. Wenn es so ohne Furcht

vor Ahndung geschehen kann, so macht er sich kein Gewissen daraus, schreiende Ungerechtigkeiten zu verüben, und alles hervorzufuchen, was ihm seine entrissenen Vorrechte wieder geben kann. An Billigkeit ist bei diesem Menschen gar nicht zu denken; blos die Furcht hält ihn zurück. In Ansehung der Bildung steht wohl der hiesige Edelmann dem österreichischen eben nicht nach, aber er greift ihm auch nicht vor. Wie jener, so ist auch dieser in den wissenschaftlichen Kenntnissen größtentheils ein Fremdling. Beide sind verschroben, bigott und voller Wahnglauben. Ihr Pfaffenthum geht ihnen über alles, und gilt ihnen für einen wesentlichen Bestandtheil der Religion; eigentliche Gelehrsamkeit haben beide nicht. Das ängstliche bigotte Wesen der Regierung, das den Geist des Christenthums in albernen Ceremonien aufsucht, ist eben nicht geeignet, wissenschaftliche Bildung zu befördern. Dazu kommt nun noch der unselige Geistesdruß, unter dem das Land seit einigen Jahren seufzt, der von Tage zu Tage zunimmt, und jede Kraft des höhern

Strebens mindert oder zurückscheucht. Das ist die Hauptursache, warum sich Oesterreich in seiner Geistesbildung so sehr verspätet hat, daß es jetzt gegen andere Nationen weit zurücksteht, denen es unter Joseph schon vorgeeilt war. Es ließe sich viel darüber sagen, wenn man laut werden wolte; vor jetzt aber mögen Winke hinreichend seyn! —

Uebrigens habe ich noch nachzuholen, daß auch hier die sogenannte Berre ihr Wesen treibt, ein Wurm, der in diesen Gegenden, bis in Schlesien, Ungarn und Italien hinein, einheimisch zu seyn scheint, und ein wüthender Zerstörer aller Feld- und Gartenfrüchte ist. Ich habe schon einmal dieses verwüstenden Insekts gedacht; allein hier hatte ich erst Gelegenheit, es näher zu beobachten, und etwas über seine Natur und Eigenschaften zu erfahren. Die Berre, oder auch Reitwurm genannt, ist Feldern und Gärten gleich schädlich, besonders aber der jungen Saat. Er ist sehr wunderbar gebaut; mit dem Vordertheile gleicht er einem Krebse, von hinten aber einer Grille. Mit

seinem zweispizigen Rüssel, nebst den sechs kurzen, aber scharfen, Füßen zerwühlt er jeden tragbaren Boden. Er ist lang und dick; an Brust und Kopf hat er eine harte braungelbe Schaale, wie ein Krebs; am Rücken hat er vier Flügel, und der Bauch ist weich, wie bei einer Grille. Seine Stimme ist helle, und man hört sie besonders des Abends in weiter Entfernung. Er baut sein Nest in die Erde, giebt ihm eine runde Form, und macht eine Menge kleiner Löcher, gleich den Bienenzellen, worein er seine Eier legt. Er vermehrt sich sehr stark. Wenn das Wetter sich ändern soll, so wird seine Stimme grillenartiger; doch dabei heller, rauher und unangenehmer. Er ist im Stande, ganze Felder und Gärten zu verwüsten. Man hat verschiedene Versuche gemacht, ihn auszurotten; allein man muß Jahr aus Jahr ein mit den Nachstellungen gegen dieses zerstörende Insekt fortfahren, wenn man seine Felder vor ihm bewahren will. Zu dem Ende macht man gegen das Ende des Herbstes gewisse Falllöcher in die Erde, die er gewöhnlich aufsucht, wenn die Wintertälte

eintritt, indem er gerne warm sitzt. In diesen Löchern nun wird er in Menge todtgeschlagen. Auch sagt man, daß er den Hanfgeruch nicht ertragen kann, und dadurch zur Flucht gezwungen wird. In einigen Gegenden bestreut man auch die Felder und Beete mit Salpeter, oder mit ungelöschtem Kalk, welches er beides nicht ertragen kann. — Die hiesigen Landeinwohner sind auf dieses Thier gewaltig erbittert. Ich hatte Eins derselben, das ich auf dem Felde fing, auf meinem Huth festgestekt, und hätte bald dadurch eine Revolution erregt. Denn kaum hatte ich das nächste Dorf erreicht, wo wir einen Augenblick Halt machten, als sich auch Jung und Alt um mich versammelte, eine höchst bedeutende wilde Miene annahm, und mit unverwandten Augen auf meinen Huth sah. Anfangs wußte ich gar nicht, was das bedeuten sollte, bis endlich ein lautes Murmeln entstand, ein alter Bauet mir mit troziger Miene nahe kam, mir ohne Umstände das Thier vom Huth abriß, es mit allen Zeichen des Abscheus von sich schleuderte, und nun Alles, was Hände

und Knittel hatte, auf den gefährlichen Feind loszuschlug, der freilich schon am ersten Schlage genug hatte. Dabei gab man mir den wohlmeinenden Rath, mich nie mehr mit diesem schädlichen Thier zu befassen, sondern es zu tödten, wo ich es fände. —

Gallizien und Lodomirien, diese beiden sogenannten Königreiche, bestehen eigentlich aus mehreren einzelnen Theilen einiger Woywodschaften und Länder, die zu der ehemaligen monarchisch-aristokratischen Republik Polen gerechnet wurden, namentlich aus einem Theil der Woywodschaften Krakau, Sandomir, Lublin, Belzks und Rothreußen, aus einigen Distrikten der Provinzen Wollhynien und Podolien, aus dem Lande Halitsch und einem Stük des Landes Chelm. Gewöhnlich rechnet man die Bukowine mit zu Gallizien, die auch seit dem Jahre 1786 einen Kreis davon ausmacht. Diese Bukowine liegt dem Lande östlich, und gehörte bis zum Jahr 1777 zur Moldau, also unter türkische Oberhoheit, wurde aber im gedachten Jahre an Oesterreich abgetreten und mit Gallizien verbun-

den. Sie ist ziemlich gebirgigt, aber reich an allerhand Naturprodukten; zählt fünf Städte, unter denen Czernowicz die größte ist, und zweihundert fünf und dreißig Dorfschaften. Der Hauptstof der dortigen Einwohner sind Griechen, ausserdem findet man aber auch viele Armenier und Juden. Das eigentliche Gallizien wird vom östereichischen Schlesien, von Böhmen, Podolien, Ungarn und Siebenbürgen begränzt. Es enthält, mit Einschluß der Bukowine, einen Flächenraum von dreizehnhundert und zwanzig deutschen Quadratmeilen. In den ältesten Zeiten machte dieses Land eine Provinz des ungarischen Königreichs aus; in der Folge kam es unter mehrere Herrschaften, bis es endlich Polen eroberte, und, kraft des Rechts des Stärkern, behielt. Auf diesen alten ungarischen Besitz gründeten sich die Ansprüche des Hauses Oesterreich im Jahr 1772, die denn auch, freilich mehr durch die Macht der Kanonen, als durch eigentliches Anspruchsrecht, genehmigt, und Gallizien an Oesterreich abgetreten wurde. Bei jener Theilung garantirten übrigens alle drei thei-

lende Mächte die übrigen Besitzungen der Republik Polen auf ewige Zeiten — wie kurz aber diese Ewigkeit gedauert hat, ist weltbekannt. Sobald diese Ewigkeit vorüber war, so kam nun auch Neu-Gallizien, oder der übrige Theil von Klempolen, unter österreichische Herrschaft. Vor dieser neuen Vermehrung ward das alte Gallizien in neunzehn Kreise abgetheilt, von denen die Bukowina Einen ausmachte. Wie viel jetzt hinzugekommen sind, oder was man sonst für eine Abänderung getroffen hat, weiß ich nicht; und ich glaube, daß eigentlich noch gar nichts Näheres darüber bestimmt ist. — Für das alte Gallizien rechnet man über drei Millionen Einwohner. —

Jaroslau war nach Lemberg der nächste Ort, der den Namen einer ziemlich ansehnlichen Stadt von Mittelgröße, mit ziemlich breiten und geraden Straßen, einem artigen Marktplatz und recht schönen modernen Gebäuden, verdient. Sie liegt vierzehn Meilen westlich von der Hauptstadt entfernt, und hat, meines Erachtens, vor dem in der ödesten und beschränkte-

sten Gegend liegenden Lemberg Vieles voraus, ja, ich weiß nicht, ob sie sich nicht besser noch zur Hauptstadt des Landes qualifiziren möchte. An Größe giebt sie Lemberg nichts nach. Der Handel ist wenigstens eben so ansehnlich, und wird noch mit wenigerer Mühe und Kostenaufwand, als in der Hauptstadt, getrieben; dabei ist die Lage von Jaroslaw, fast im Mittelpunkt des Landes, umgeben von einer äußerst romantischen und üppig fruchttragenden Natur, unstreitig weit besser. Freilich ist Lemberg moderner gebaut, allein das ist's auch alles, und selbst diese neuen Anlagen schreiben sich erst von den Zeiten der österreichischen Besitznahme her, mithin kann Jaroslaw mit leichter Mühe auch in diesem Punkte die Hauptstadt nachholen. Diese letztere Stadt liegt dagegen an einem schönen schiffreichen F'usse, welcher die Some genannt wird, der im karpatischen Gebirge, an der Gränze von Ungarn, seinen Ursprung nimmt, das Land nordwestlich durchströmt, und sich oberhalb Sandomir mit der Weichsel verbindet. Es versteht sich von selbst, daß der Handel der

Stadt, durch die Verbindung mit diesem Flusse, eine ungemeine Erleichterung gewinnt, und vermittelst desselben eine ansehnliche Handelskommunikation mit den Ländern an den Küsten der Ostsee, namentlich mit Danzig, unterhalten kann, wohin man Jahr aus Jahr ein einen sehr großen Vorrath von Getraide und andern Produkten verschickt. In dieser Stadt trifft man abermals eine kaiserliche Kammer an, wo man Zollscheine und Pässe unterschreiben lassen muß. Die ängstlichen Formalitäten, denen man sich dabei unterwerfen muß, sind um so lästiger, da sie fast in jeder Stadt wiederholt werden. Da wird der Koffer von neuem durchsucht; da werden die Plomben besichtigt; da muß man ein neues Examen aushalten, und das alles bloß der Formalität wegen, und weil Mißtrauen an der Tagesordnung ist.

Von den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, wenn allenfalls einige daselbst seyn sollten, woran ich jedoch nicht glaube, kann ich nichts sagen; denn während meines Aufenthalts von zwei oder drei Stunden war es wohl unmög-

lich, viel zu besehen. Auch kann ich von dem Charakter der Einwohner nichts Bestimmtes sagen. So viel aber ist mir oberflächlich aufgefallen, daß hier ein ziemlich steifer, kleinstädtischer Ton herrschen muß, der von dem Lembergischen weit unterschieden ist. Doch fand ich hier auch jenen rasenden Luxus nicht, der die Einwohner der Hauptstadt zu Grunde richtet; und der Gastwirth, bei dem ich mein Mittagsmahl einnahm, nannte mich bei jedem dritten Worte: Ihr Gnaden; war übertrieben freundlich und zuvorkommend, ließ sich aber doch für das alles weniger bezahlen, als der Gastwirth zu Lemberg für seine pöbelhafte Grobheit. Uebrigens hat Jaroslaw, wie alle katholischen Dörfer, einen Ueberfluß an Kirchen. Die schönste und einzigste, die ich so im Durchfluge ansah, gehörte den Jesuiten. Ich bemerkte darin einige recht artige Kunstwerke, und ein paar eben nicht alltägliche Gemälde; aber auch eben so viel Ueberladungen und goldnes Schnörkelwerk, wie man es in allen Kirchen dieses Ordens zu finden gewohnt ist. Im Kloster verweilte ich

mich ebenfalls einen Augenblick, und besahe vorzüglich die schöne und ansehnliche Bibliothek, die zum Gebrauch der Herren Geistlichen gesammelt, und aus mehreren nicht unbedeutenden theologischen Werken besteht. Das Kloster selbst war sauber und nett eingerichtet; man sah, daß es einem Orden gehörte, der den Freuden des Lebens nicht abgestorben ist, und für Gemächlichkeiten noch Sinn behalten hat. Auch empfingen mich die Geistlichen mit sehr vieler Artigkeit, und zeigten einen sehr gebildeten Verstand, und sehr humane Sitten. — Auch die unirten Griechen besitzen in Jaroslaw eine kleine Kirche, die im neuesten Geschmaß erbaut ist, und eine recht artige Ansicht gewährt. Kaiser Joseph, dieser verdienstvolle Fürst, dessen Namen ich so gerne nenne, weil er, wie die Sonne unter den übrigen Gestirnen, hervorstrahlt; dieser treffliche, nachahmungswürdige Monarch, dessen Hauptstreben es war, eine allgemeine Religionsduldung zu befördern, und dem Sinn der Worte Jesu. nahe zu kommen, eine Heerde und einen Hirten zu machen; — dieser Gute

und Große, von dessen segnender Hand man noch allenthalben Spuren antrifft, wenn man in seinen Ländern reiset, wolte auch den evangelischen Unterthanen die Wohlthaten einer weisen Toleranz angeedeihen lassen, ließ ihnen auch in Jaroslaw eine sehr hübsche Kirche erbauen, gewährte ihnen freien und ungehinderten Gottesdienst, und gab ihnen alle Rechte wieder, die ihnen der Fanatismus entzissen hatte. Gegen dafür seiner Aische, die nur niedre Pfaffen-seelen verkleinern können!! — Uebrigens geht der Kaiserweg, der, wie gesagt, immer gleichschlecht bleibt, nicht durch die Stadt selbst, sondern nur durch einen Theil der Vorstadt. Demohnerachtet aber müssen alle Wägen erst in die Stadt fahren, sich auf der Kanzlei melden, ihre Pässe und Erlaubnißscheine vorzeigen, ihre Mauth- und Wegetaxen bezahlen, und, wenn dieses alles geschehen, dann erst ist es ihnen erlaubt, umzukehren und ihren Weg fortzusetzen. —

In dem Städtchen Lanchut, fünf Meilen von Jaroslaw, kam ich gegen Abend an, und

die herrliche Gegend, in der dies Städtchen liegt, war eine der reizendsten und mannigfaltigsten, die ich noch in Gallizien gesehen hatte. Lanchut gehört nicht zu den ganz kleinen Städten, noch weniger kann es mit den gewöhnlichen polnischen verglichen werden; aber es fehlt dieser Stadt denn doch noch viel zur Verschönerung, welche sie schon vermöge ihrer reizenden Lage verdiente. Unter allen Gebäuden dieser Stadt fällt der Pallast der Fürstin Lubomirska, als Gutsherrschaft, ganz vorzüglich in die Augen; nicht aber sowohl wegen seiner modernen Bauart, (denn dieser Pallast zeigt eher einen altgothischen Geschmak) als vielmehr wegen seines beträchtlichen Umfanges, und der angenehmen interessanten Gegend, in der dieses Schloß erbaut ist. Rund um diesen Pallast läuft ein schöner Erdwall und eine ansehnliche Mauer, wodurch derselbe zu einer Art von Citadelle wird, die wohl in den alten fehdevollen Zeiten, wo ein Edler den Andern, aus der geringfügigsten Ursache, mit Krieg überzog, ihre guten Dienste geleistet hat, jetzt aber nichts als den isolirten

Nabob verkündigt, der sich im stolzen Wahn von seinen Mitmenschen absondert. — Es war eben Sonntag, als ich in Lanchut ankam, und die gesammte schöne Welt war zur Promenade, in artigen Gruppen, auf dem mit hohen Eichen und Linden trefflich bepflanzten Erdwall vereinigt. Sobald ich mich nur einigermaßen von Staub und Schweiß gereinigt hatte, begab ich mich ebenfalls dahin. Es war einer der interessantesten Spaziergänge, die je eine Stadt schmücken können, nicht sowohl wegen seiner herrlichen Alleen, sondern auch wegen seiner äußerst schönen Ansichten in die umliegende reizende Gegend. Ich staunte über den ansehnlichen Zusammenfluß von schönen Gesichtern, wodurch diese kleine Stadt sich auszeichnete. Aber diese reizenden Mädchen zeigten auch beim ersten Ueberblick, daß sie — Mädchen waren, die allen Thorheiten der Mode huldigten, und einen gewissen freien — ich möchte sagen frechen — Ton angenommen hatten, der sonst nur Residenz- und Hauptstädten eigen ist. Da mein Reiseanzug ihnen gleich den Fremden kenntlich machte, so

beäugelten sie mich neugierig vom Kopf bis zu den Füßen, und Einige erwiderten mit einem freundlichen Lächeln meinen Gruß, Andere hingegen wandten sich naserümpfend von mir ab, und beantworteten mein Compliment mit einem kaum bemerkbaren Kopfnicken. Um sie her schwärmte eine Menge französischer und koeffischer junger Herren, welche die Rolle der Windbeutel und lächerlichen Faselhänse so natürlich spielten, daß ich darauf hätte schwören mögen, dieser falsche Ton sei ihnen entweder angebohren, oder er wäre ihnen durch lange Uebung natürlich geworden. Mich lorgnirten sie durch große Augengläser, und machten ihre witzigen Bemerkungen, worüber unter den Damen ein lautes Gelächter entstand. Mit ihrem Minnespiel hatten sie übrigens kein Hehl, sondern erlaubten sich öffentlich verschiedene Freiheiten, die ein gebildetes Mädchen höchstens nur ganz insgeheim und zwar nur dem Freunde ihres Herzens erlaubt. Auch ließen sich die Mädchen von diesen Laffen so derbe abküssen, und so herzlich befassen, daß ich über den hiesigen leichten Ton, der an Frech-

heit manche Residenz übertraf, erstaunte. Er war so widerlich-frei, und schien den kleinsten und größten Ständen so ganz eigen zu seyn, daß das Städtchen Lanchut wirklich ein auffallendes Zeichen von Ungebundenheit gab, dergleichen mir selten wieder vorgekommen ist. Man schien sich ordentlich in Niederlichkeiten aller Art übertreffen zu wollen, und setzte ein rechtes Verdienst darein, den bon vivant so recht in der häßlichsten Ausdehnung dieses Worts zu spielen. Ich sahe hier Trunkene, die in den Straßen herumlärmten, und allerlei Unfug trieben. Ich bemerkte wohlangezogene, und dem Anschein nach unterrichtete junge Leute, welche öffentlich die schändlichsten Gassenzoten trieben. Ich sahe Personen, die der Spielsucht mit einer rasenden Leidenschaft Geld und Gesundheit opferten, und dabei, wie die Bauern, fluchten und tobten. Ich sahe Tanzgesellschaften, wo ein rasender bacchantischer Walzer alles Gefühl der Sittlichkeit vertrieb, und der frechsten Sinnlichkeit den Weg bahnte. Dieß Alles zu beobachten, hatte ich in wenig Stunden Gelegenheit; und die

Klagen einiger ehrlichen Bürger über die Verderbtheit ihrer Zeitgenossen, gaben mir hinlängliche Weisung, daß ich mich in meiner Meinung nicht geirrt, und nicht zu vorlaut abgeurtheilt hatte. Diese Ehrenmänner versicherten mir, daß solche wilde Spektakelfreuden hier ganz gäng und gebe wären, und mit zu den Alltäglichkeiten gehörten, die Niemand mehr beachtete. So etwas nimmt nun freilich weniger Wunder, wenn man erfährt, daß hier eine lange Zeit die Residenz der Fürstin war, die einen ansehnlichen Hofstaat hielt, der, wie alle kleinen polnischen Höfe, einen Ton annahm, der die Sittlichkeit in den Winkel zurückwies, und der wildesten, ungebundensten Frechheit Thor und Thüre öffnete. Gegenwärtig hält sich die Fürstin in Wien auf, und jetzt ist freilich im Schlosse, wo nur ein Verwalter oder sogenannter Dekonom hauset, alles ziemlich öde und stille; — allein in der Stadt dauert das alte gewohnte Leben fort, und man hofet noch immer auf die baldige Rückkehr der Fürstin, und verspricht sich von derselben Wunderdinge für die Vergnügungen der

Sinnlichkeit und bacchantischer Freuden. — Lanchut liegt zwar zum Handel nicht so bequem, als Jaroslaw, doch ist derselbe hier nicht unbeträchtlich, und möchte wohl der erstgenannten Stadt wenig nachgeben. In einer Entfernung von drei Meilen strömt die schiffbare Come vorbei, und diesen Fluß benutzen die Lanchuter zu ihrem Vertrieb, und haben einen ansehnlichen Verkehr mit den Städten an der Weichsel bis an die Ostsee hinauf. Die Einwohner sind hier, wie fast in allen Gallizischen Städten, durchgängig Deutsche, und man sieht wenig Juden, und noch weniger Polen.

Uebrigens genoß ich in diesem Städtchen einen sehr angenehmen Abend bei einem Landsmanne, den ich hier unvermuthet vorfand, und der hier ansässig ist. Der Mann nahm mich sehr herzlich auf, und führte mich in einige andere Häuser, wo ich freilich sehr viel Gastfreiheit, aber auch die schon bekannte ungebundene Lebensart mehrentheils antraf. Doch lernte ich auch einige Ehrenmänner kennen, die mit dem eingerissenen Ton sehr unzufrieden waren, und

sehr bitter darüber klagten. Uebrigens findet man in allen diesen Städten jetzt fast gar keine Garnison; alle brauchbare Leute sind gegen Frankreich gezogen, und jetzt nehmen die Patrioten alle Baken voll zum Lobe der kaiserlichen Armee, die so mächtige Fortschritte machen soll! Aber ich fürchte, ich fürchte, daß der hinkende Bote nachkommen, und Oesterreich noch einmal genöthigt wird, nachzugeben!! — Ach, wenn es doch erst Friede wäre! Dieser Wunsch kommt, weiß's Gott! aus dem wärmsten Herzen! Deutschland, wann wirst du von deinen Wunden heilen, die dir der Eigensinn deiner Fürsten und Pitts Menschenkauf geschlagen hat? Englands Demüthigung ist das Ziel der französischen Waffen, und wir alle müssen es wünschen, daß dieser stolzen Nation die Flügel beschnitten werden, mit denen sie jetzt usurpatorisch genug die ganze handelnde Welt umfaßt! Wohlan denn! Es gehe dort, wie es wolle! So traurig es ist, so verdient Englands stolzer Trug Züchtigung! Nur dem festen Lande gebe Frieden, ihr Fürsten, und kümmert Euch nicht um das

Heil eines Volks, das den Alleinhandel der Meere an sich gerissen hat, und mit seinen zusammengestohlenen Schätzen jüdisch über die ganze Welt gebieten will! —

Von Lanchut führen wir auf Tarnow, welches neun Meilen weiter liegt. In diesem Städtchen hielt ich zu Mittag an, und fand hier deutsche Kost und — deutsche Treuherzigkeit. Das Städtchen ist nicht besonders groß, aber es wird recht hübsch werden, sobald man nur erst mit den vielen Bauten fertig seyn wird, die man jetzt unternommen hat. Ich zählte auf sechszig neue Häuser, die auf eine moderne Art aus ihrem Schutte emporsteigen. Ohnerachtet dieses Städtchen meistens nur von Handwerkern bewohnt wird, so sind es doch größtentheils wohlhabende Leute, die recht artige Häuser besitzen, und bürgerlich-kostbar eingerichtet sind. Die wenigen Kaufleute, die hier leben, haben nur einen inländischen Vertrieb. Alle Einwohner scheinen hier von gutmüthiger Natur zu seyn, gastfrei und dienstfertig. Der Markt wird ein sehr hübscher Platz werden, sobald al-

les das fertig ist, was man noch zu seiner Verschönerung unternehmen will. Uebrigens trinken die Leute hier wenig Bier; statt dessen ist der Oesterreicher Wein in der Mode, den man sehr wohlfeil bekommt. Auch der Ungar-Wein ist nicht theuer; der alte Oesterreicher Wein hat im Geschmack Aehnlichkeit mit dem Rheinwein. Der gewöhnliche aber, den man zum Tischwein braucht, hat einen herben unangenehmen Geschmack, und wird sehr leicht widerlich.

Von Tarnow bis Bochnia hatten wir ungefähr vier Meilen. Der Weg führte sehr angenehm über mehrere ansehnliche Erhöhungen, und schenkte einige malerisch-romantische Ansichten. Nahe vor Bochnia bekamen wir schon das ehrwürdige Krakau zu Gesicht. Bochnia, als Stadt betrachtet, kommt gar nicht in Anschlag, und würde wahrscheinlich ganz unbekannt seyn, wenn es nicht durch die reichhaltigen Salz- und Alabastergruben merkwürdig würde, welche diese Stadt umgeben. Ich habe nichts davon in Augenschein nehmen können, indem wir nur gerade

durchfahren, und meine Vermögensumstände es mir nicht gestatteten, hier zurückzubleiben. Eben so ging es mir in Wieliczka, wo wir nur eine Stunde anhielten, und ich also die großen Merkwürdigkeiten, welche Natur und Kunst hier darbieten, vorbeifahren mußte, ohne sie gesehen zu haben. Wieliczka selbst liegt in einem großen äußerst romantischen Thale, das mit den reizendsten Naturschönheiten prangt. Die ganze Stadt ist von dem Salzwerke unterminirt, das aber noch weit über dieselbe hinausläuft, und fünf über einander gebaute Stagen bildet. Solte einmal dieses große Werk einstürzen, so möchte wohl die ganze Stadt darüber in Trümmern gehen, wie dieses schon bei kleinern Einstürzen zum Theil geschehen ist, wo mehrere Häuser versanken. Die Stadt selbst ist alt und verrostet, und besteht meistens aus hölzernen Häusern und schmutzigen Straßen. Dem sogenannten Schloß würde man dies Prädikat gar nicht ansehen, wenn es nicht der Name entschied. Ganz nahe bei der Stadt erheben sich in ungemessener Höhe die mächtigen Karpaten, die mit

ihren Gipfeln die Wolken berühren. Da ich selbst die Merkwürdigkeiten dieser Salzwerke nicht in Augenschein nehmen konnte, so theile ich Dir im Auszuge dasjenige mit, was Herr Prediger Böllner darüber in seinen Briefen gesagt hat, der im Jahr 1791 diese Gegend bereiste, und interessante Nachrichten darüber geliefert hat *).

„Die Salzwerke sind gerade unter der Stadt angelegt, sie erstrecken sich aber nach allen Seiten hin, viel weiter als diese, nämlich in ihrer größten Länge, von Mitternacht gegen Mittag, etwa 1100, und in der Breite, von Morgen gegen Abend, 400 Lachtern. Man hat jetzt schon fünf Stckwerke oder, wie sie in der hiesigen Sprache heißen, Contignationen übereinander ausgearbeitet, das heißt, eben so, wie durch die obersten Strecken, Gänge und Höhlen die Stadt untergraben ist, werden diese wieder von den Gängen und Höhlen des zweis

*) Siehe Böllners Briefe über Schlessen, Krafau, Wieliczka, Glas. Berlin 1792. Erster Theil, Seite 279 u. f.

ten Stokwerks, dieses von dem dritten, etwa dreißig Lachtern tiefer u. s. w., untergraben, wobei man indessen, wenigstens bei den neuern Anlagen, dafür gesorgt hat, daß nicht beträchtliche Aushöhlungen über einander treffen. Die größte Tiefe beträgt hundert drei und zwanzig Lachtern. Der ganze Bau wird von den Bergleuten in drei Felder getheilt, nämlich in das alte, das innere und das kleine Feld. Das erstere begreift die ältesten, zum Theil höchst unregelmässigen Anlagen; das zweite diejenigen, welche nach Verbesserung des hiesigen Betriebes sind bearbeitet worden; und das letztere die neuesten, in welche man aber nicht leicht die Fremden führt, weil es Jedem, der einige Kenntnisse mitbringt, zu leicht werden möchte, sich aus den regelmässigen, nach der Natur der Flöze angelegten Strecken einen genauen Begriff von der Natur des Gebirges zu machen. Die Folge der Erdschichten, vom Tage an bis auf das Salz, ist durchgängig: 1) die Dammerde; 2) Thon; 3) ein sehr feiner nasser laufender Sand, durch den man nur mit der

größten Beschwerde den Bau hindurch treiben kann, weil er, wie Wasser, in die gemachten Oeffnungen zusammenfließt, bis sie mit Mühe ausgezimmert sind; 4) derbe schwarze Lerten, und 5) das Gebirge, worin das Salz liegt. Alle diese Schichten sind an verschiedenen Orten von ungleicher Stärke." —

„Zagesschächte sind jetzt zehn vorhanden, welche von Morgen gegen Abend in folgender Ordnung hinter einander liegen: nämlich Buzenina, Lois, Bozavola, Regis, Gorska, Danielowicz, Jancica, Seraph, Wodnagura und Lecno. Den letztern ausgenommen, sind alle diese Schächte ins Gevierte vier und eine halbe Elle breit, und sechs Ellen lang abgemessen. So weit sie durch lockere Erdarten gehen, sind sie mit Holz ausgezimmert, und im festen Gestein oder Salze bloß ausgehauen. Der Schacht Wodnagura wird bloß, wie auch sein Name Wasserberg sagt, zur Förderung des Wassers gebraucht. Die Schächte Danielowicz, Lecno und Seraph dienen zum Hinab- und Herauffahren der Menschen; und alle übrigen wer-

den gebraucht, theils das Salz aus den Gruben zu fördern, theils Pferde, Holz, Stroh, Heu u. s. w. hinunterzuschaffen.“

„Das Ein- und Ausfahren der Menschen geschieht auf dreierlei Art: 1) Für die gemeinen Bergleute sind in dem Schachte Seraph gewöhnliche Fahrten, Leitern. Es sind deren eilf übereinander, jede zwölf Ellen lang; und zwar sind zwei Reihen von diesen Leitern einander gegenüber angelegt, damit die Arbeiter auf der einen hinuntersteigen können, unterdessen andere auf der zweiten heraufkommen. Jede Leiter ruht auf einem Absatz, welcher theils verhütet, daß Jemand bei einem etwaigen Falle tiefer als zwölf Ellen niederstürzen und die unter ihm Fahrenden beschädigen kann, theils auch einen Platz zu einiger Erholung von der großen Beschwerde des Steigens gewährt. 2) In dem runden Schachte Leczno geht eine Windeltreppe von 470 Stufen hinab, welche König August der Dritte von Polen anlegen ließ, da er 1744 das Salzwerk besuchen wollte. Sie ist gemauert und hat anfangs Stufen von Sandstein gehabt,

welche aber von dem Wasser aufgelöst, und nachmals durch Zimmerwerk von Eichenholz ersetzt worden sind. Die Anlage dieser Treppe soll vierzig tausend Gulden gekostet haben.“ — Das war ein theurer königlicher Einfall! Aber August der Dritte ist durch mehr dergleichen Späschen berühmt, denn auf eine bessere Art konnte er seinen Namen nicht verewigen! Und dennoch hat man ihm Monumente gesetzt! O Eitelkeit! o Eitelkeit! — — „Selten wählt Jemand, der diese Treppe hinabsteigt, sie auch wieder zum Rückwege. Nur Joseph der Zweite stieg im Jahr 1773 die Treppe hinunter und herauf, ohne sich über Ermüdung zu beklagen! Das that auch Joseph der Thätige; August der Träge hätte es nicht gethan! Was für ein Unterschied zwischen den beiden regierenden Häuptern, die diese Treppe hinabstiegen! — —

3) Im Schachte Danielowicz fahren die Offizianten und gewöhnlich auch die Fremden an einem Seile ein. Wir trugen kein Bedenken, es ebenfalls zu thun. —

„Man reichte uns, statt eines Grubenkit-

tels, den man in andern Bergwerken zu bekommen pflegte, einen langen Mantel von weisser Leinwand, mit einem rothen Gürtel. Ueber dem Schächte ist eine Winde, welche durch einen Pferdegöpel in Bewegung gesetzt wird; um die Welle der Winde geht ein Tau, dessen Stärke im Durchmesser ungefähr fünf Zoll beträgt. An den Tau sind Stricke geschlungen, an denen ein von starkem Bindfaden geflochtener Gurt befestigt ist. Man tritt auf eine Bohle, die über den Schacht geschoben ist, setzt sich in den Gurt, und zieht sich einen zweiten, der an diesem angenäht ist und die Stelle der Lehne vertritt, an dem Rücken hinauf. Solcher Gurte sind drei oder viere neben einander, so, daß eben so viel Personen sich einander gegenüber setzen können. Sobald Jeder sich bequem gesetzt hat, wird die Bohle zurückgeschoben, und nun hängt die kleine Gesellschaft wie eine Traube in der Luft. Man stemmt die Knie am Seile gegen einander, und hält sich mit den Händen an demselben fest. Nun wird man vier Ellen tief hinabgelassen, da sich denn oberhalb dem

Seile eine zweite Traube von drei bis vier Personen, gleich der ersten, anhängt. So können ihrer zwölf bis achtzehn, in Abätzen von vier zu vier Ellen, über einander hängen. Wenn die ganze Gesellschaft ihre Plätze eingenommen hat, geht es ziemlich schnell hinab, so daß man in fünf Minuten den Boden des Schachts, in einer Tiefe von vier und dreißig Lachtern, erreicht. Ganz zu unterst hängen ein paar Knaben mit Lichtern. Sobald diese den Boden berühren, welches man genau oben am Seile bemerkt, wird die Winde durch eine Stange, die sie *Brams* nennen, gehemmt. Die Knaben steigen aus, das Seil geht vier Ellen tiefer hinab, bis die zweite Traube den Boden erreicht und aussteigt, und so werden allmählig die Abtheilungen der Gesellschaft von dem Seile entlassen.

„Ich kann nicht sagen, daß mich auch nur das leiseste Gefühl von Furcht angewandelt hätte. Der Tau ist so stark, daß gewöhnlich mehr als dreißig Centner Salz heraufgewunden werden; und damit er nicht morsch werde, darf

er nie länger als ein halbes Jahr dienen. Man sieht überdies die Tiefe nicht, über der man schwebt, und die Bewegung ist so gleichförmig, daß sie nicht die mindeste unangenehme Empfindung verursacht. Zwar fing, wegen des ungleichen Gewichts der Personen, in einiger Tiefe der Tau sich zu drehen und ein wenig zu schwan-
 ken an; aber die Bergoffizianten und die Leucht-
 Knaben hielten ihre Stöcke gegen die Wände des
 Schachts, wodurch theils das Umdrehen ge-
 hemmt, theils verhütet ward, daß wir etwa
 gegen die Zimmerung geschleudert wurden. Man
 sitzt freilich nicht so bequem, wie auf einem
 Sopha, aber für diese kleine Unbequemlichkeit
 wird man auch sogleich belohnt, wenn man den
 Fuß auf den Boden setzt. Sobald sich das
 Auge an den Schein der Lichter gewöhnt hat,
 erblickt man sich in einer ansehnlichen Kapelle,
 die mit ihren gerundeten Säulen und allerlei
 Bieraten in Salz ausgehauen, und dem heiligen
 Anton gewidmet ist. Das regelmässige Gewölbe
 derselben ist etwa dreißig Fuß hoch. Der Altar
 ist mit einem Christus- und mit einem Marien-

bilde geziert. An den Stufen desselben knieet ein paar betende Mönche. Noch ist eine Kanzel vorhanden; eine Nische, worin die Büste Königs Augusts des Dritten auf einem zierlichen Fußgestelle steht; einige Heiligen in mehr als Lebensgröße u. s. w. Dieß Alles ist mit Geschmaß und Kunst gearbeitet, und ungeachtet das Salz, woraus alles gehauen ist, an sich eine schmutzgraue Farbe hat, so erscheinen doch die Figuren halb durchsichtig, wenn man ein Licht dahinter hält. Ehedem wurden in dieser Kapelle für die Offizianten, welche hinunterfuhren, Gebete gehalten. —

„Ehe wir unsern Weg in das Innere des Gebirges antraten, hatte ich eine große Menge von Fragen über die Beschaffenheit desselben zu thun; sie wurden aber alle so beantwortet, daß ich die Kunst bewundern mußte, womit man, ohne unhöflich zu seyn, es vermied, eine belehrende Auskunft über Dinge zu ertheilen, die dem Naturforscher mehr Aufschlüsse über die Natur des Gebirges geben könnten, als man gern verbreitet sähe.

„Man führte uns durch Gänge, Strecken, die sich in allerlei Richtungen durchkreuzten. Die ältern sind nämlich ein und eine halbe Lachter hoch und weit; die neuern aber werden seit dem Jahr 1718 nur vier Fuß weit, und die Versuchsstrecken — die man durchs taube Gebirge schlägt, um zu versuchen, ob man auf neue Salzmassen treffen werde — werden auch nur eben so hoch getrieben. Wo sie durch lockere Erdarten gehen, sind sie ausgezimmert; im Salz und festen Gestein aber sind sie blos von allen Seiten glatt behauen. —

„Das Salz bricht auf zweierlei Art, theils als sogenanntes Stokwerk — in den beiden obersten Contignationen —, theils als Flözwerk, in der Tiefe unter dem Stokwerk. Mit dem erstern, welches an manchen Orten schon in einer Tiefe von vierzehn Lachtern unter dem Rassen gefunden wird, hat es folgende Bewandniß. In einem sehr gemischten Gebirge liegen ohne alle Ordnung über und neben einander die Salzklumpen von verschiedener Größe zerstreut. Einige von diesen Salzklumpen sind bloße Nieren,

von der Größe eines Menschenkopfs und noch kleiner; andere hingegen sind von einem sehr beträchtlichen Umfange, ja es giebt deren, welche 40, 50 und mehrere Ellen im Durchmesser haben. Wo man auf solche große Massen trifft, da haut man das Salz aus dem Gestein heraus, und so entstehen große Höhlen, welche hier Kammern heißen, und zum Theil hoch genug sind, um eine ansehnliche Kirche hineinstellen zu können, und eine Fläche einschließen, in der ein Regiment Soldaten manövriren könnte. Eine jede hat ihren eigenen Namen. Um den Einsturz dieser Höhlen zu verhüten, hat man in schicklichen Entfernungen Pfeiler von Salz stehen lassen, welche das Dach unterstützen, und diese Pfeiler sind, fast wie die in den gothischen Kirchen, oberwärts bogenförmig gearbeitet, so daß sie mit dem Salze, welches oben zur Festigkeit der Decke stehen bleibt, ein Gewölbe bilden. Mit dieser Vorsicht und Kunst ist indessen das Salz nur in den neuern Zeiten ausgearbeitet worden. Unter der polnischen Regierung, die in ältern Zeiten die Salzwerke an

Juden verpachtet hatte, ward von diesen bloß auf den Raub gebaut, ohne an Sicherheit und Sorge f. die Zukunft zu denken. Man kann sich einer gewissen Aengstlichkeit nicht enthalten, wenn man in ungeheure Höhlen kommt, aus denen alles Salz weggenommen ist, ohne daß für irgend eine Unterstützung gesorgt wäre. Und diese Aengstlichkeit steigt, wenn man darüber noch eine zweite Höhle findet, welche von der erstern bloß durch eine Lage tauben Gesteins abgesondert wird, und wenn man bemerkt, daß diese Steinlage an manchen Orten nicht über neun Zoll stark ist. Am schauderhaftesten war mir eine Stelle, wo der Fußboden einer solchen Höhle auf einmal durch einen tiefen und weiten Abgrund unterbrochen ward. —

„Der Einsturz, den man bei diesem Anblicke besorgt, ist wirklich von Zeit zu Zeit in den alten Werken erfolgt. Unter andern brach im Jahr 1745 eine so beträchtliche Strecke ein, daß einige Häuser in der Stadt zusammenstürzten und in die Erde sanken. Die Einwohner des Städtchens empfanden eine Erschütterung

wie von einem Erdbeben, und die Luft in den Salzwerken war so gewaltig gepreßt worden, daß sie das Dach über einem Schachte, durch den sie ihren Ausgang nahm, gleich einem Drakane fortriß. Im Jahr 1762 stürzte ein Stük von etlichen hundert Schritten im Umfange mit zwei darauf stehenden Häusern hinunter. Kleinere Einbrüche geschehen öfterer; wenigstens drückt die ungeheure obere Last hie und da die Strecken so zusammen, daß sie von neuem müssen nachgehauen und unterstützt werden, wenn man sich ihrer bedienen will. In ältern Zeiten hat man dem Niederstürzen dadurch vorzubeugen gesucht, daß man die gefährlichsten Stellen mit Kasten unterzogen hat. Ein solcher Kasten sieht wie ein ungeheurer Scheiterhaufen aus. Es sind nämlich viele hundert Baumstämme, sieben bis acht Ellen lang, im Viereck mit den Enden über einander gelegt, und so von dem Boden bis an die Decke aufgethürmt. Jedoch auch diese Kasten sind bisweilen theils von dem gewaltigen Drucke zerquetscht, theils zur Seite gedrängt worden, so daß sie nicht immer ihre

Bestimmung erfüllt haben. An ihrer Statt haben die sächsischen Bergleute, wegen des überhandnehmenden Holzmangels, angefangen, starke Pfeiler von unreinem Salze und eingemengtem Gestein aufzuführen, oder doch, wo sie von Holz gemacht waren, die leeren Zwischenräume mit dergleichen Salz und Schutt auszufüllen, und sie öfters von oben bis unten mit Salzwasser zu begießen. Dergleichen Pfeiler sehen wie gemauert aus, sind ganz von außen mit Salz kalandirt, und tragen ungleich mehr als die hölzernen Kasten. Ueberdieß gewähren sie den Vortheil, daß sie nicht der Zerstörung vom Feuer so sehr unterworfen sind; denn auch dieß Element, welches in andern Gruben so gar nicht gefürchtet wird, ist den Salzwerken von Zeit zu Zeit gefährlich geworden. So brannte z. B. im Jahr 1644 das Zimmerwerk in den Schachten und Strecken ein ganzes Jahr, und 1699 mehrere Monate hindurch. Von den Stellen, denen es nun an Unterstützung fehlte, stürzten manche ein, und an andern mußte die Zimmerung mit unsäglichen Kosten hergestellt werden.

„Aus einer Contignation in die andere kommen die Bergleute gleichfalls auf gewöhnlichen Fahrten; man kann aber auch auf Treppen — in thonlågigen Stufenschächten — hinuntergehen, dergleichen sonderlich unter dem Schachte Janine sehr schön angelegt sind. Die Treppen sind beinahe fünf Ellen breit und eben so hoch, so sanft gelehnt und mit so gut geglätteten Geländern an den Seiten versehen, daß man in einem ansehnlichen Wohnhause keine bequemere Stiegen verlangen kann. Die Stufen sind theils aus Salz gehauen, theils von hölzernen Bohlen. Ich zählte derselben auf einer einzigen Treppe mehr als neunzig, und auf allen zusammengenommen mehr als vierhundert. —

„Das Salz, welches in den beiden ersten Contignationen als Stofwerk, das heißt, nesterweise, bricht, und als Kaufmannswaare ausgeführt wird, heißt hier Grünsalz, weil es wegen der eingemischten Letten ein wenig grünlich schimmert. Es giebt jedoch verschiedene Arten davon, die auch ihre eigenen Namen haben. Das beste ist das Spizasalz. Es

hat einen blättrigen, glänzenden Bruch, ist sehr derb und mit einer feinen grauen Erde vermischt. Eine geringere Gattung heißt *Makowka*. Es ist nicht so derb und rein krystallisirt, wie das Spizasalz, sondern hat mehr das Ansehen eines grobkörnigten Sandsteins, weil die Erde in Gestalt von kleinen Körnern, wovon es seinen Namen erhalten hat, darin eingesprengt ist. Die reinste Gattung heißt *Lodowata*, von dem polnischen *Lod*, Eis und *Lodowaty*, kandirt. Statt der grauen Erde, welche dem übrigen Grünsalz beigemischt ist, soll dieses einen Zusatz von Kreide enthalten, der ihm die weisse Farbe giebt. Man findet es nur selten in zerstreuten Adern, die nicht über eine Elle mächtig zu seyn pflegen. Noch wird eine vierte Gattung zum Grünsalze gerechnet, welche *Jarka* heißt, aber nicht in den Handel kommt. Sie hat keine Festigkeit, sondern besteht aus bloßen zusammengehäuften Klumpen, wie wenn Hanfförner, mit nassem Sande vermengt, zusammengefroren wären. Man macht sonst keinen Gebrauch davon, als um Gruben auszu-

füllen oder die Kasten damit vollzuschütten. Daß es wenig zusammenhängt, muß man beim Treiben der Strecken und Aushöhlen der Kammern genaue Rücksicht nehmen, weil schon Klumpen von zwanzig- bis dreißigtausend Centner sich von der Decke abgelöst haben und niedergestürzt sind. —

Die Gebirgsart, worin dieses Grünsalz bricht, ist sehr gemengt und ungleich. Am gewöhnlichsten ist es ein dunkelgrauer feuchter Letten, den die Bergleute Halda nennen, vermuthlich weil er auf die Halde geworfen wird. Er ist mit vielen kleinen unförmlichen Salzstücken, bisweilen auch mit regelmäßigen Krystallen und mit Gypsstein durchsprengt. Eine andere Gebirgsart, Mydlarka, vom polnischen Mydla, Seife, ist ein schwarzgrauer schmieriger Letten, der in manchen Gegenden voller Muscheln steckt, und zwar wenige sichtbare Salzkörner enthält, aber doch so gesalzen ist, daß er an freier Luft ausschlägt, und über und über rauh wird. Eine dritte Gebirgsart heißt Zuber. Sie ist

eigentlich blos ein sehr unreines Salz, welches bald mehr dem Epizaz, bald mehr dem Matowkasalze ähnlich, aber mit vielem Sande, mit kleinen Kieseln und mit Gypssteinen vermengt ist. Man findet auch darin, wodurch es vorzüglich merkwürdig wird, das seltne und durchaus klare Krystallsalz, oder, wie es die Polen nennen, *Dezkowata*, von *oko*, das Auge, und *Dezko*, das Neuglein. Dieß Krystallsalz ist ganz rein und durchsichtig, und wird immer in völlig regelmäßigen, kleinern und größern Würfeln, oder rechtwinklichten Prismen gefunden. Nur bricht es nie in großen Massen, sondern ist blos neusterweise in der Gebirgsart Zuber vertheilt.

„Einige Arbeiter verfertigen aus diesem weissen Salze allerlei Kunstsachen, die sie den Fremden zum Verkauf anbieten, z. B. Kruzifixe, kleine Bücher, Stühlchen und andere Sachen. Ich habe für ein paar Gulden einen zierlichen Rosenkranz erhandelt, weil mir blos zwischen diesem und einem Kruzifix für einen Dukaten die Wahl blieb; denn alle übrigen

Sachen hatten am Tage zuvor reisende Engländer weggekauft *).

„ Unter dem eben beschriebenen Stokwerke bricht das Salz in einer Tiefe von wenigstens sechszig Fächtern in Flözen — das heißt, in langen und breiten gleichlaufenden Schichten, deren jede von der darunter liegenden durch ebenfalls gleichlaufende Klüfte abgesondert wird — über denen ein bröckliges mit feinem Salzsteine durchzogenes Gestein liegt, welches theils mergel-, theils kalkartig zu seyn scheint. Da der Bau in der größern Tiefe natürlicherweise immer beschwerlicher und kostbarer wird, so geräth man am ersten auf die Vermuthung, der Man-

*) Um doch auch etwas aus dieser merkwürdigen Gegend mitzubringen, erhielt ich in Krakau durch die dritte Hand ein solches Krystallsalz-Kreuzfig. Es war sehr künstlich gearbeitet, und ich habe es lange Zeit mit großer Sorgfalt aufgehoben. Allein ein wilder Bursche in Schlesien, der es besehen wollte, ließ es auf die Erde fallen; es zerbrach, und meine Freude war dahin. —

gel des Salzes in dem Stoßwerke sei die Ursache
 gewesen, warum die tiefern Schächte niederge-
 senkt und dort neue Strecken angelegt worden
 sind. Dieß ist indessen nicht der Fall. Man
 ist wirklich noch in keiner Richtung auf Gegen-
 den gekommen, wo man eine Abnahme des un-
 erschöpflichen Salzvorrathes gefunden hätte. Viel-
 mehr sind noch in dem obern Stoßwerke Kam-
 mern vorhanden, welche auf viele Jahre den
 nöthigen Bedarf liefern können, und in ihrer
 mehreren haben nach und nach, weil immer an
 sehr vielen Orten zugleich gearbeitet wird, Groß-
 väter, Väter und Söhne hinter einander das
 vorhandene Salz ausgehauen. Man ist aber
 dennoch weiter in die Tiefe gegangen, und wird
 damit weiter fortfahren, so lange die weitere
 Förderung nicht über ein Drittheil des Preises
 vom Salze beträgt, theils weil man dort un-
 gleich sicherer ist, jedesmal, wohin man sich
 wendet, Salz zu finden, theils weil das Salz,
 welches in den Flözen bricht, an Dichtigkeit
 und Reinheit einen desto größern Vorzug hat,
 je tiefer es bricht. Uebrigens scheint es sich

von dem, welches in dem Stokwerke gefunden wird, durch nichts, als durch ein festeres und kleineres Korn zu unterscheiden. Man nennt es hier *Сыби́кова*, oder *Сыби́ерска́лз*.

„Die Flöße sind von verschiedener Dike; wo sie nicht über ein halbes Lachter sind, hält man sie nicht für baumwürdig; wo sie aber, wie es im Hauptflöße der Fall ist, acht bis zehn Lachtern hoch fortstreichen, da wird die ganze Salzlage ausgehauen, nur so, daß in gehörigen Entfernungen Pfeiler stehen bleiben, welche das Dach unterstützen. —

„Die Gebirgsart, welche zwischen den Salzflößen durchsetzt, bleibt sich weder in einerlei, noch in verschiedener Teufe gleich. Am gewöhnlichsten besteht sie aus einem dunkelgrauen mit Sand vermischten Letten, welcher etwas ins Leberfarbige fällt, und nicht selten ziemlich feste schieferartige Lagen bildet. Oft ist es ein Thon, der mehr oder weniger mit Salz durchzogen ist, und bisweilen so viel davon enthält, daß man in einem ärmern Bergwerke auf die Gewinnung desselben denken würde. Am merkwürdigsten

sind mir indessen die Gypssteinschichten gewesen, die nicht nur zwischen den Flözen hinstreichen, sondern oft keilförmig hineinsetzen, oder auch vertikal die Salzschichten durchschneiden —

„Im Ganzen bemerkt man an den Flözen ein Fallen gegen Mittag zu; nur laufen die Schichten nie eine beträchtliche Strecke völlig parallel, sondern scheinen einander oft, in geringern oder größern Entfernungen, muldenförmig zu durchkreuzen. Noch merklicher ist das abhängige Streichen von Morgen gegen Abend zu, so daß eben der Flöz, welcher nach Schobers Bemerkung im Morgen mit dem dreißigsten Lachter erfunken wird, dreihundert Lachtern weiter gegen Abend schon mehr als siebenzig Lachtern tief liegt. Wenn es sich wirklich bestätigte, was man uns versichert hat, und was uns der Augenschein in großen Strecken bewies, daß die Salzflöze auf der Sohle in der Regel gerade Flächen bilden, in dem Dache aber nach allerlei Bogenlinien fortlaufen, welche durch das Gebirge dergestalt ausgefüllt werden, daß dieses letztere wiederum mit seiner obern Fläche gerade

fortstreicht, — so würde dieses einen Stoff zu mancherlei merkwürdigen Reflexionen darbieten. Es ist indessen auch nicht zu übersehen, daß sich diese Flöze nicht überall nach einerlei Richtung erstrecken, sondern sich an mehreren Orten, vornehmlich mitternachtwärts, gestürzte Flöze zeigen, die sich höher anfangen, in einerlei Strich fast völlig seiger niederwärts gehen, und in der Tiefe mehrentheils immer mächtiger werden. —

„Ungeachtet das braungraue Steinsalz sich in den ältern Strecken und Höhlen wenig oder gar nicht im Anblick von den Gebirgsarten unterscheidet, welche es durchschneiden; ungeachtet man sich ununterbrochen in ziemlich einförmig dunkeln Gängen befindet, folglich überhaupt mehr Nahrung für die Einbildungskraft und den Verstand, als Ergözung für das Auge bekommt: so geht doch auch dieses nicht leer aus. In einigen Höhlen hat ehemals Wasser gestanden, welches theils verdunstet, theils ausgeschöpft ist. Aus diesem Wasser hat sich reines Salz mit völliger Ruhe dergestalt an den Wän-

den krystallisirt, daß sie über und über mit den schönsten weissesten Sandwürfeln von ansehnlicher Größe überzogen sind, welches beim Glanze der Lichter und Fackeln in der That eine überraschende Wirkung macht. In andern Gegenden hat die verdunstende Feuchtigkeit allmählig das Salz in den Seitenwänden aufgelöst, und beim Trockenwerden hat sich dasselbe in sehr feine Krystalle verwandelt, welche die ganzen Wände, wie mit einem Ueberzuge von feinen Brillanten, bedecken. Außer der schönen, vorhin schon beschriebenen Kapelle unter dem Danielowicz-Schachte, ist noch eine zweite, die corporis Christi Kapelle, nahe beim Schachte Seraph, gleichfalls in Salz gehauen. Sie hat die Gestalt einer großen Nische, deren halber Zirkel etwa vier und zwanzig Ellen im Durchmesser beträgt. Uebrigens ist sie, wie jene, mit einem Altar, einem Krucifix, Heiligenbildern u. s. w., alles aus Salz gehauen, verziert. Ehedem ward sie gleichfalls zum Gottesdienste gebraucht, und zwar hielten in derselben die Arbeiter, denen auch zu bestimmten Zeiten von

einem Geistlichen dort Messe gelesen ward, ehe sie in ihre Schicht gingen, ihre Andacht durch Absingung der Litaney und durch bergmännische Gebete. Joseph der Zweite schaffte diese Cerimonie ab, und überließ es jedem Einfahrenden, sich in seinem Kämmerlein Gott zu empfehlen, ehe er an sein gefahrvolles Tagewerk geht.

„ Mehrere von den Höhlen oder Kammern dienen zu Magazinen. Es liegen darin viele tausend Tonnen Salz in langen Schichten übereinander aufgethürmt. Auch in den Strecken findet man von solchen Tonnen zwei, drei und mehr Reihen übereinander, neben denen man einige hundert Schritte fortgeht. Die Fassbinde haben unten in einer Höhle ihre Werkstatt. In andern Höhlen, die man die Kehrradskammern nennt, sind sogenannte Kehrräder, das ist, aufrecht stehende Wellen mit vier bis acht Ellen langen Armen, vermöge deren durch acht bis zwölf Pferde das ausgehauene Salz oder Gestein, wo es nicht auf den gewöhnlichen Schiebekarren fortgeschafft werden kann, auf

kleinen Wagen nach den Schächten hingeschafft wird. —

„Zu dieser Arbeit werden beständig dreißig bis vierzig paar Pferde, je nachdem man ihrer nöthig hat, unten in den Werken unterhalten. Diese Thiere werden auf eine ähnliche Art, wie die Menschen, in die Gruben am Eil hinabgelassen; nur daß für sie, anstatt eines einfachen Gurts, eine Art von Geschirre gemacht ist, worein sie eingehaagen werden. Nichts ist natürlicher, als daß ein Pferd, selbst wenn es sonst noch so wild ist, sobald die Bretter, worauf es stand, ihm unter den Füßen weggezogen sind, in diesem ungewöhnlichen Zustande des Schwebens zwischen Himmel und Erde, wovon es den Zusammenhang nicht wohl entziffern kann, sich ganz in sein Schicksal ergiebt, und mit Zittern und Beben den Augenblick erwartet, in dem es wieder festen Boden unter seinen Füßen fühlt. Ist es einmal unten, so bekommt es, in der Regel, nie wieder das Tageslicht zu sehen, sondern frist unten aus der Krippe, die, so wie der ganze Stall mit allen Heu- und Haferma-

garnen, in Salz gehauen ist, sein Futter, womit es durch Hülfe des nehmlichen Ceils versorgt wird, an dem es selbst hinuntergelassen ward. Vor mehreren Jahren soll auch in diesen unterirdischen Ställen ein Füllen seyn geworfen worden. Hat man die Pferde in einer andern Contignation nöthig, so werden sie dahin auf den vorhin beschriebenen Treppen geführt. Man koppelt sie dann an einander, und die Knechte gehen mit ihnen die bequemen Stufen eben so sicher auf und ab, als wenn sie auf ebuem Boden wären. Die Pferde müssen jedesmal zwei Stunden hinter einander arbeiten, und haben dann wieder vier Stunden Ruhe. Ungeachtet zehn Tagesschächte und zweihundert Abteufen vorhanden sind, so fällt doch an vielen Orten die Förderung, wegen unrichtiger Anlegung der Strecken, so kostbar aus, daß man bereits seit einigen Jahren auf Verbesserungen gedacht hat, von denen man sagte, daß sie schon jezt eine jährliche Ersparniß von zweimalhunderttausend Kaisergulden betragen.

„Man hat oft erzählt und wieder erzählt,

daß die Pferde nach einigen Jahren, die sie in den Salzwerken zugebracht hätten, blind würden. Auf meine Erkundigung darnach, erhielt ich theils widersprechende, theils unbestimmte Antworten. Es wäre freilich wohl begreiflich, daß die lange Entbehrung des Tageslichts und der abwechselnde Schimmer der Grubenbeleuchtung, vielleicht auch eine unmerklich äzende Ausdünstung, den Sehwerkzeugen nachtheilig werden könnte. Allein Schöber sagt ausdrücklich: „er habe niemals gemerkt, daß die Pferde an den Augen Schaden gelitten, auch nie gehört, daß die Arbeiter deshalb geklagt hätten.“ — Da ohnehin die hiesigen Bergleute gar nicht von Augenkrankheiten beschwert werden, so wird es mir wahrscheinlich, daß die sorglosen Arbeiter, welche mit den Pferden umgehen, sich wenig um das Gesicht derselben bekümmern, und sie allenfalls für blind halten, wenigstens die Sage davon fortpflanzen, weil sie dieselben in den meisten Fällen eben so behandeln müssen, als wenn sie blind wären. Auch hat mir ein Reisender erzählt, daß Pferde,

welche allzusehr wären, absichtlich geblendet würden. Jedoch lasse ich dieses dahin gestellt seyn. —

„Wir sahen an einigen Orten die Bergleute arbeiten. Ihr Anblick würde, wenn man sie allein und unvermuthet anträfe, einen sonderbaren Eindruck machen. Denken Sie sich eine dunkle Höhle, an deren Ende ein paar schwache Lichter über die schwarzen Wände nur einen matten Schimmer verbreiten; neben denselben zwei Menschen, die nichts als Beinkleider anhaben, und übrigens ganz nakend sind, von einem herkulischen Gliederbau, mit struppigem Haare. Um sie her ist der frische Bruch des Salzes glänzend, und spielt mit allerlei Regenbogenfarben. Man kann sich kaum enthalten, dabei an die Schatten im Tartarus zu denken. Was man von diesen Bergleuten erzählt hat, daß ihrer mehrere unten gebohren wären, und nie das Tageslicht gesehen hätten, ist eine Fabel. Schon Schöber hat denselben dadurch widersprochen, daß er ausdrücklich sagt: „Die Arbeiter halten, wie auf andern Berg-

„werken, ihre Schicht zu acht Stunden, und
 „wenn diese geendigt ist, fahren sie wieder
 „aus.“ Man hat es indessen auch noch neuer-
 lich wiederholt, weil es — doch sonderbar
 klingt. —

„Die Arbeit geschieht folgendergestalt. Wenn
 man blos Strecken durch das Gebirge treibt,
 so wird in dem ganzen Umfange, der die Weite
 der Strecke ausmachen soll, an allen vier Sei-
 ten eine Vertiefung (Steinbruch) von acht und
 zwanzig Zoll eingehauen; alsdann wird ober-
 wärts, in der Mitte der Breite, ein Loch ge-
 bohrt, welches nach dem Orte hin geneigt ist,
 und so auf die gewöhnliche Art mit Pulver ge-
 schossen, woraus Firste aus dem Steinbruch
 entsteht. Auf diese Weise pflegt das ganze ent-
 blößte Parallelepipedum weggerissen zu werden.
 Wo man die Gewinnung des Salzes zur Ab-
 sicht hat, werden nach der Höhe und Weite
 des Baues drei Fuß breite und etwas über zwei
 Fuß hohe Abtheilungen gemacht, nach denen
 sich die Hauer richten müssen. Man schrämt
 sodann an allen Seiten in diesen Abtheilungen,

wie bei den Strecken, von der Sohle bis nach der Firste hinauf, und schießt die verschrämten Stücke nach. Sobald man auf diese Art die eine Seite der übrigen über einander befindlichen Abtheilungen frei hat, hört man auf zu schießen, und treibt Keile in die verschrämten Seiten, mittelst deren man die großen Stücke so ablöst, daß sie mit Brechstangen können abgehoben werden.

„Das gewonnene Salz wird theils zu Balwanen- und Formalstücken gehauen, theils als Naturalstücke verkauft, theils als Minutien in Fässer zu drittel bis zu fünf Sontner verpackt. Minutien nennt man die kleinen unförmlichen Stücke, welche bei der Bearbeitung der übrigen von selbst entstehen, oder in die man auch das Salz in denen Gegenden, die zu weit von einem Schachte entfernt sind, absichtlich zerschlägt. Formalstücke sind viereckigt, gewöhnlich viel länger als breit, von hundert vierzig bis hundert fünfzig Pfund. Naturalstücke nennt man hier die großen unförmlichen Stücke, die beim Ausarbeiten der Dörter ent-

stehen. Die Balwanen sind große tonnensförmige Stücke, von fünf, sieben, auch zehn Zentner, denen man diese Gestalt giebt, um sie mit desto größerer Bequemlichkeit in den Gängen fortrollen zu können. Da die Gänge sehr eben sind und die Arbeiter eine große Übung haben, so geschieht dieses Fortrollen mit einer ausnehmenden anscheinenden Leichtigkeit, woher die Sage entstanden ist, daß das Salz in den Gruben nicht so schwer sei, als am Tage. —

„Die Zahl der Bergleute beläuft sich über siebenhundert Mann; allein es ist wohl selten der Fall, daß sie alle in Thätigkeit sind. Eben jetzt arbeiteten höchstens zweihundert. Ungeachtet die Müßigen kein Wartegeld erhalten, so sucht man ihrer doch möglichst Viele im Winter zu beschäftigen, weil sie in dieser Jahreszeit nicht so viel Gelegenheit finden, ihren Unterhalt anderweitig zu verdienen, als im Sommer. Indessen kommt es auch dabei auf die Größe der jedesmaligen Bestellungen an. Die Bezahlung der Arbeiter geschieht theils in Gedingen, theils in Löhnen. Die Gedinge werden nach

Maßen gerechnet, und zwar so, daß auf einen Ort, welcher anderthalb Lachtern hoch, eben so weit, und acht und zwanzig Zoll tief ausgearbeitet ist, funfzehn Maße gehen, für deren jedes die Hauer dreizehn Kreuzer erhalten. Die Gedinge werden alle vierzehn Tage abgenommen. Die Löhner erhalten für acht Stunden Arbeit sechszehn Kreuzer. Man giebt den Leuten von ihrer Beschäftigung die Namen der Formal-, Stük-, Balwanen-, Nach-, Streckenhauer u. s. w. Jetzt sind über siebzig kaiserliche Beamte bei dem ganzen Salzwerke angestellt. —

„Ueber das Oekonomische des Bergbau's habe ich wenig zuverlässig-scheinendes erfahren können. Man hat uns versichern wollen, daß der reine Gewinn, außer den Minutien, die an die Regie abgeliefert und besonders verkauft werden, an den Balwanen- und Formalstücken über eine Million Kaisergulden betrage, und daß im Durchschnitt jährlich über 700000 Zentner Salz gefördert werden. Der Preis desselben ist nach der Beschaffenheit theils des Salzes, theils der Käufer desselben, verschieden. So gilt von dem

Grünsalze der Zentner einen Reichsthaler zwei Groschen bis einen Reichsthaler acht Groschen. Das Szybikersalz gilt vier bis acht Groschen mehr, je nachdem es rein ist. Von dem Krystallsalze, welches besonders zur Färberei gebraucht wird, gilt der Zentner fünf Reichsthaler. Diejenigen aber, welche mit der Salinenadministration besondere Verträge geschlossen haben, erhalten alle Sorten um einen viel geringern Preis. Zu Schobers Zeiten ward noch der Zentner Grünsalz zu vierzehn Groschen, und Szybikowa für sechszehn Groschen verkauft. —

„Die Luft ist in den Salzwerken von einer ganz gelinden Temperatur, und durchgängig so gesund, daß die Arbeiter in der Regel ein beträchtliches Alter erreichen. Man hat durch eine gute Vertheilung der Strecken, und durch hinlängliche Verbindung mit den Tageschächten, dafür gesorgt, daß allenthalben ein gehöriger Luftzug vorhanden ist, und in den untersten Gegenden ist derselbe zum Theil so stark, daß man den Huth festhalten muß. Einige Strecken sind sogar, wegen des heftigen Zuges, verschla-

gen, und mit Thüren versehen. Nur in den alten Strecken und Kammern, wohin selten Jemand kommt, sonderlich in feuchten Gegenden, erzeugt sich eine brennbare Luft, welche von den Bergleuten *Saleter* genannt wird. Sie steigt, ihrer Natur nach, in die Höhe, entzündet sich, wenn Jemand mit dem Lichte zu nahe kommt, und brennt mit einer trägen, wellenförmigen Flamme an der Firste allmählig ab, ohne weitem Schaden zu thun; wo sie sich aber zu sehr mit der gemeinen Luft gemischt, folglich eine Knallluft gebildet hat, da entzündet sie sich bei der Annäherung eines Feuers plötzlich mit einem heftigen Knall, und drängt die angränzenden Luftschichten mit großer Gewalt nach den Oeffnungen zu. Bisweilen sind auf diese Art den Arbeitern, welche sich nicht schnell genug auf den Boden werfen konnten, die Haare, die Haut und die Kleider versengt worden. —

„Auf eben diese Art erkläre ich mir die Erscheinung, daß vor ein paar Jahren in der obersten Contignation auf einmal ein Loch in

dem Hängenden mit einem heftigen Knall sich eröffnete, durch welches nachmals eine Menge Wasser vom Tage eindrang. Vermuthlich war ein Arbeiter mit Licht in die Gegend gekommen. Die brennbare Luft entzündete sich, und brannte ruhig an der Firste fort, bis die Flamme an eine Schichte von Knallluft kam, welche sich plötzlich in eine Flamme verwandelte, und irgend eine lockere Erdschichte durchdrang. Anfangs führte das herabschießende Wasser eine Menge von Schlamm in die Grube; allmählig aber verstopfte es mit eben diesem Schlamm das Loch, und die Feuchtigkeit verlor sich.

„Da die Alten überhaupt sehr sorglos gebaut haben, so sind sie auch nicht genug vor dem Eindringen des Tagewassers auf ihrer Huth gewesen. Es giebt daher noch bis jetzt in der obern Contignation Gegenden, in welchen sich von Zeit zu Zeit eine Menge Wasser ansammelt. Man leitet dasselbe in die sogenannten Brunnschächte, und läßt es dort, so oft es nöthig ist, in Schläuchen von vier rohen Ochsenhäuten mittelst eines Kehrrades ausschöpfen. Da das

eindringende Wasser theils überall Salz antrifft, theils unten ganz im Salz steht, so verwandelt es sich in kurzer Zeit in die beste Sohle, und man hat daraus, bis zum Jahr 1724, eine beträchtliche Menge Salz gesotten. Da aber der Holz-mangel immer größer ward, so daß die Klasten drei bis vier Thaler kostete, überdieß auch der Absatz des Sudsalzes sich durch den häufigern Gebrauch des Steinsalzes und durch die Anlage anderer Cocturen immer mehr verminderte, so ließ man die Siedereien eingehen, und gießt jezt jährlich mehr als hunderttausend Eimer von dieser Sohle unbenuzt weg, leitet sie aber absichtlich in unreine Oerter, damit Niemand davon schöpfe.

„In den untern Contignationen findet man keine Spur von Wasser. Zwar zeigt man gewöhnlich den Fremden, um ihr Erstaunen über diese wunderbaren Werke zu vermehren, einen Ort, wo beständig süßes Wasser läuft, ohnweit dem Tages-schachte Lois. Allein - dieses Wasser wird, um die Pferde und Menschen unten zu tränken, vom Tage her durch hölzerne Rinnen

in den Behälter geleitet. Von der außerordentlichen Trockenheit der Grube dient unter andern zum Beweise, daß die aus Salz gehauenen Figuren in einer so langen Reihe von Jahren an ihrer Oberfläche gar nichts gelitten haben, ja nicht einmal merklich stumpf geworden sind, welches gewiß in einem nur etwas feuchten Wohnzimmer ebenfalls geschehen wäre.

„Ich wünschte auch die Gegend zu sehen, wo man, nach meines Freundes Bericht, ein unterirdisches Wasser in der Tiefe rauschen hört. Aber man äußerte mir, daß dieß zu weit entfernt sei, und daß überhaupt mehr als vier Wochen nöthig seyn würden, um alle Strecken und Kammern zu besehen, wenn man auch täglich acht Stunden darauf verwenden wolte. So lange konnten wir freilich unsern Aufenthalt nicht ausdehnen, ungeachtet ich sehr gerne, wenn unsre Zeit und die Administration es erlaubt hätten, noch einigemal hinuntergestiegen wäre. Ohne Kompaß, ohne Karte, ohne Berggünstigung, alles genau zu untersuchen, würde jedoch auch dieses wenig Ausbeute gegeben ha-

ben. Wir kehrten also zufrieden zurück, und wurden wieder in dem Danielowiczschachte aufgewunden. Unsere Leinwandmäntel lieferten wir eben so sauber zurück, wie wir sie erhalten hatten. Oben mußten wir unsre Namen in ein Buch einschreiben, aus welchem, wie uns die Offizianten sagten, dem Kaiser selbst ein monatlicher Auszug überschift werden muß. —

„Zu den Merkwürdigkeiten, die man uns erzählte, und deren zum Theil auch schon Schöber erwähnt, gehört noch, daß alles Holzwerk in den Gruben mit der Zeit eine Art von Unverweslichkeit bekommt. Es wird nach und nach mit feinen Salztheilchen ganz durchdrungen. Selbst Thiere, die in den Schächten umkommen, gehen nicht in Fäulniß über, sondern trofken aus, und bleiben an Haaren und dem Fell, dem Ansehen nach, unverändert. Im Jahr 1696 soll man auch Menschen, die bei dem großen Brande in einer entlegenen Kammer erstikt oder verhungert waren, ein halbes Jahr nachher, so wie sie gestorben waren, ganz gedörret, wie Egyptische Mumien, gefunden haben.

„Mitten im Salze findet man auch Steine von mehreren Pfunden, und noch häufiger Stücken Holz von allerlei Größe, welches durch und durch schwarzbraun aussieht, und zwar fest ist, aber seine Zähigkeit verloren hat, so daß es nicht mehr gespalten werden kann, sondern in kurze Stücken bricht. Wenn es gerieben wird, so hat es einen widrigen Schwefelgeruch. Die Ringe und Fasern der Holzarten sind noch deutlich zu erkennen. Ehedem hat man noch in einer Teufe von ein paar hundert Ellen einen Eichbaum gezeigt, um dessen äußere Zweige herum man das Salz weggearbeitet hatte, der aber durch ein Feuer verzehrt worden ist, welches vor etwa dreißig Jahren in einem der unterirdischen Pferdeställe auskam. Jetzt sind nur noch verkohlte Ueberreste in dem Salze zu sehen.

„Diese Erscheinungen sind, wie mich dünkt, unwidersprechliche Beweise, daß die Salzflöße hier durch einen allmählichen Niederschlag des Salzes aus einer Art von Kohle entstanden sind. Denn nur auf diese Art läßt es sich denken, daß ein hineingerollter Stein, der durch

die Flüssigkeit auf das unten schon krystallisirte Salz niederfiel, oder ein auf derselben schwimmendes Stück Holz, welches durch das Einsaugen der Salztheile allmählig spezifisch-schwerer ward, und gleichfalls zu Boden sank, von dem spätern Niederschlage gänzlich umgeben und ringsum dicht eingeschlossen werden konnte.

„Uebrigens bleibt in der Natur des Gebirges, so unvollkommen sie auch bis jetzt bekannt ist, noch genug übrig, was sie weder nach mechanischen, noch nach chemischen Gesezen erklären läßt. Nach welchem mechanischen Geseze wird es z. B. begreiflich, daß die Schichten der Salzflöze und das dazwischen fortlaufende Gestein nicht durch beträchtliche Striche parallel bleibt; daß bald leichtere, bald schwerere Schichten auf einander folgen, und eine jede an mehreren Stellen von der andern durchschnitten wird; daß das Gestein hie und da wie ein Keil in das Salzflöz hineinaeht? Nach welchen chemischen Gesezen ist es zu erklären, daß das mineralische Alkali überall mit der Salzsäure Kochsalz, und, so viel man weiß, nirgends mit der Bitriolsäure

des Gypssteins Glaubersalz erzeugt, sondern diese überall die Verbindung mit der Kalkerde einging, nicht allein mit der häufigen Thonerde allaunartige Substanzen hervorbrachte? Diese und andere Fragen bleiben nach meinem Bedünken unbeantwortlich; man mag annehmen, daß das ganze Gebirge auf einmal durch allmähliche Niederschläge aus der nehmlichen Masse, oder nach und nach in einer Reihe von Jahrhunderten durch wiederholte Anschwemmungen der mannichfaltigsten Substanzen entstanden ist.

„Je länger ich über die großen Werkstätte der Natur nachdenke, und die gemachten Beobachtungen vergleiche, desto einleuchtender wird es mir, daß unsre chemischen Operationen nicht hinreichend sind, uns genügende Erklärungsgründe an die Hand zu geben. Vielleicht gelingt es künftigen Generationen, die Substanzen, die wir jetzt noch als einfach behandeln, weiter zu zerlegen, womit jetzt in der That schon ein schöner Anfang gemacht ist; vielleicht lernen wir dann, daß bei der erstern Mischung einfacher Stoffe ganz andere Geseze eintreten, als bei der

Verbindung dieser Mischungen unter einander; vielleicht ergibt es sich, daß die Natur, wo sie im Großen arbeitet, Stoffe benützt, die nur während der Erzeugung ihrer großen Werke als Hilfskräfte mitwirken, und von denen wir an den vollendeten Ausgeburten keine Spur mehr entdecken. — So viel scheint ausgemacht zu seyn, daß die obern Gegenden dieser Salzwerke, wo das Salz nur als Stofwerk bricht, aus der Zusammenhäufung von Trümmern ansehnlicher Flöze, die sonst in andern Gegenden waren, entstanden sind. — Ueber die ungeheure Ausdehnung des Salzvorrathes, den die Natur in dieser Gegend niedergelegt hat, setze ich Ihnen noch das Wesentliche aus der Nachricht im Berlinischen Magazine her.

„Die ganze Gegend längs dem Karpartischen
 „Gebirge scheint an Stein- und Eudsalz einen
 „unererschöpflichen Schatz zu enthalten. Unzäh-
 „lige Beobachtungen, die seit Jahrhunderten
 „sind gesammelt worden, vereinigen sich zu ei-
 „nem hinlänglichen Beweise, daß jener mäch-
 „tige Salzstoff sich mit ununterbrochenen Nesten,

„ von der Wallachei und Moldau her, auf bei-
 „ den Seiten der karpatischen Gebirge, mehr
 „ als hundert Meilen in der Länge, und we-
 „ nigstens zehn bis zwölf Meilen in der Breite,
 „ durch Ungarn, Gallizien und Schlessien ver-
 „ breite. Schon in den ältern Zeiten ward der-
 „ gleichen geahnet, und neuere Beobachtungen
 „ haben es außer Zweifel gesetzt. Ueberall finden
 „ sich in diesen Strecken häufige Sohlen, und
 „ das Steinsalz, welches in der Wallachei, in
 „ der Moldau und in Siebenbürgen gebrochen
 „ wird, ist der nehmliche krystallartige Stein,
 „ den man zu Wieliczka und Bochnia findet, zu
 „ einem Beweise, daß überall der Gewinn aus
 „ einem gemeinschaftlichen Schätze fließt.

„ Da diese Bemerkung nicht etwa blos im
 „ Besitz des einen und des andern Beobachters
 „ ist, sondern den Aufsehern der Salinen und
 „ der Regierung längst bekannt war, so möchte
 „ man sich wundern, daß nicht bereits an meh-
 „ reren Orten Anlagen gemacht sind, um noch
 „ größere Reichthümer auszubeuten. Allein diese
 „ Salzgebirge sind nicht überall so hoch und

„unter so günstigen Umständen gelegen, daß
 „allenthalben ein glücklicher Bergbau möglich
 „wäre. Oft muß man mehr als hundert Lach-
 „tern tief mit vergeblichen Kosten unter Tags
 „suchen; und eine noch größere Unbequemlich-
 „keit erwächst aus den Tagewässern, die mit
 „unbezwinglicher Gewalt sich in die eröffneten
 „Schächte drängen, und jeden Versuch nicht
 „nur äußerst kostbar, sondern auch oft ganz
 „vergeblich machen würden.

„Ein günstiger Zufall richtet indessen oft
 „mehr aus, als mühsam ersonnene Veranstal-
 „tungen. Ein Beispiel davon ereignete sich im
 „Jahr 1781. In der Gegend des Städtchens
 „Tallatyn oder Delúatin, im Gallizier Kreise,
 „drei Meilen vom karpatischen Gebirge, spülte
 „der Fluß Pruth, der ungefähr vier Meilen
 „davon seinen Ursprung nimmt, Bruchstücke
 „von dem Gebirg und eine beträchtliche Masse
 „Erde von seinem Ufer ab, und brachte Stein-
 „salz zu Tage. Der Salinenmarktscheider Fi-
 „scher zu Bochnia erhielt den Auftrag, ge-
 „nauere Untersuchungen anzustellen. Nach sorg-

„fältiger Ermägung aller Umstände ſchlug er
 „nicht an dem Orte der Entdeckung, ſondern
 „eine halbe Meile weiter nordwärts ein, und
 „traf glücklich in einer Teuſe von 27 Lachtern
 „auf das vermuthete Steinsalz. Das daſelbſt
 „gefundene Salz gehört zu der Gattung, die
 „in Bochnia unter dem Namen Blotnik in
 „Balwanen gehauen wird, ſehr unrein iſt, und
 „nur für das Vieh dient. Alle Umstände lief-
 „ſen vermuthen, daß in einer größeren Teuſe
 „reines Salz würde gefunden werden. — Bei
 „einem abgeſunkenen Salzbrunnen zu Stana-
 „ſoll, zwei Meilen von Stambor, hat man
 „genau daſſelbe Gebirge, und die nämliche
 „Folge von Erd- und Steinlagen, wie in
 „Wieliczka, gefunden.“ —

„In Gallizien und Lodomirien ſind wirklich
 über hundert Salzkoſturen, welche ehemals den
 Edelleuten gehörten, und von dem Kaiſer Jo-
 ſeph gegen andere Güter ſind eingetauſcht wor-
 den. Die beträchtlichſten ſind zu Stanaſoll,
 Laſo, Dobromüll, Drohobicz, Bobihow, Delina,
 Koſmialow, Stadwarnów, Koſſow u. ſ. w. Der

Fuß des karpatischen Gebirges, vom Safluß bis an die Ezeremucz, welche Päkutien von der Moldau trennt, ist mit Salzbrunnen angefüllt, deren Sohle mehrentheils 16, 17, 18, auch 19 Grad wiegt, und schönes weißes Salz giebt.

„Da das eigentliche Erstrecken oder Streichen der Salzflöze von Morgen gegen Abend, jedoch mit etwas Verflächung nach der letztern Weltgegend, geht, so läßt sich schließen, daß zwar in Polen selbst nicht alle Hoffnung, Steinsalz zu finden, vergeblich ist; daß aber bei weitem dort nicht so beträchtliche Flöze zu erwarten sind, als höchst wahrscheinlich nach Oberschlesien herübersehen. Diese Flöze aber — denn auf Grünsalz ist, nach meinen vorigen Bemerkungen, nicht sehr zu rechnen — dürften nicht in einer Tiefe von zehn oder zwanzig, sondern vielleicht von achtzig, hundert und mehr Fächtern gefunden werden. Ob es rathsam wäre, sie dort zu suchen, ist eine Frage, die ich unter allen obwaltenden Umständen jetzt noch nicht bejahen möchte.“ —

So weit Zöllner! Und mit diesen Bemerk-

Eungen schließe ich denn diesen langen Brief, in der Hoffnung, daß es Dir nicht unangenehm seyn wird, die trefflichen Beobachtungen eines Kenntnißreichen Mannes hier wiederholt zu finden, die ich Dir, bei meiner geringen Bekanntschaft mit dem Bergbau, nicht so umständlich hätte liefern können, auch wenn ich das Salzwerk gesehen hätte. Lebe wohl! Nächstens siehst Du mich auf vaterländischem Boden! —

Neun und vierzigster Brief.

Rattibor in Oberschlesien, 1798.

Sobald man über Wieliczka hinaus kommt, erhebt sich aus dem romantischen Weichselthale das ehemals so blühende und mächtige, jetzt zu einer armseligen Mittelstadt herabgesunkene Krakau mit seinen vielen und prächtigen Thürmen, und seinem alten gothischen Felsenschloß. Ueberhaupt genießt man auf dieser Anhöhe eine der herrlichsten und interessantesten Ansichten. Längs der Weichsel hin die Stadt mit ihren zum Theil prachtvollen, zum Theil zusammengestürzten Pal-

lästen und niedern Hütten. Westlich das schöne romantische Teschnergebirge mit seinen verfalle-
nen Burgen und seinen waldbegrenzten Höhen,
von den Karpathen nur durch den romantischen
Paß bei Jablunka geschieden. Südlich erheben
sich die mächtigen, mit ewigem Schnee und Eis
bedeckten Karpathen, die sich immer höher anthür-
men, und sich endlich in weiter Ferne mit den
Wolken vermischen, Westlich die herrliche Ebene
von Polen mit ihren fetten Wiesen und roman-
tischen Waldungen, die besonders in der Nähe
der Stadt, und so weit das Auge reicht, belebt
ist mit allehand Vieh, das daselbst seine reich-
liche Nahrung findet. Hier stand ich, und über-
schaute eine der herrlichsten, mit den mannig-
faltigsten Gegenständen geschmückte Gegend, die
ich noch je gesehen hatte. Am längsten aber
verweilte mein Blick bei den Karpathen, diesen
ehrwürdigen Greisen, die ihr Haupt in die Wolken
erheben, und es nur selten dem Auge des Be-
schauers unenthüllt zeigen. Die hin und wie-
der zerstreut liegenden Besten, noch denkwürdig
in ihren Ruinen, riefen die Tage der Vorzeit

wieder in meiner Erinnerung zurück. Einst waren sie mächtige Raubhöhlen, jetzt Trümmer versunkener Herrlichkeit, ein schauerndes memento mori für alle Welteroberer und Tyrannen, sie mögen in Republiken oder in Monarchien erzeugt werden! — Es wolte eben Abend werden, die Sonne sank allmählig in Westen herab, die Luft war heiter und hell, das Silberhaupt der greisen Gebirge ward freundlich von der Sonne belächelt, und das Abendroth hüllte sie in einen farbigen Schleier. Nur die entferntesten höchsten Gebirgsmassen verbargen ihr Haupt in einem dunkeln Nebel, und hatten sich mit elektrischen Wolken umhüllt, die frühe oder spät die nachbarliche Gegenden mit einem feurigen Besuche bedrohten. Ich stand da und gaste; versunken im Anschauen, vergaß ich alles um mich her; so majestätisch-schön und graufend hatte ich die Natur noch nie gesehen. O was ging in diesen heiligen Augenblicken nicht alles meinen Blicken vorüber! Meine Phantasie bildete sich jene entfernten Gewittermassen weiter aus, wie sie sich langsam und feierlich verbreiteten,

und mit ihrem Feuerkeil Felsen spalteten! Ich sah in ungemessener Weite aus kleinen Quellen mächtige Ströme entspringen, die mit Allgewalt in die Thäler herabstürzen, und zur Zeit ihrer unaufhaltbaren Wuth Dämme durchbrechen und gesegnete Fluren verwüsten. Ich blickte in die ewigen Eisthäler dieser Gebirge, die nie ein Sonnenstral erhellt, nie ein warmer Zephyr besüßelt, in deren Bezirk eine ewige Winterkälte hauset, in der kein Mensch und kein Thier lange ausdauern kann. Ich vergegenwärtigte mir die grausen Abgründe jener Felsenmassen; die gefährvollen Klippen, die Niemand zu übersteigen vermag; die fürchterlichen Anhöhen, die noch kein menschlicher Fuß betreten, und die jetzt im letzten Abendstral versilbert funkelten. Gewaltsam ward ich endlich aus diesem süßen Phantasienspiel geweckt. Ich stieg die Anhöhe hinab, und kam in das herrliche Weichselthal, das in seiner Mitte die Stadt Krakau emporsteigen läßt.

Krakau, so romantisch seine Lage auch ist, — denn sie ist ganz unstreitig eine der schön-

sten unter allen polnischen Städten, die ich wenigstens gesehen habe — erweckte doch in mir eine mehr traurige als frohe Idee. Das Schicksal dieses unglücklichen Staats, der einst in majestätischer Größe dastand, den Nachbarn furchtbar ward, und jetzt auf immer aus der Reihe selbstständiger Staaten ausgestrichen ist, ging lebhaft meiner Erinnerung vorüber. Krakau in seiner versunkenen Herrlichkeit, einst die Residenz eines mächtigen Königs, gab mir einen traurigen Beweis von der Nichtigkeit menschlicher Größe; und ich wünschte, daß Fürsten und Gewaltige, die jetzt im Wahn ihrer Allmacht keine Veränderung ahnen, sich oft an einen solchen Ort begeben möchten, der in seinen Trümmern sie an ihre Menschheit erinnern, und ihnen den Traum der Göttlichkeit benehmen könnte, womit sie sich so gerne brüsten! — So weit hat es in Polen die Anarchie gebracht. Die Greuel, welche durch dieselbe verbreitet wurden, haben endlich die unglückliche Catastrophe der völligen Auflösung des polnischen Staats zuwege gebracht. Und wie konnte

es anders kommen? Fanatismus und unselige Bürgerkriege haben dem Lande Jahrhunderte lang zu schreckliche Wunden geschlagen, als daß sie je heilen konnten; ach! es mußte daran verbluten, besonders da es ihm an geschickten und wohlthätigen Ärzten fehlte, denen es allenthalben um Heilung ein Ernst war. Gab es auch hin und wieder einen braven Patriot, so fanden sich dagegen tausend bestochene, egoistische Schurken, die sich seinen redlichsten Absichten in den Weg stellten, und die noch blutende Wunde des Vaterlandes von neuem aufrißen! So ward das unglückliche Land denn ein Gegenstand des allgemeinen Abscheus! Blut floß in Strömen, das der Fanatismus vergoß; unter dem Schwerdte der wilden Bürger blutete Vater und Sohn; ein Bruder trat gegen den Bruder auf, und opferte ihn seinem Egoismus; das Heil des Vaterlandes war dem Interesse einzelner Parteien, die gegen einander raseten, zum Opfer gebracht; Mord, Verwüstung und Jammer war an der Tagesordnung; noch schreit das Blut jener Schuldlosen um Rache, die dem

Priesterhaß, dem Wahne, dem Egoismus und der Herrschsucht der Großen geopfert wurden. Gene schrecklichen Catastrophen, die so oft, so blutig wiederholt wurden, haben alle Ordnung, alle Ruhe aus dem Lande verbannt, und es endlich auf immer seiner Selbstständigkeit beraubt. Ungeschickte und treulose Fürsten haben denn auch das Ihrige endlich zum Untergange des Staats beigetragen, und so mußte es kommen, wie es denn auch gekommen ist, und jetzt am Tage liegt. — — Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen erreichte ich die alte ehrwürdige Residenzstadt des ehemaligen polnischen Reichs. —

Von Wieliczka bis Krakau sind es ungefähr zwei kleine Meilen, die ein guter Fußgänger füglich in drittelhalb Stunden zurücklegen kann. Der Weg ist äußerst romantisch, sowohl wegen der schönen malerischen Ansichten, die man fast auf allen Seiten genießt, als auch wegen der schönen geebneten Straße, die unstreitig die schönste in ganz Gallizien ist. Sie führt die Anhöhe sanft hinab, die sich erst bei der Jo-

sephsstadt, diesseits der Weichsel, endigt. Das ganze Gebirge, das sich einige Meilen weit erstreckt, hat schöne Marmorgänge, welche mehr als funfzehn Arten von verschiedenem Marmor enthalten sollen. Auch soll sich hier eine ansehnliche Menge von Porphyrstein vorfinden. Doch ist noch bisher das ganze Gebirge nicht gehörig benutzt und untersucht worden.

Die Josephsstadt, Podgurcze genannt, macht eigentlich die dritte Vorstadt von Krakau aus, befindet sich aber schon seit der ersten Theilung unter österreichischer Herrschaft. Sie erstreckt sich bis dicht an die Ufer der Weichsel, und hängt mit der eigentlichen Stadt durch eine Brücke zusammen, die in der Mitte geöffnet werden kann, um die Fahrzeuge, welche oberhalb Krakau herkommen, durchzulassen.

Seitdem die Josephsstadt den Kaiser als ihren Herrn anerkennt, hat sie beträchtliche Verbesserungen erlebt. Der größte Theil der neuern Gebäude ist massiv aufgeführt; die Straßen sind möglichst breit, und das Pflaster ist vorzüglich. Auch hat sie fast lauter deutsche Ein-

wohner, die den österreichischen Dialekt sprechen, und alle Eigenheiten dieser Nation an sich haben. Militair hatte sie nur bis zur Zeit der letzten Theilung; seitdem, sie aber aufgehört hat Gränzstadt zu seyn, hat der Kaiser das wenige Militair, was er entbehren kann, in die Stadt selbst verlegt. Const ist die Gegend umher ganz vortreflich, und der Boden ist reichhaltig an allerlei Früchten und Gräseren, die in üppiger Fülle gedeihen, und für Menschen und Vieh reichliche und gesunde Nahrung schenken.

Sobald man über die Weichselbrücke in die eigentliche Stadt eintritt, so begegnen einem wieder ganz andere Menschengesichter. Juden und Polen treiben sich schaarenweise auf den Straßen herum, und sprechen entweder die Nationalsprache oder ein laudermwelsches, unverständliches Deutsch. Zwar hat Krakau auch eine ziemliche Anzahl ursprünglich deutscher Einwohner, allein unter der Menge der übrigen fallen sie beim ersten Ueberblick nicht so in die Augen; und da man aus der ganz deutschen Josephsstadt kommt, so ist es wohl natürlich,

daß die plöbliche Veränderung überraschen muß. Sonst muß ich aber Krakau die Ehre zugestehen, daß sie unter allen polnischen Städten, die ich noch gesehen habe, die reinlichste und angenehmste ist. Ihre Straßen sind, wenn auch nicht breit, doch wenigstens nicht so enge, daß man vor jedem entgegenkommenden Wagen in einen Winkel flüchten muß. Die Gebäude sind größtentheils massiv erbaut, und viele derselben zeugen von einem sehr modernen Geschmak. An den ältern Häusern ragen noch breite Dachrinnen hervor, die eine Strecke in die Straße hineinlaufen, und bei Regenwetter dem Vorübergehenden das Wasser über den Kopf gießen. Diese Unbequemlichkeit, welche Krakau mit mehrern andern Städten gemein hat, fällt bei den neuern Gebäuden ganz weg, und es giebt gegenwärtig nur noch einige Straßen, wo man, dem Sprichwort zufolge, aus dem Regen in die Traufe kommen kann. Die Hauptstraße der Stadt ist der herrliche Marktplatz, wo die schönsten Palläste neben einander drängen, und eine prächtige Ansicht gewähren.

Aber auch in den Nebenstraßen giebt es große Palläste, die der ersten Stadt von Europa Ehre machen würden. Was die Größe der Stadt betrifft, so ist Krakau wohl nicht ganz so groß, als Warschau, aber sehr viel kleiner wird ihr Flächeninhalt wohl auch nicht seyn. Nur in Rücksicht der Bevölkerung stand Warschau wenigstens bis jetzt weit über Krakau; denn man rechnete bisher für diese letztere Stadt nicht mehr als höchstens zehntausend Einwohner, unter denen wenigstens der achte Theil Juden, und etwa der sechszehnte Theil Deutsche waren; und für diese wenigen Menschen giebt es nahe an achtzig Kirchen und über dreißig Klöster, deren Mönche den größten Theil des Erwerbs in üppiger Faulheit aufzehren. In der Stadt zählt man eilfhundert große und kleine Gebäude.

Der allgemeinen Sage nach soll Krakau mit dem Anfange des achten Jahrhunderts von einem slavischen Woyewodden, Namens Krak oder Grachus, erbaut worden seyn. Es läßt sich darüber nichts sicheres entscheiden; so viel ist aber gewiß, daß Krakau eine der ältesten Städte in

Polen ist. Eine lange Reihe von Jahren hindurch
 residirten daselbst die alten Fürsten aus dem Hause
 Piast, und verschönerten die Stadt nach ihrer
 eignen wunderlichen Laune. In der Folge ward
 die Residenz der Könige nach Warschau verlegt,
 zu welcher Veränderung Sigismund der Dritte
 den Anfang machte. Krakau blieb sich nun
 selbst überlassen, demohngeachtet aber behielten
 die Polen noch immer eine große Vorliebe für
 ihre alte Residenzstadt, und mehrere reiche Ma-
 gnaten verschönerten dieselbe durch Anlage präch-
 tiger Palläste. Auch erhielt sich die Stadt in
 dem Vorrechte, ihren König zu krönen und die
 Reichskleinodien aufzubewahren. Dieses Recht
 hat sie behauptet bis auf die Zeit Stanislaus
 Augusts des Letzten, der in Warschau gekrönt
 wurde, und den Untergang seines Reichs er-
 lebte. Was indessen am meisten zur Moderni-
 sierung beigetragen hat, sind die häufigen Feuers-
 brünste, die zu verschiedenen Zeiten Krakau
 heimgesucht, und oft einen großen Theil der
 Stadt zerstört haben, der dann verschönert wie-
 der aufgebaut ist. Doch findet man auch hin

und wieder noch Ueberbleibsel häufiger Zerstörungen; besonders geben die Ruinen mehrerer Palläste einen schauerhaften Anblick. Kriegsunglück hat diese Stadt genug erlitten. Der mannichfaltigen Belagerungen in den frühern Jahrhunderten nicht zu gedenken, so ist sie erst im Jahr 1768 von den Russen mit Sturm erobert worden, die denn auf gut russisch daselbst wirthschafteten, und mit Raub und Brand ihren Weg bezeichneten. Aber dieß war des Unglücks noch nicht genug; die Conföderirten selbst brannten die Vorstädte ab, und haßten in der Stadt mit viehischer Wildheit. So dauerte es mehrere Jahre hindurch, und die ganze Gegend ward ein Schauplaz des Schreckens, bis endlich die Conföderation unterlag, und die erste Theilung dem polnischen Jakobinismus — wie man das Ding genannt haben würde, wenn dieser Name schon damals bekannt gewesen wäre — ein Ende machte. — Im Jahr 1794 näherte sich das Kriegsungewitter von neuem dieser Stadt. Die Preußen rückten an, foderten Krakau zur Uebergabe auf, und nach einigen

Unterhandlungen wurde die Stadt ohne Schwertschlag übergeben. Diese blieben nun im Besitz, bis die letzte Theilung Polens das Eigenthumsrecht des Kaisers auf Krakau entschied, und die Preußen den Ostereichern Platz machten. Bis zum Jahr 1768 war die ganze Stadt, zwar nach alter Art, aber doch ziemlich stark befestigt; da aber die Russen in dem gedachten Jahre daseibst den Meister spielten, so ließen sie denn, in Rücksicht der etwaigen Zukunft, den größten Theil der Bestungswerke schleifen; und jetzt ist es das Schloß allein, das einigermaßen noch zur Beschüzung der Stadt dienen kann.

Dieses Schloß liegt auf der Südseite der Stadt auf einem Felsen, der durch Natur und Kunst befestiget ist. Von weitem giebt es einen sehr prachtvollen Anblik. Sein Umfang ist sehr ansehnlich, und mit seinen vielen Thürmen und seiner majestätischen Domkirche bildet es gleichsam eine kleine Stadt. Hohe starke Mauern umgeben es, und ein tiefer Graben läuft um dieselben herum. Vor einigen Jahren hat man

angefangen, diese Befestigungswerke noch zu vermehren; allein die Arbeit ist nicht vollendet worden, und die ausgebrochene Revolution, die ihr gewagtes Spiel mit der Auflösung des ganzen Staates beschloß, hat aller Arbeit ein Ende gemacht. Das Innere dieses Schlosses entspricht dem Aeußern nur wenig. Zwar giebt es darin eine Menge, und nach aller Art prachtvoller; Zimmer; allein das Ganze enthält doch größtentheils nur sehr wenig; wodurch die gereizte Neugierde befriedigt werden kann. Viele der alten Meubeln eilen der Zerstörung entgegen; viele Zimmer stehen auch ganz leer; alles, was man darin sieht, giebt allenfalls einen Begriff von der alten Herrlichkeit, harmonirt aber nicht mit unsern jezigen Ideen von königlicher Pracht. Alles dieses aber wird hinlänglich ersetzt durch die reizende Aussicht, die man aus allen Fenstern dieses altgothischen Pallastes genießen kann; hier ist wahre Augenweide; und man vergißt, was man zu suchen kam, und nicht findet, da man gefunden hat, was alle Erwartung übertraf. Innerhalb den Mauern dieses Schlosses

trifft man noch mehrere andere Gebäude und ein paar sehr schöne Kirchen an. Unter diesen strahlt prachtvoll hervor die schöne und große Dom- oder Kathedralkirche.

Dieses ehrwürdige kolossalische Gebäude steht noch immer in seiner alten Pracht da, und trotzet der Zerstörungswuth der Jahrhunderte. Es ist eine der ersten christlichen Kirchen in Polen, ohnerachtet man die Zeit ihrer Stiftung nicht mit Gewißheit bestimmen kann. In der Folge ward sie durch eine Feuersbrunst verwüstet, allein ein gewisser Bischof Manker baute sie zu Anfange des vierzehnten Jahrhunderts verschönert wieder auf, und gab ihr diejenige prachtvolle Gestalt, die man noch bewundert. Der Name dieses Wiederherstellers eines so ehrwürdigen Gebäudes steht in einer marmornen Tafel eingegraben, die sich am Eingange befindet. Das Beispiel dieses Mannes hat die folgenden Bischöfe aufgemuntert, und fast ein Jeder hat das Seinige zur Verschönerung, oft auch wohl zur Verschlechterung dieses altgothischen Tempels beigetragen.

Diese Kirche hat eine Menge sehenswürdiger Merkwürdigkeiten, unter denen die Grabmäler mehrerer großen Männer der polnischen Vorzeit, so wie die der heiligen besonders, gezeigt werden. Moderne Pracht muß man überhaupt in diesem Tempel nicht suchen; wer aber den echtgothischen Baugeschmack des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts kennen lernen will, der findet hier Anweisung genug. Schnörkeleien und Puzwerke sind überall angebracht, und da dieselbe ihre Entstehung oft ganz verschiedenen Zeitaltern verdanken, so stechen sie oft, grell genug, gegen einander ab. Der größte Theil der Altäre ist mit Gold und Schnitzwerk überladen; doch giebt es auch einige, bei denen man allenfalls, in Rücksicht ihrer mannichfaltigen Schönheiten, die angebrachten Schnörkeleien vergessen kann. Von der Art ist z. B. der Altar, der dem Grabmale Königs Sigismunds des Ersten gegenüber steht. Das Blatt desselben besteht aus mehreren Feldern, von denen einige die vorzüglichsten Siege des Königs, in Silber, darstellen; die übrigen aber enthalten

eine Reihe von vortreflichen italienischen Kabinetsgemälden, die mehrere Szenen aus der Geschichte Christi darstellen, und die schon allein jedem Reisenden diesen Tempel sehenswerth machen. Man giebt eine enorme Summe an, welche diese Gemälde gekostet haben, und nach der Schätzung eines größern Kenners, als ich, sollen sie wenigstens funfzigtausend Thaler werth seyn. Eben so giebt es mehrere Altarblätter, die, so wie die Wände, einige sehenswürdige Meisterstücke der Malerei aufweisen können. An katholischen Karitäten, Reliquien und dergleichen Schnickschnak findet sich hier eine ansehnliche Menge; sie alle aufzunennen, und die dabei gehörten Märchen Dir wieder zu erzählen, erlässt Du mir wohl, da sie nichts Neues enthalten, als was man in jeder echtkatholischen Kirche, nur unter etwas veränderter Gestalt, antrifft. Wunder wirken diese saubern und größtentheils plumpen Ausstellungen noch immerfort, und zu jeder Tageszeit liegt der vornehme und niedre Pöbel im heiligen Afterswahn davor auf den Knieen. Es versteht sich von selbst,

daß diese Kirche sehr große Reichthümer besitzt; diese zeigen sich besonders in der ungeheuren Menge von prächtigen Messgewändern, Kruzifixen, Bischofsmützen, Reliquien der Heiligen und dergleichen Kram, die in mehreren Behältnissen verwahrt werden, und mit den kostbarsten und größten Steinen gleichsam übersäet sind.

Unter den Monumenten der Heiligen zeichnet sich besonders das Grabmal des edlen und unglücklichen Stanislaus Sczepowsky aus, der, wenn auch nicht gerade als Heiliger, doch als ein sehr edler tadelloser Mann ein so ehrenvolles Denkmal verdiente. Es steht zwischen dem Hochaltare und dem Orgelchore in der Mitte. Ein großer schöngearbeiteter silberner Sarg mit allerlei künstlich verschlungenem Laubwerke, das zwar nicht modern, aber doch prächtig gearbeitet ist, ruht auf einem einfachen, erhabenen Postamente. In diesem Sarge ruht der Leichnam des ehrwürdigen Mannes, der ein Opfer der viehischen Wuth eines gekrönten Ungeheuers wurde. Den Sarg umschließt ein ovales eiser:

nes Gitter, und über demselben ruht eine Kuppel auf anstehen, messingnen stark vergoldeten Säulen. Vor dem Grabmale brennen zwei Lampen, die beständig unterhalten werden, und eine Menge von Gebeten werden zu jeder Tageszeit darelbst gehalten. Das Ganze giebt einen auffallend-prächtigen und dabei rührenden Anblick, besonders wenn man es zu einer Zeit sieht, wo der maestatische Dom nicht von Menschen wimmelt, man nur hin und wieder einen stillen Betenden erblickt, und die Fußtritte des Gehenden in dem mächtigen Gewölbe wiederhallen.

Ich weiß nicht, ob Dir die Geschichte dieses ehrwürdigen Heiligen der polnischen Kirche so gleich beifallen wird. Hier ist also dieselbe im kurzen Auszuge. — Boleslaw der Zweite bestieg als ein edler trafsicher Fürst den polnischen Thron, und die Nation hegte von ihm die schönsten Hoffnungen. Er entsprach denselben; so tapfer er sich im Kriege gegen die Feinde des Reichs zeigte, so muthvoll er die Rechte seines Volks vertheidigte; so gütig, so wohlthätig

tig zeigte er sich zur Zeit des Friedens. Goldne Tage blühten dem Reiche unter seiner Herrschaft auf; er ward der Schrecken seiner Nachbarn, und der Segen seiner Nation. Der Ruf seiner Großthaten ward überall bekannt; unglückliche verbannte Fürsten suchten Schutz und Hülfe bei ihm. Er nahm sie auf; demüthigte ihre Feinde, und gab den Verbannten ihre Länder wieder. Zwei Fürsten hatte er schon auf diese Art zum ruhigen Besiz ihrer Staaten verhelfen, als ihn auch ein russischer Prinz zu Hülfe rief. Dieser unglückliche Vorfall war die Periode seines Verderbens, und eines gränzenlosen Elends, das er über sich und sein Land brachte. Er zog nach Rußland, schlug die Feinde des vertriebenen Prinzen, und gab ihm sein Erbreich wieder. Die Sorge für seinen Schutzbefohlenen nöthigte ihn, sich mehrere Jahre in Rußland aufzuhalten. Während dieser Zeit ward er mit den weichlichen lasterhaften Sitten der damaligen Russen bekannt; er und seine Soldaten fanden Geschmak daran; er vergaß, was er der Tugend und seinem Vaterlande

schuldig war; er wälzte sich in viehischer Lust, und von nun an war sein ganzes Leben eine Reihe von Lastern, die alles übertrafen, was man noch Schändliches gesehen hatte. So an Leib und Seele verderbt, kehrte er nach Polen zurück; aus dem menschenfreundlichen, gütigen und thätigen Fürsten war ein verabscheuungswürdiges Ungeheuer geworden. Nun war er todt für die bessere Ueberzeugung; die Hoffnung der Nation war schändlich gemordet; der Fürst wälzte sich in viehischer Lust, und bekümmerte sich nicht um die Regierung des Landes. Wer es wagte, ihm darüber etwas zu sagen, der empfand die fürchterlichen Folgen einer ungebändigten Grausamkeit. Man zitterte vor ihm, sobald man ihn ansichtig wurde; der ehemals so geliebte Fürst war jetzt ein Gegenstand des allgemeinen Abscheu's; Niemand wagte es mehr, sich ihm zu nähern, oder ihn durch Vorstellungen zu bessern.

In dieser verworrenen Lage der Dinge stellte sich Stanislaus Sczepowsky, Bischof von Krakau, dem verhassten Könige muthvoll und ents

schlossen entaegen. — Er ging zu ihm, und nahm alle seine Ueberredungskraft zur Hülfe, um den König zur Sinnesänderung zu bewegen. Boleslaw, so sehr ihn auch die Ermahnungen des Greises verdrossen, wagte es doch vor der Hand nicht, den geweihten Wahrheitsprediger zu mißhandeln. Allein der Stimme der sanften Zurechtweisung gab er eben so wenig Gehör; er blieb verstoßt, wie er gewesen war, und beharrte nicht allein in seiner Halsstarrigkeit, sondern grif von Tage zu Tage immer weiter um sich. Kein schönes Weib war mehr vor seinen Nachstellungen sicher; die ihm gefiel, wurde ergriffen und mit Gewalt gezwungen, sich seiner viehischen Lust zu unterwerfen. Man hörte damals in ganz Krakau nur Jammer und Klagen, und der Bischof entschloß sich endlich, mit größerer Strenge gegen den König zu verfahren, und die Gewalt seiner geistlichen Waffen gegen ihn zu brauchen. Er fing jetzt an, dem König zu drohen und ihn mit allem Ernst zur Rückkehr zu ermahnen; allein Boleslaw achtete das alles nicht, und fuhr fort zu leben, wie er gewohnt

war. Der Bischof, entrüstet über des Königs Hartnäckigkeit, wagte endlich ein verzweifelndes Mittel, und schloß den König von der Communion aus. Zwar wolte Boleslaw mit Gewalt erzwingen, was man ihm verweigerte; allein Stanislaus blieb standhaft und befahl seinen Geistlichen, auf der Stelle den Gottesdienst zu beendigen. In diesem Augenblick vergaß der edle Mann die Gefahr, die ihm von der Gegenwart eines so wüthenden Menschen drohte, und machte dem Könige öffentlich die bittersten Vorwürfe. Glühend von Schaam und Rache begab sich der König hinweg, und dachte von diesem Augenblick an auf den Untergang des ehrwürdigen Geistlichen. Der Bischof fuhr indessen in seinen angefangenen strengen Maßregeln gegen Boleslaw fort, und den 8ten Mai des Jahrs 1079 that er den König feierlich in den Bann. Dieser Schritt reizte die Rache des Königs; in Begleitung seiner Ritter begab er sich zu der Kirche, wo der Bischof gerade Messe las. Stanislaus hatte das vermuthet, und die Kirchenthüren schließen lassen. Boleslaw sprengte

die Thüren, eilte mitten durch die versammelte Menge Volks, und gab den rasenden Befehl, den Bischof zu greifen, und vor die Kirche hinauszuführen. Wie ein Heiliger stand der ehrwürdige Greis am Altare, und entnerzte mit seinem kalten ernstern Blick die herandringende wilde Schaar. Es war ein Schrecken unter sie gefahren; Niemand wagte es, den heiligen Mann anzutasten. Endlich sprang Boleslaw hervor: „Nemmen!“ rief er, „was fürchtet ihr Euch vor dem Pfaffen!“ — Mit dem Schwerte in der Hand stürzte er auf den Altar zu, spaltete dem betenden Greise das Haupt, ließ seinen Körper in Stücken hauen, und ihn unter freiem Himmel den Thieren vorwerfen. Diese Schandthat brachte ihm und dem Lande die schrecklichsten Folgen. Pabst Gregor der Siebente belegte das ganze Land mit dem Interdikte, und erst nach vielen und großen Demüthigungen ward der fürchterliche päpstliche Blitzstral wieder abgewendet. Boleslaw mußte sein Vaterland verlassen, irrte eine Zeitlang flüchtig umher, und starb im äußersten Elende. Die

Gebeine des unglücklichen Bischofs aber wurden gesammelt, und mit feierlicher Pracht in der Domkirche beigesetzt.

Die Fürsten des piastischen Hauses liegen alle in dieser Kirche begraben, und zwar hat man theils eigene Kapellen für sie erbaut, theils stehen sie, nebst mehreren Bischöfen, in Lebensgröße in Marmor gehauen an den Wänden umher. Eine der schönsten dieser Kapellen ist die, in welcher die Leichname Königs Sigismunds des Ersten und des Zweiten, nebst der Prinzessin Anna, der Tochter Sigismunds des Ersten, und Gemahlin des Stephan Bator, aufbewahrt werden. Alle drei Personen liegen in Lebensgröße, aus fleischfarbenem Marmor gehauen, auf ihren Monumenten. Die Kuppel der Kapelle ist sehr hoch, stark mit Golde vergoldet, und effectuirt ausserordentlich viel, wenn die Sonne darauf scheint. Der Baumeister des Ganzen war ein Florentiner, Namens Berthold, dessen Namen oben an der Wölbung zu lesen ist. Drei alte Gemälde sind über der Thüre der Kapelle angebracht; und stellen den König

Sigismund den Ersten und seine Tochter Anna vor.

Der Größte unter den großen Männern, deren Denkmäler hier aufgestellt sind, war un-
streitig Johann Sobinsky, der Befreier Wiens,
der menschenfreundliche Fürst, der Letzte, unter
dessen Herrschaft die polnische Nation ihren Na-
men verherrlichte. Es steht mitten in der Kirche,
giebt zwar aus der Ferne einen überraschenden
Anblick, der jedoch schwindet, sobald man näher
kommt, und alle die übelangebrachten Schnör-
keleien und Verzierungen ansieht, die dieses
Denkmal schmücken sollen. Marmor und Gold
ist genug daran verschwendet; aber es ist nichts
geordnet; das Ganze steht plan- und geschmak-
los da; und doch verdiente wohl vielleicht kein
König von Polen mit größerem Rechte ein edles,
obgleich einfaches Denkmal. Stanislaus August
hat das auch eingesehen, und seinem großen
Vorfahren ein anderes Denkmal in einem Ge-
wölbe unter der Kirche errichtet, welches eigent-
lich den Sieg dieses großen Feldherrn über die
Türken verewigen soll. Der Sarg ist von

schwarzem Marmor; auf demselben liegt ein Kissen von Ebenholz mit goldnen Quasten, und eine silberne stark vergoldete Krone, durch welche Scepter und Schwert gestekt sind. Zu den Füßen sieht man einen Todtenkopf nebst zwei über einander gelegten Gebeinen, ebenfalls von Silber und stark vergoldet. Die Inschrift ist folgende:

Quod mortale fuit Ioannis Sobinsky, regis Poloniae, M. D. Lithuaniae, exacto saeculo, postquam ille Viennam obsidione, Germaniam, imo orbem christianum, ab imminente Turcarum jugo, insigni victoria liberavit, debito in patrium Heroem cultu, pio munere functus, hoc in sarcophago recondidit Stanislaus Augustus, rex, 1784. Te Deum oramus pro mortuo, qui vivus suos et externos virtute sua tutatus est.

Mehrere der übrigen Kapellen, die sowohl Königen, als auch andern großen Familien zugeweiht sind, haben einen Ueberfluß von mancherlei Herrlichkeiten, die von der Prachtliebe

der alten Polen sattfam zeigen. Indessen wäre es zu viel gefodert, wenn man unter diesen vielen Mauseläen lauter geschmackvolle Denkmäler erwarten wolte; viele sind wirkliche Erbärmlichkeiten, und athmen einen sehr bizarren Geschmack. Dennoch gewähren sie im Ganzen einen eben nicht unangenehmen Eindruck, und die Menge von marmornen und alabasternen Bildsäulen, versilberten und vergoldeten Kapellen und Denkmälern machen dieser Kirche unstreitig viel Ehre, die noch überdem in ihren Hauptpfeilern mit Marmor von verschiedener Farbe überkleidet ist, und eine Menge von andern Kostbarkeiten aufzuweisen hat, die man selten so beisammen findet, und durch deren Anblick man oft wider Erwarten überrascht wird. —

Die übrigen Kirchen in Krakau sind mehr oder minder reich und prachtvoll, und haben mehr oder minder wirkliche oder eingebildete Schönheiten; meisterhafte oder groteske Gemälde, Antiken, Denkmäler, Büsten, Portraits, und was man sonst in katholischen Kirchen findet. An Reliquien und Heiligen mangelt es keinem

dieser Gebäude. In der Carmeliterkirche findet man ein wunderthätiges Martenbild, das ungläubliche Thaten thut. Viele dieser Gotteshäuser sind mit Zierraten, goldnem Schnitzwerk und dergleichen geschmacklosen Darstellungen so überladen, daß sie, bei aller ihrer Pracht, einen mehr grotesken als befriedigenden Anblick gewähren. Die Klöster sind mehrentheils prächtig gebaut, und besitzen einen Reichthum, der zur Genüge beweist, wie sehr man noch in dieser Stadt dem frommen Wahne und der Möncherei huldigt. Die Nation hat einen Theil ihrer großen Schätze an diese nutzlosen Stiftungen verwendet, und die Mönche mästen sich jetzt von den Reichthümern, die ihnen der fromme Aberglaube dargebracht hat und noch täglich spendet. Dafür regaliren sie die Laien mit Legenden und Wundermärchen, an denen sie einen unerschöpflichen Ueberfluß besitzen, und die sie bei jeder Gelegenheit preisgeben. Ihre Bibliotheken haben nichts, was die Neugierde reizen kann; man müßte denn einen Wust von Legendem suchen, die man hier in der bizarresten Ge-

halt antrifft. Ganze große Säle sind besonders in den Klöstern der Piaren und der Dominikaner damit vollgestopft; dagegen sucht man vergebens nach nützlichen Handschriften oder andern literarischen Schätzen des Alterthums. Nur hin und wieder verliert sich so etwas unter dem Regendenwust, bleibt aber unbeachtet liegen und vermodert ungenutzt. Herr Konsistorialrath Zöllner bemerkte in dem ehemaligen Collegium der Jesuiten eine Menge bizarrer Gemälde, die den ekeln Mönchsgeschmak in seiner ganzen Bizarrie darstellen. Unter andern erwähnt er eines Bildes, auf dem ein Jesuit einen armen Tagelöhner zwischen den Knien hält, und ihm eine ganze Menge von Teufeln aus dem Halse zieht. Ich habe diese merkwürdigen Belege zu der noch immer fortwirkenden Schurkerei der katholischen Mönche, besonders der Jesuiten, nicht angesehen, weil ich nicht dazu Gelegenheit hatte. Uebrigens sind die hiesigen Mönche mit allem, was zur Literatur gehört, völlig unbekannt; sie haben keinen Begriff von eigentlicher Gelehrsamkeit; in allen Fächern, die dahin einschlagen,

sind sie völlig Fremdlinge. Was die Gelehrtesten unter ihnen wissen, ist allenfalls ein erbärmliches Küchenlatein, und eine Art von scholastischer Philosophie. Sie hängen dem barroksten Aberglauben an, und erhalten sein Ansehen unter dem gemeinen Volke. Da sie sich keinen eigenthümlichen Werth zu geben wissen, so erborgen sie sich denselben als Repräsentanten der Heiligen, geben einen nähern Umgang mit der Mutter Gottes und mit der diesem Magnet nachziehenden Reihe von Tollhäuslern und Schwärmern vor, betrügen das Volk durch Alfanzereien, die sie Religion nennen, und verkezern die Besserdenkenden. Das im Wahn erzogene Volk hängt ihnen mit einfältigem Herzen an, glaubt ihren trügerischen Worten, und hält das Zweifeln daran für eine Sünde wider den heiligen Geist. So bleibt ihr Ansehen fest und unerschütterlich, besonders da der größte Theil der Reichen und Vornehmen eben so, wie das gemeine Volk, dem Wahne huldigt, dem Pfaffenbetrüge durch seinen Beitritt das Wort spricht, und Kirchencerimonien für echten Got-

tesdienst nimmt. Nicht ein Fünkchen der neuen Aufklärung ist noch in diese Gegend gedrungen, so nachbarlich-freundlich auch Joseph besorgt war, daß sein Verbesserungssystem in Polen Eingang finden möchte. Der Mönch ist hier noch in den Augen der Menge, bei all seiner Dummheit und lasterhaften Lebensart, ein mehr als menschliches Wesen, der, als Vertrauter der Gottheit, Anspruch auf Verehrung macht, und dem man allenfalls manche geheime Sünde nachsieht, die er an den Laien verdammt. Darum sind die hiesigen Mönche auch aus Dummheit und Laster zusammengesetzt. Sie fröhnen der Schwelgerei, dem Trunke und allen geheimen Sünden, welche Faulheit und Ueppigkeit erzeugen. Es ist nichts seltenes, auf den Straßen taumelnde Mönche zu erblicken; Niemand nimmt einen Anstoß an der Schwachheit des heiligen Mannes; selbst dem trunkenen lallenden Mönche küßt das vorübergehende Volk die Hände, und dieser theilt seinen Segen in halber Bewusstlosigkeit aus. Eben so wird den Sünden der Wollust in den Klöstern auf die frechste Art

geföhnt. Das unnatürliche Gelübde, das sie bei ihrem Austritt aus der Welt abgelegt haben, hat nur so lange Kraft, als Fleisch und Blut sich nicht mit ins Spiel mischen, dann aber werden auch alle Schranken durchbrochen, und man wälzt sich in viehischer Sinnlichkeit herum, wobei man jedoch die Strafe befürchtet, und seine Sünden so heimlich als möglich treibt. Aber selbst im Fall der Entdeckung hat der Sünder wenig zu besorgen; eine kleine Rastung macht alles wieder gut, und gereinigt erhebt er sich zu neuen Verbrechen. Es giebt hier Personen des andern Geschlechts, die es sich ordentlich für eine Ehre rechnen, mit einem Mönche Beischlaf gehalten zu haben, vielleicht weil sie in dem Wahn stehen, daß sie dadurch einen Theil seiner eingebildeten Heiligkeit überkommen, oder auch vielleicht nur in Rücksicht seiner größern physischen Kraft; dem sei wie ihm wolle, genug, der freche Mönch benützt jede Gelegenheit, von verbotenen Früchten zu naschen, und selbst im Beichtstuhl wühlt sein lüsternes Auge in den geheimen Reizen seiner schönen

Beichtenden. Auch soll in einigen Klöstern, besonders unter den strengern Orden, das Lafter der Onanie sehr eingerissen seyn, welches wohl zu glauben ist; denn natürlich muß ein strenger Zwang dergleichen Abweichungen von den Gesezen der Natur zuwege bringen; mithin wäre es vielleicht ein größeres Wunder, wenn solche Sünden in den Klöstern nicht herrschten, als es gegenwärtig der Fall ist.

Von der hiesigen Universität machen die Polen viel Wesens; sie verdient aber bei weitem den Ruf nicht, den sie durch ihre frühere Einrichtung allenfalls behauptet hat. Sie steht unter Zucht und Wartung der Klostergeistlichkeit, mithin läßt es sich schon denken, was sie Gutes leisten kann. Allenfalls hat sie die Mittelmäßigkeit erreicht; das ist aber auch Alles, was ich zugeben kann; über dieselbe hinaus ist sie bis jezt noch nicht gekommen. Casimir der Große war ihr Stifter im Jahr 1343. Hin und wieder machten sich einige Könige durch mehrere Einrichtungen, die sie den damals berühmten Universitäten von Prag und Bologna

abborgten, um dieselbe verdient. Allein das einzige, was man daselbst mit einigem Eifer trieb, war scholastische Theologie; die übrigen Wissenschaften wurden ganz vernachlässigt. Stanislaus August wolte endlich dem Mangel abhelfen, und setzte einen Fond aus, von welchem neun Lehrer besoldet werden sollten. Von nun an ward also auch eine alte Philosophie, Oekonomie, Physik, Naturkunde und Astronomie vorgetragen. Bei der Aufhebung des Jesuitenordens wurden die Einkünfte ihrer bisherigen Güter der Universität zugestanden, neue Lehrstühle errichtet, physische und astronomische Instrumente und Apparate angeschafft, und eine schöne Bibliothek angeordnet. Von nun an hörte man Vorlesungen über die Moral, über das Natur- und Völkerrecht, über Physik, Mathematik, römische und polnische Jurisprudenz, über Alterthümer und Arzneikunde. So ist es denn auch bis jetzt geblieben; allein es mangelt an Männern, die ihren Fächern gewachsen sind; nur sehr wenige zeichnen sich durch hinlängliche Kenntniß aus, die meisten folgen ihren alten

verrufenen Compendien, und gehen nicht mit der Zeit fort. Uebrigens werden die Vorlesungen neun Monate ununterbrochen fortgesetzt, und nur in den drei Sommermonaten: July, August und September, werden sie ausgesetzt. Die zur Akademie gehörigen Gebäude sind ganz neu und mit ziemlicher Verschwendung aufgebaut. Der botanische Garten wird mit vieler Sorgfalt vermehrt und unterhalten. Unter den physischen und astronomischen Instrumenten findet man einige sehr schöne und kostbare Apparate. Die Bibliothek ist sehenswerth, enthält einige sehr schätzbare Schriften, und wird von Jahr zu Jahr vermehrt. Der jedesmalige Rektor, welcher alle drei Jahre abgeht, erhält ein jährliches Gehalt von zweitausend preussischen Thalern.

Mit dem frühern Unterricht der hiesigen Jugend sieht es jämmerlich aus; da sind einige sogenannte Seminarien und Kostschulen, die aber so erbärmlich eingerichtet sind, daß es fast unmöglich ist, darin etwas zu lernen. Man hat hin und wieder Versuche gemacht, diese Anstal-

ten einigermaßen zweckmäßiger einzurichten, allein man findet bis jetzt noch keine merklichen Verbesserungen. Auch giebt es einige Pensionsanstalten, deren Unternehmer vertriebene Französischen sind, die allenfalls ihre Sprache, aber sonst auf der Gottes Welt weiter nichts verstehen, dabei durch einen gewissen äußern Anstrich und eine schamlose Unverschämtheit den Mangel brauchbarer Kenntnisse ersetzen, und unter den zu allen Neuerungen sich hinneigenden Polen viel Anhang finden. Wie ihre Erziehungsweise beschaffen ist, das läßt sich denken; aber sie genießen ein reichliches Einkommen, und es giebt gewissenlose Eltern genug, die diesen Seelenverderbern ihre Kinder anvertrauen.

Was den Handel dieser Stadt betrifft, so hat derselbe seit mehreren Jahren merklich gelitten. Ehemals war Krakau der Stapelort aller aus Schlesien und Ungarn nach Polen ein- und ausgehenden Waaren. Die Einwohner verführten alle Fabrikwaaren, die sie aus Großpolen und Schlesien mit leichter Mühe zogen, nach Gallizien und Ungarn, und gewannen da-

bei ansehnliche Summen; besonders brachte ihnen der Absatz von Wollen- und Tuchwaaren einen großen Gewinn. Allein der österröichische Hof verbot diese Einfuhr, und legte die Josephsstadt an, wodurch Krakau in seinem Handel einen unermesslichen Verlust erlitt. Jetzt blieb der Stadt nur noch der Holz- und Getreidehandel die Weichsel hinauf, nach Danzig und den Gegenden der Ostsee, übrig; und dieß war denn auch bisher der einzige, wenigstens der größte Gewinn, den die Stadt von seinem Handel zog. Außerdem sind noch die wichtigsten Produkte des hiesigen Handels Flachs, Hanf, rohe Leinwand, Wachs und ungarische Weine; besonders zieht das ganze Großpolen den letzten Artikel über Krakau. — Von Fabriken findet man fast nichts in dieser Stadt; was allerfalls noch da war, haben die letzten Unruhen vernichtet. Es steht zu erwarten, daß Krakau sich bei der jezigen Regierungsveränderung nach und nach wieder erheben, und der Handel dieser Stadt wieder zu blühen beginnen wird. Der unnatürliche Zwang muß denn doch jetzt aufhören.

ren, und die freie Ein- und Ausfuhr ist für jetzt wenigstens zum Theil wieder eröffnet.

Was den Charakter der hiesigen Einwohner betrifft, so kommt er mit dem gewöhnlichen polnischen ganz überein. Nationalstolz und Egoismus zeigen sich in allen Handlungen. Der Adel trotz auf seine Reichthümer, auf seine Macht, und gönnt keinem Geringern ein freundliches Wort. Für Mitleiden hat er keinen Sinn: Tausende mögen neben ihm im Elende schmachten, das kümmert ihn nichts. Seine Religion ist bei ihm, wie bei dem gemeinen Manne, ein unverständliches Chaos von Unsinn und Lächerlichkeit. Er spielt, gewöhnlich mit aller Erbarmlichkeit, den aufgeklärten Kopf, und ist doch dem albernsten Wahn bis zur Narrheit ergeben. Gespenster und Kobolde schrecken ihn, er verwahrt sich vor ihren Neckerien durch theuer bezahlte Reliquien, Amulette und dergleichen Pfaffenbetrug. Mit ungewöhnlicher Strenge hängt er an den Afsanzereien seiner Religion, so wie an den Cerimonien des äußern Gottesdienstes, ohne einmal einen Blick auf das Wesentliche der

Gottesverehrung zu werfen. — In seinem Neuern ergiebt er sich dem üppigsten Luxus, und der sinnlosesten Verschwendung. Ohne Nachdenken bringt er sein ganzes Vermögen auf die tollste Weise durch, blos aus Eucht zu glänzen. Diese Außenseite ist es allein, auf die er etwas wendet; um die Ausbildung seines innern Menschen bekümmert er sich wenig. Außer einiger Sprachkenntniß ist daher auch der hiesige Adel in allen andern Wissenschaften meistens fremde, diejenigen etwa ausgenommen, die sich im Auslande gebildet haben. Er spricht ein barbarisches Latein, und allenfalls einen französischen Provinzaldialekt; dagegen hat er von der deutschen Literatur nicht die geringste Kenntniß. Seine Unwissenheit macht ihm jedoch keinen Kummer, wenn er nur in prachtvoller Equipage durch die Straßen der Stadt raffelt, und seine Bedienten, sein Haus und seine Meubeln einen asiatischen Nabob bezeichnen. Er giebt den Ton an, und nach ihm richtet sich die übrige Bürgerklasse. Der verderblichste Luxus ist daher überall eingerissen.

270

Der Handwerker hungert die Woche über, um am Sonntag in voller Pracht in der Kirche und auf der Promenade zu erscheinen. Der Deutsche schämt sich des abscheulichsten Betruges nicht, um es seinen vornehmern Mitbürgern gleich zu thun. Alles will glänzen; Keiner will dem Andern nachstehen. Und so geht es bis auf die niedrigste Volksklasse herab, welche stiehlt, wenn sie nichts anderes erwerben kann, um — zu verschwenden.

Die Deutschen sind hier ein Gegenstand allgemeiner Verachtung. Der Pole verbindet mit dem Worte deutsch einen falschen, arglistigen, räubervollen und betrügerischen Menschen, der blos geduldet wird, weil man seiner bedarf; und bei dem Nationalstolz des polnischen Volks ist es wohl natürlich, daß ein solcher verächtlicher Begriff keine Achtung erweken kann. Das Traurigste aber ist, daß der Deutsche das ihm beigelegte häßliche Prädikat rechtfertigt, und so handelt, daß sich jeder rechtliche Mensch seines Umgangs schämen muß. Es ist Schande, mit anzusehen; welcher groben Betrügereien sich der

hiesige Deutsche erlaubt, deren sich vielleicht ein Straßenräuber schämen würde. Da sie einigermaßen in ihren Arbeiten die Polen übertreffen, so lassen sie sich dieselben auch ganz übermäßig bezahlen, und pressen so abscheulich, als es der größte Betrüger nur immer vermag. Dabei treiben sie die Unverschämtheit so weit, daß sie aus ihrem ganzen Verfahren gar kein Hehl machen, sondern ganz öffentlich mit ihren Betrügereien großthun, und mit stolzem Dünkel einander erzählen, wie sie Diesen und Jenen hintergangen haben. Dazu kommt noch ein unbändiger Stolz, ein ganz ungezügelter Uebermuth, mit dem sie gegen die Polen verfahren, und wodurch sie den Haß dieses Volks immer mehr auf sich ziehen. So geschieht es, denn, daß man mit Verachtung bei dem stolzen Deutschen vorübergeht; ja der gemeine Mann äußert seinen Haß oft sehr laut, und insultirt ihn öffentlich, wo es nur möglich ist. Eine natürliche Folge davon ist die Vernachlässigung der deutschen Sprache und Literatur. Selten wird sich ein Pole mit Ernst auf das Studium der deut-

schen Sprache legen; er erlernt viel lieber alle
 anderen Sprachen; das Deutsche hingegen lernt
 er höchstens radebrechen, wenn es die Noth
 oder seine Verbindung mit den Deutschen er-
 fordert. Das findet man ganz allgemein; und
 selbst in Gegenden, wo man die deutsche Sprache
 ganz nothwendig braucht, wendet der Pole keine
 Mühe darauf, scheu't sich ordentlich, deutsch zu
 sprechen, und beweist es durch sein ganzes Be-
 nehmen, daß er mit Widerwillen redet. Auch
 der gemeinste Mensch, wenn er wirklich deutsch
 versteht, antwortet entweder gar nicht, oder in
 seiner Muttersprache. Dieß ist sogar noch in
 Oberschlesien der Fall, wo man sich ordentlich
 Mühe giebt, das Deutsche zu verstümmeln und
 die deutsche Aussprache lächerlich findet. Viel-
 leicht würden es die Deutschen mit der polni-
 schen Sprache eben so machen, wenn sie nicht
 durch die Noth gezwungen würden, dieselbe zu
 erlernen; deshalb schiken sie sich in die Zeit,
 machen die polnische Sprache zu ihrer zweiten
 Muttersprache, und lassen ihre Kinder eher Pol-
 nisch als Deutsch lernen. Es giebt sogar Leute

unter ihnen, die das Deutsche sehr schlecht, unrein und unregelmäßig, das Polnische hingegen nach dem feinsten und gebräuchlichsten Dialekt sprechen.

Die Juden treiben hier, wie in ganz Polen, alle möglichen Geschäfte. Man sieht sie als Aerzte, Wundärzte, Kaufleute, Schlächter, Bäcker, Brauer, Branntweinbrenner, Schneider, Schuster, Bediente und auf andere Art ihr Wesen treiben. Herr Söllner gedenkt ihrer mit großem Ruhme, und ich bin nicht im Stande, durch meine gemachten Erfahrungen das zu widerlegen; wenigstens habe ich hier deutsche Landsleute gefunden, die mich weit jüdischer mitgenommen haben, als die eigentlichen Juden. Sie sind sehr gefällig, und begnügen sich mit einem kleinen Gewinn. Im Durchschnitt leben sie in der bittersten Armuth, und nur einige wenige von ihnen können auf Wohlhabenheit Anspruch machen. Sie sprechen deutsch und polnisch, wie man es von ihnen fodert, beides aber in einem häßlichen, ziehenden, widerlichen Dialekt. In ihren gemeinschaftlichen

Unterhaltungen sprechen sie eine Sprache, die wohl ursprünglich deutsch seyn soll, aber von keinem Deutschen verstanden werden kann, weil sie so viel orientalische Wörter darein mischen, und äußerst schnell fortschnattern. In ihrer Lebensart sind sie hier, wie überall, schmutzig und weichlich. Sie wohnen in kleinen niedern beträchtlichen Hütten familienweise zusammen, und theilen ihre ärmliche Wohnung mit den Hausthieren. Die Kinder gehen nackt oder in zerrissenen Hemden, denen man es nicht ansieht, ob ihre Grundfarbe schwarz oder weiß gewesen ist. Die Männer erscheinen in ihren langen zerlumpten Salaren, und die Weiber in ihren bis an die Schulterknochen hinaufgezogenen Röcken. Diese letztern puzen sich allenfalls noch am Sabbathtage, und behangen sich mit allerhand Geschmeide, alten Dukaten, und was sie sonst bei ihrer armeligsten Kost und bei ihrer immer regen Betriebsamkeit sich erspart haben. Selten sieht man unter ihnen Leute, die von Gesundheit strotzen; meistens haben sie eine kränkliche gelbe Farbe, und eine ausgehungerte

Gestalt. Dieß ist wohl die Folge ihrer Nationalkrankheiten, besonders des Ausschlages und des Weichselzopfes, die sie denn auch im reichen Maße Andern mittheilen, die ihnen nahe kommen. Für die Freuden der Welt leben sie gar nicht, bloß für einen ängstlichen Erwerb. Ihr Hochzeitstag ist der einzige lustige Tag ihres Lebens; und wenn sie nicht die wenigen Ruhetage hätten, die ihnen ihre Geseze zur Pflicht machen, so würden sie unaufhörlich in ihrem Elende fortarbeiten.

Das gemeine Volk in Krakau ist dumm, bigott, abergläubisch, falsch, boshaft und läuderlich. Für die reinen Freuden der Geselligkeit und des stillen häuslichen Lebens haben sie gar keinen Sinn. Eine rauschende Lustbarkeit verdrängt allein bei ihnen das Gefühl ihrer Sklaverei und ihres Elends. Trunken lärmen sie durch die Straßen und begehen allen möglichen Unfug. Sie laufen aus einer Kirche in die andere, besprengen sich mit Weihwasser, beten ein paar Ave's und Vaterunser, machen ein paar der gewohnten Alfanzereien mit, und

gehen wieder fort, ohne auch nur einen einzigen guten Gedanken zu ihrer Lebensbesserung gefaßt zu haben. Der grellste Wahnglaube ist bei ihnen zu Hause; Teufel, Hexen und Gespensterspielen unter ihnen Hauptrollen. Wunder- und Gnadenbilder sind im höchsten Ansehen, und theilen mit Gott die Anbetung des gemeinen Haufens; ja sie werden dem Schöpfer des Weltalls sogar vorgezogen, und man wendet sich mit seinem Anliken weit eher zu diesen Geschöpfen des Wahns, als zu dem großen Herrn der Natur. In seiner Belustigung kennt das Volk keine Mäßigung; Gesetz und Sittlichkeit werden mit Füßen getreten; man berauscht sich im Brantwein, und wälzt sich in thierischer Wollust. Kein Gefühl der Scham und der Ehrbarkeit hält sie von Abwegen zurück; sie sind ganz Thier und werden wie die Thiere mit un-menschlicher Härte behandelt.

So viel über Krakau und seine Bewohner! Ich verließ diese Stadt nach einem Aufenthalt von acht Tagen, und erreichte bald darauf einen Theil des vaterländischen Bodens. Jetzt, mein

Freund! muß ich Dich bitten, nicht immer genau auf den Weg zu sehen, den ich nehme. Ich schweife bald da-, bald dorthin, und kann also keine genaue Marschroute befolgen.

Die Reise von Krakau bis auf das drei Meilen davon entfernte Schwefelbad Krzewicz, oder Krzesowicz, ist eine der angenehmsten und interessantesten. Die mannigfaltigsten Ansichten, die man hier genießen kann, sind über alle Beschreibung schön. Man fährt über sanfte Anhöhen, welche ein ansehnliches Kalkgebirge bilden, das sich einige Meilen weit erstreckt, und eine Menge schöner Marmor-arten in seinem Innern enthält. Aus dem Bette der Weichsel erheben sich ansehnliche Gebirgstrecken, bedeckt mit alten Schlössern und Ruinen, ehemals der Wohnplatz wilder Anarchie, von deren Höhen herab Verderben auf die Bewohner der Thäler geschleudert ward. Unter allen ragen hoch hervor die auf einem Granitfelsen ruhenden Trümmer des alten Schlosses Terczin, das lange Zeit als einer der festesten Posten betrachtet, von den Conföderirten aber zerstört wurde,

welche sogar der unterirdischen Grabgewölbe nicht verschouten, sondern mit unerhörter Wuth die Leichen plünderten, und alles mit sich fort-schleppten, was sie nur an Kostbarkeiten erbeuten konnten. In einem der schönsten Thäler der Welt, welches von dem Kalkgebirge gebildet wird, liegt das der Fürstin Ludomirska zugehörige Städtchen Krzeszowicz mit seinem berühmten, lange vernachlässigten, Schwefelbade. Außer den wenigen modernen Gebäuden, welche die Fürstin vor ungefähr zwanzig Jahren, zum Behuf der Badegäste, hat aufführen lassen, befindet sich in dem Städtchen selbst nichts, was des Aufzeichnens werth wäre. Desto interessanter aber ist das herrliche Thal, das mit mehreren, der Herrschaft zugehörigen Dorfschaften besäet ist, und eine Menge reizender Schönheiten enthält. Das ganze Thal wird von einem hohen romantischen Gebirge eingeschlossen; in senkrechten Marmor- und Alabasterfelsen stürzt es von verschiedenen Seiten ins Thal hinab, und endigt sich in einem schönen Wiesengrund. Das ganze Thal, so wie der Ort selbst, ist mit

Bäumen von verschiedener Größe und Schönheit umgeben. Recht am Ausgange liegt das Bad, und hier öffnet sich eine neue herrliche Ansicht, theils auf eine reizende Einsiedelei, die von Karmelitermönchen bewohnt ist, theils auf mehrere verwüstete Schlösser, theils auf ein romantisches Gebirge, das sich gegen Mittag erhebt, und die schönsten erfreulichsten Ansichten darbietet.

Das Bad selbst ist gegenwärtig sehr schön eingerichtet, und wird bei verschiedenen Krankheiten, besonders bei Verstopfungen, mit großem Nutzen gebraucht. In Polen wußte man bis auf das Jahr 1733 nicht einmal, daß das Wasser eine solche mineralische Eigenschaft habe; vernachlässigt, bot es umsonst seine heilende Kraft dar; Niemand achtete darauf; hin und wieder ging dann einmal Einer hin, trank aus der schönen mineralischen Quelle, und genas von einem jahrelangen Leiden. Aber diese Genesung ward gewöhnlich mehr der wunderthätigen Mutter Gottes und den frommen Fürbitten der benachbarten Einsiedlermönche, als der natürli-

chen Heilkraft des Wassers zugeschrieben. Klügere Leute mußten freilich, was davon zu halten sei, und benutzten das herrliche Geschenk der Natur, indeß der dumme Theil der Mutter Gottes Opfer brachte. Endlich fiel der Fürst von Anhalt-Plöß, der seine Güter im benachbarten Schlesien hatte, auf den Einfall, dieses mineralische Bad zur Wiederherstellung seiner Gesundheit zu brauchen. Er ging hin, genas, und, wie es denn immer geht, wenn große Herren etwas in die Mode bringen, das Schwefelbad ward mit einemmal berühmt; man fand, daß auch vornehme Personen daselbst genesen konnten; die Mutter Gottes verlor bei einem großen Theil der Besuchenden ihr Ansehen, und man versagte der heilsamen Quelle nicht mehr den ihr gebührenden Ruhm. Nun strömten von allen Seiten Menschen herzu, die hier Heilung suchten; die kleinen angebauten Pavillons konnten bald die Menschenmenge nicht fassen; die Fürstin sah sich zu größern Ausgaben genöthigt, die ihr reiche Zinsen einbrachten. Es entstanden mehrere massive Gebäude, die zur

Bequemlichkeit und zur Wohnung für die Badegäste eingerichtet wurden. Auch ein großer, ziemlich prächtiger Salon ward erbaut, den man zu Conversationen, Spiel- und Tanzbelustigungen bestimmte. So machte also ein regierender Fürst dieses bisher verachtete Bad zu einer allgemeinen Gesundheitsquelle; und was die Natur mit allen ihren Reizen und Anlockungen nicht vermochte, das that die menschliche Narrheit, die gleich bereit war, dieser heilsamen Quelle einen höhern Werth beizulegen, sobald nur ein großer Herr sie besucht hatte; gerade, als ob sie dieses armseligen Hülfsmittels bedürfte.

Das Karmeliterkloster Tschorno liegt in der Nähe des Bades auf einem hohen Felsen, der mit den herrlichsten Eichen-, Linden- und andern Waldungen umkränzt ist. Die fromme Einfalt hat dieses Einsiedlergebäude mit der größten Pracht ausgeschmückt. Schon die hohen Reize der Natur, die sich hier in ihrer ganzen Hülle vereinigen, und eine der seltensten Schönheiten darbieten geben dieser Einsiedelei einen

Vorzug vor tausend übrigen, die in gleicher Absicht und in ebenfalls sehr reizenden Gegenden angeleat sind. Diese Felsenmassen, die künstliche Grotten bilden, bald Schauer erregen, bald zu sanftern Gefühlen stimmen; dieses herrliche Arkadien, wo man die Schönheit der Natur in ihrer ganzen Segnung genießt, wo das Auge, nie ermüdet, immer neue Gegenstände an sich zieht, so weit es reicht, nur reizende Mannigfaltigkeiten erblickt. — Dieses irdische Paradies unter Polens paradiesischen Gegenden, gewiß eins der ersten und schönsten, wäre wohl zu etwas besserem werth, als daß es von Menschen bewohnt wird, die kein Gefühl für alle diese Schönheiten haben, die kalt und unempfindlich mit gesenkten Blicken vorüberschleichen, jeder menschlichen Freude tyrannisch ihre Brust verschließen, und außer ihrem mechanischen Lippengeplär nichts thun, als den Frohsinn der edlern Menschheit verfluchen, und für das Leben und seine Freuden sich gewaltsam ertödtet haben. Diese Leute haben der Welt entsagt, und geben ihrer verdienstlosen Schwärmerei ein ge-

wisses Ansehen von Größe, wodurch sie in den Augen der Personen als gottähnliche Wesen erscheinen. Sie rühmen sich eines höhern vertrautern Umgangs mit Gott und den Heiligen, deswegen haben sie alle Gefühle der Freundschaft und Geselligkeit aufgegeben. Stumm und kalt gehen sie neben einander vorüber, und halten es für Sünde, in freundschaftlichen Herzensergüssen die Theilnahme ihrer Brüder zu erregen, oder sich durch trauliche Zusprache den schwerern Weg durchs Leben gegenseitig leichter zu machen. Mit ihrer Einkerkung in diese reizende Einsiedelei haben sie zugleich das unmenschliche Gelübde abgelegt, ihrer Zunge Gewalt anzuthun, und dem Gebrauche derselben für den größten Theil ihres Lebens zu entsagen. Kein Laut unterbricht die öde feierliche Stille, die auf dieser himmlischen Gegend lastet. Nur das Zirpen der Grille im weichen Grase, das Zwitschern der Vögel auf den Zweigen, das furchtbare Gebell der Klosterhunde, welche diese heilige Einsamkeit bewachen, und das monotone Rauschen eines Baches, der sich im Thal

über herabgestürzte Felsenstücke fortwälzt, endigt zuweilen die feierliche Stille, unter der man Menschen, gleich wandelnden Schatten, umher schleichen sieht, die beim Anblick eines ihrer Brüder schreckhaft zusammenschauern, und wenn sie angeredet werden, den Blick traurig zur Erde senken, blos mit einem Winken der Hand langsam feierlich vorübergehen, und mit einem Seufzer andeuten, daß ein unnatürlicher Zwang ihnen den Gebrauch ihrer Zunge gelähmt habe. Fanatismus und Schwärmerei haben diese Gestalten an ein unseliges Gelübde gefesselt, und sie um alle die stillen süßen Freuden gebracht, die das Leben hienieden so schön machen. Was hilft es ihnen, daß sie in einer Gegend wohnen, die ein Paradies der Erde genannt werden kann? Sie fühlen nichts von all' dem Schönen, was sie umgiebt; sie haben nur Sinn für Andächtelei, und für alle jene unsinnigen Cerimonien, wodurch sie sich und das Volk täuschen, und die ihnen durch lange Gewohnheit zur andern Natur geworden sind. Was hilft es ihnen, daß die Pracht ihres Klosters

von Fremden bewundert wird, und sie einen Reichthum aufhäufen, der zu edlern Zwecken angewendet werden könnte? Sie genießen auferst wenig davon; denn auch den freiwilligen Geschenken der Natur müssen sie entsagen, und mitten im Ueberfluß darben. Sie haben höchstens nur den Genuß ihrer Eitelkeit, womit sie sich vor dem Volke brüsten, und sich durch einen heiligen Schein überstrahlen lassen, der die Menge täuscht! — Wahrlich, diese Abweichung von dem Pfade der Natur, dieses Streben nach einer höhern Verbindung mit der Gottheit und den geistigen Wesen, dieses schwärmerische Näherücken an Wesen, welche die Einbildungskraft wählt, die aber durchaus nicht zum Umgange mit Menschen geeignet sind, dieses unselige Entfernen von den Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft, dieses schwärmerische Entsagen aller schuldlosen Vergnügungen, aller Bequemlichkeiten und Erfordernissen eines frohen zufriedenen Lebens — wahrlich, es ist eine der schrecklichsten Schwärmereien, die jemals die Menschheit erfinden, und die allenfalls nur im Kopfe

eines Wahnsinnigen, wie denn auch die meisten Stifter dieser geistlichen Einrichtungen waren, ausgehebt werden konnte. Eitelkeit und Wahn waren gewöhnlich die Triebfeder solcher Stiftungen; der rege, thätige, betriebsame Geist der Religion artete in nichtsbedeutende Spielereien aus; die Eucht, sich auf eine wunderliche Art hervorzuthun, bildete Schwärmer und Betrüger; die Menschheit ward getäuscht; und ihnen selbst gelang die Ueberwindungskunst nicht immer, wie sie es hofften. —

Eine unmenschliche Strenge ist das Wesen der hier herumschleichenden Menschengestalten. Was nur die tollste Schwärmerei ersinnen konnte, um jedes menschliche Gefühl zu vernichten, das wird den hier Eingeweihten zur unerlässlichen Pflicht gemacht. Bekanntlich leiten die Karmeliter ihren Ursprung und ihren Namen von dem Berge Karmel her, wo sie anfangs in unterirdischen Höhlen wohnten, und von dem Patriarchen zu Jerusalem im Jahr 1205 ihre ersten strengen Ordensregeln empfangen. In der Folge gingen sie nach Europa über, und mach-

ten, besonders in Spanien, großes Aufsehen. Sie theilten sich in mehrere Congregationen, von denen eine strenger als die andere war. Und von dieser strengsten Unterabtheilung des Karmeliterordens haben die Einsiedler in dem Kloster Tschorno ihre Regel angenommen. Sie nähern sich fast ganz den Karthäusern, ja sie übertreffen dieselbe noch in ihrem Geistes- und Körperzwange. Sie entbehren jeden Umgang nicht allein mit der Welt außer sich, sondern auch mit ihren Brüdern, die täglich neben ihnen vorüberschleichen. Nur durch eine große Vergünstigung des Priors ist zuweilen Einem oder dem Andern für gewisse Stunden eine Art von Conversation erlaubt. Sind diese Stunden vorüber, so müssen sie wieder so stumm einhergehen, als wenn ihnen gar keine Sprachwerkzeuge von der Natur ertheilt wären. Eine Bewegung mit den Lippen ist die ganze Begrüßung, die sie beim Vorübergehen einander schenken. Sie tragen härene Hemden und eine grobe graue Kleidung. In ihren Zellen findet man kein Bett, sondern eine bloße Art von

harter Matraze. Das ganze Kloster ist vortref-
 lich erbaut, aber diesen prachtvollen Zellen man-
 gelt doch jede Bequemlichkeit. Eine doppelte
 Mauer umschließt dasselbe. Ohne Bergünsti-
 gung darf sich kein Mensch diesem Heiligthume
 nähern; doch erlaubt man den Mannspersonen
 die Ansicht der Klostergebäude, und gesellt ihnen
 auch einen dienenden Bruder bei, der sie her-
 umführen und mit ihnen reden darf. Geld
 wird nicht angenommen, man kann aber sein
 Geschenk in einen Kasten stecken, der dazu aus-
 gestellt ist. Das Kloster ist, wie gesagt, vor-
 trefflich. Die Kirche ist von außen und innen
 mit Marmor belegt, und strotzt von schönen
 Gemälden und allerhand reichen und prachtvol-
 len Verzierungen. Mehrere Stunden des Tages
 und der Nacht bringen die Mönche im Gebet
 hin; die übrige Zeit verweilen sie sich in dem
 schönen Klostergarten, oder sie wandern einsam
 und gedankenlos in der prachtvollen Gegend
 umher, oder sie beschäftigen sich auf ihrer Zelle
 mit allerhand Arbeiten, die ihnen die lange
 Weile lehrt. Nicht alle Sonntage wird in der

Kirche öffentlicher Gottesdienst gehalten, aber auch in diesem Fall darf kein Frauenzimmer daran Theil nehmen. Die größte Strafe liegt auf dem Vergehen, wenn irgend ein weibliches Geschöpf auch nur die äußere Pforte übertritt. Selbst die Fürstin Ludomirska, der doch die ganze Gegend gehört, mußte sich einst einer erniedrigenden Abbitte unterwerfen, weil sie es gewagt hatte, durch die Pforte der äußern Mauer längs dem Bache fortzugehen. Nur einigemal des Jahrs, wenn großer Jahrmarkt die ganze Gegend belebt, wird der unerträgliche Zwang aufgehoben, und es wird dem weiblichen Geschlechte erlaubt, in die Kirche zu treten, ihr Anliegen Gott, den Heiligen und den Pfaffen darzubringen, das Bekenntniß ihrer Sünden abzulegen, und von dem entmenschten Diener des Altars Absolution und Ablass zu erhalten. Nach Verlauf dieses Tages, der den an Stille gewöhnten Mönchen vielleicht Unruhe genug machen mag, besonders da sie alsdann verpflichtet sind, mehrere Edelleute aus der benachbarten Gegend, und fremde Geistliche, die sie zur

Uebung der heiligen Offizien herbeigerufen haben, zu bewirthen, kommt alles wieder in das alte Gleis. Zuweilen werden die Mönche auch außerhalb ihres Klosters gebraucht, und dies ist vielleicht die glücklichste Zeit ihres Lebens, wenn nur noch durch die unnatürliche Entsamung ein Fünkchen Gefühl in ihnen zurückgeblieben ist. Das Kloster hat ansehnliche Güter, und um diese zu bewirthen, sind zwar allenthalben Verwalter und Dekonomen angesetzt, allein man stellt ihnen gewöhnlich noch ein oder ein paar Mönche an die Seite, die nach den Rechten sehen, und jede Unordnung und Unterschleif verhüten müssen. Alsdann haben sie natürlich die Erlaubniß, ihre Zunge zu gebrauchen, so viel es ihnen beliebt; und man sollte nicht glauben, daß diesen so entwöhnten Menschen so viel Rede-raft übrig geblieben wäre, als sie wirklich bei solchen Gelegenheiten zeigen.

Von hier ging ich auf Oswienczin oder Auschwiz, einem Städtchen, das ehemals einem eigenen Herzogthume den Namen gab, und mit einem alten verwüsteten Schlosse prangt, das,

auf einem Felsen gelegen, einen ansehnlichen Theil der umliegenden Gegend beherrscht. Die ganze Stadt ist mit einer verfallenen Mauer umgeben, hat fast lauter hölzerne Häuser, enge und schlechtgepflasterte Straßen, und einige Kirchen, die von außen wenigstens nicht sehr bedeutend erscheinen. Einige hundert Schritte hinter der Stadt ist ein kaiserliches Gränzamt, Biliz genannt. Hier wurden endlich meine Bücher ihrer bisherigen Haft entnommen, und ich erhielt mein in Brody deponirtes Pfandgeld, nach Abzug einiger Groschen, wieder. Mit raschen Schritten ging es nun auf die Gränze los. Noch trennte mich die Weichsel von Schlesien. Eine Ueberfahrt nahm uns auf; ich setzte über den vaterländischen Fluß, an dessen Ufern meine gute Vaterstadt liegt. Die Weichsel war hier nur höchstens hundert Schritte breit; in wenig Augenblicken betrat ich preussischen Boden. Mir war wunderbarlich zu Muth; per tot varios casus sahe ich endlich nach einigen Jahren Abwesenheit den entferntesten Theil der vaterländischen Erde; wie mir das Herz schlug, wie meine

Brust wallte, wie alles gewaltsam mich erinnerte an die Freunde meiner Jugend! Nein, nein! es mag immerhin Menschen geben, die sich den egoistischen Satz zu eigen machen: *Ubi bene, ibi patria*; ich schlage mich nicht zu ihrer Partei, ich kehre den Satz um und spreche: *ubi patria, ibi bene!!* —

Berun ist das erste Städtchen in Schlesiensien, zwei kleine Meilen von der Gränze abgelegen, und dem Fürsten von Anhalt-Plöß gehörig, der in diesem Winkel Oberschlesiens seine trefflichen und reichen Herrschaften hat. Der Weg bis dahin führt über Ebenen und Anhöhen, und ist äußerst schlecht, obgleich seit mehreren Jahren königliche Befehle zur Verbesserung der Landstraße bekannt gemacht sind, und man auch wirklich, ohnweit der Gränze, einen kleinen Anfang damit gemacht hat, mit dem man aber nicht weiter kommt, weil die Nachlässigkeit zu groß, und die Aufmunterung zu unbedeutend ist. Was man höchstens gethan hat, ist, daß man hin und wieder Bäume an die Landstraße gesetzt hat, die den großen Weg von dem

Kleinen unterscheiden, wobei noch zum Ueberfluß
 Warnungstafeln angebracht sind, die jedem
 Fuhrmann bei Strafe verbieten, die Nebenwege
 zu fahren, ohnerachtet der Hauptweg ebenfalls
 nur für einen Nebenweg gehalten werden könnte.
 Berun selbst ist ein äußerst erbärmliches Loch
 mit ungepflasterren engen Straßen, wo man
 bei dem geringsten Regenwetter im Noth ersau-
 fen kann; mit kleinen hölzernen niedern Häu-
 fern, bewohnt von polnischen Bauern und ekel-
 haften Juden. Man hört hier selten ein deutsches
 Wort, sondern immer den häßlichen groben pol-
 nischen Dialekt, der höchst unangenehm ins Ohr
 fällt. Ich glaube nicht, daß es hier, außer
 den wenigen königlichen Accisebeamten, die sich
 in diesem Loche aufhalten müssen, noch zwei
 oder drei Menschen giebt, welche etwas von der
 deutschen Sprache verstehen. Wer in diesem
 Winkel nicht Polnisch kann, der kommt sehr
 schlecht weg, und muß sich der Juden als Dolmetscher bedienen. — Die Gegend um dieses
 Städtchen ist nicht ganz unangenehm, ohnerach-
 tet der größte Theil des Bodens aus Sand,

und, einige entfernte Anhöhen ausgenommen, aus einer weiten Ebene besteht, die nur durch die Karpathen, welche ihr Haupt in die Wolken erheben, begränzt wird. Der große Berunersee, der dicht vor der Stadt vorüberströmt, und eine mächtige Wasserfläche bildet, die auf der entgegengesetzten Seite einige romantische Anhöhen hervorspringen läßt, giebt der Gegend eine artige Mannigfaltigkeit. Dieser See hat einen beträchtlichen Umfang, und ist unstreitig einer der größten in Schlesien. Er ist sehr fischreich, und um ihn her findet man treffliche Garn- und Leinwandbleichen. Aus seinem Horizont erhebt sich der St. Clemensberg, eine der höchsten Anhöhen in dieser Gegend. Auf diesem Berge steht eine ansehnliche altgothische Kirche, dem heiligen Clemens geweiht. Ehrwürdig ist diese Kirche schon wegen ihres Alterthums, denn sie ist die erste, welche die Christen in dieser Gegend erbaut haben. Jetzt wird nur selten Gottesdienst darin gehalten; nur zu gewissen Zeiten sind Wallfahrtsstage bestimmt, an welchen sich alle Gläubigen aus dem katholi-

ſchen Schleſien und dem benachbarten Polen aufmachen, und dem Heiligen ihre Opfer und Gebete darbringen. Die Anſicht von dieſer Höhe auf die umliegende Gegend ſoll, der Lage nach, ſehr intereſſant ſeyn; allein ich weiß nicht, ob ſie Demjenigen genügen wird, der ſchon von höheren Bergen einen Ueberblick über einen Theil der ſchönen Erde genoß; wenigſtens läßt ſich auf dem Berunerdamme faſt das Nehrliche überſehen, was der St. Clemensberg anbietet, der doch, in Betracht der übrigen ſchleſiſchen Gebirge und ſeiner mächtigen Nachbarn, der Karpathen, nur ein kleiner, unbedeutender Hügel iſt.

Pleß, polniſch Przcyna, die Reſidenz des Fürſten von Anhalt-Pleß, liegt in einer zwar moräſtigen, aber doch ſehr romantiſchen Gegend, und iſt eine der ſchönſten unter den kleinen Städten Oberſchleſiens. Die Weiſſel, hier nur noch ein kleiner unbedeutender Bach, fließt nicht weit von der Stadt in einem tiefen Bette vorüber, und bildet hohe waldigte Ufer. Die Stadt ſelbſt hat ſchöne, gerade und breite

Strassen, meistens wohlgebaute Häuser, einen trefflichen Marktplatz und ein schönes, obgleich nicht prächtiges Schloß mit herrlichen weitläufigen Gartenanlagen, die für jeden Einwohner zum täglichen Vergnügen offen stehen. Alle die großen Verbesserungen, welche sowohl die Stadt selbst, als auch die ganze Herrschaft in den letztern Jahren erfahren hat, verdankt sie der unermüdeten Thätigkeit und Sorgfalt des verstorbenen Fürsten, Friedrich Erdmann, Vatersbruder des regierenden Fürsten von Anhalt-Köthen, der vor der Revolution in französischen Diensten stand, nach dem Ausbruche derselben aber seinem eigentlichen Lehnsherrn Arm und Kopf darbot, und lange Zeit als ein sehr würdiges Mitglied des preussischen Militairstaats betrachtet wurde. In seinen spätern Jahren verwechselte er die Unruhen des Dienstes mit einer friedlichen Ruhe auf seinen Gütern, und zeigte sich seinen Unterthanen als ein liebevoller Vater, erließ ihnen mehrere Lasten, und verminderte das Schreckliche ihrer Lage auf eine sehr edle Art. Dennoch fand er Undank und Ber-

rath unter den wilden Menschen, über die ihn das Schicksal zum Herrn gesetzt hatte. Im Jahr 1781 empörte sich ein Theil seiner Unterthanen sowohl gegen seine Gutsheerrschaft, als auch gegen den Fürsten selbst. Mit vielem Frevel wurde ihm der Gehorsam aufgekündigt, und man machte sich bereit, eine gesetzlose Freiheitschwärmerei zu behaupten. Dzuba, ein unternehmender Kopf, listig, gewandt, verschlagen, der sich Gondas und Pugatschew's Leben zum Muster nahm, stellte sich an die Spitze der Aufrührer, überfiel einige wehrlose Dorfschaften, plünderte und mordete, was sich ihm in den Weg stellte. Der Fürst versuchte anfangs den Weg der Güte, da das aber nichts half, so rief er den König zum Beistande auf. Auf dessen Befehl erschien nun der brave General Werner mit einem Theil seiner Husaren, trieb die Aufrührer zu Paaren, stellte die Ruhe in Oberschlesien, das schon größtentheils für die wilde Kotte gestimmt war, wieder her, und brachte alles wieder in die alte Ordnung. — Der Fürst blieb noch bis diesen Augenblick mild

und gütig, verschonte, wo es möglich war, und strafte nur mäßig, wo an keine Schonung gedacht werden konnte. Dieser edle Mann that auch noch in der Folge, was an ihm lag, um seine irregeleiteten Unterthanen glücklich zu machen. Unter seiner Herrschaft leben die Menschen im Durchschnitt weit glücklicher, als unter den übrigen oberschlesischen Ständen. Manche Last hat er ihnen vom Halse genommen, manches Unrecht seiner Vorfahren wieder gut gemacht, und ihnen manche Vergünstigung ertheilt, welche die Uebrigen nicht haben. Daß er nicht die Leibeigenschaft ganz aufhob, kann ihm wohl nicht zum Vorwurf gemacht werden; denn diese wilde, rohe, unmoralische Menschenklasse, seit Jahrhunderten an sklavische Behandlung gewöhnt, muß höchstens nur sehr langsam zum Genuß derjenigen Freiheit geleitet werden, die ihr die Staatsgesetze garantieren; eine schnelle Umänderung der Dinge würde für den gebenden und nehmenden Theil von den schrecklichsten Folgen seyn. Auch mußte er wohl der Nothwendigkeit nachgeben, da sonst bei einer auffal-

lenden Veränderung alle übrigen Landstände gegen ihn aufgestanden wären, und so lange geschrieen hätten, bis alles wieder in den alten Zustand zurückgesetzt worden wäre. Man sieht das zur Genüge an dem Benehmen dieser egoistischen Menschen gegen den jetzt regierenden Fürsten. Dieser liebenswürdige junge Prinz folgt nicht allein dem edlen Beispiel seines Vaters nach, sondern thut noch mehr als dieser. Er hat von seinem Hofe alle die alte französische steife Etikette verbannt, der sein Vater noch huldigte; überall zeigt er sich als den humansten Menschen, der auch mit dem geringsten Bürger freundlich und herablassend ist, der keinem Adlichen einen großen Vorrang verstattet, der kenntnißreiche Bürger hervorzieht, sie seines Umgangs würdigt, und alles thut, um wo möglich die alten längst vergessenen Verhältnisse des Menschen zum Menschen wieder zu erheben. Alle seine Anstalten gehen dahin, dem Bürger den nehmlichen Genuß zu gestatten, den sonst nur der Adliche sich ausschließungsweise zueignete. In seiner Fasanerie hat er mehrere An-

lagen zum gefelligen Vergnügen gemacht. Hier giebt er kleine Feste, zu denen er mehrere Bürger des Städtchens einladet; hier legt er ganz den Fürstenprunk ab, und behält nur den lebenswürdigen Menschen, der sich herzlich freut, wenn alles um ihn her laut frohlockt; hier ist jede ängstliche Pedanterie, jede höfische Streifheit verbannt; hier tanzt der Fürst mit dem Bürgermädchen, oder unterhält sich mit einem Einwohner der Stadt von seinen Arbeiten und seinen Einnahmen. Seine beträchtlichen Einkünfte, die sich jährlich auf achtzigtausend Thaler belaufen, verwendet er größtentheils zum Behuf des allgemeinen Besten; er unterstützt den redlichen Bürger, muntert ihn bei seinen Arbeiten auf, und gewährt dem Bauer Erholung und Ruhe. Schon sein Aeußeres gewinnt ihm alle Herzen; der biedre wohlmeinende Menschenfreund lächelt aus seinem Auge; auch nicht ein Fünkchen Stolz leuchtet aus seinem Betragen hervor; er liebt Gesellschaften, aber sie müssen froh seyn, wenn sie ihm gefallen sollen; kurz, er ist der humanste Mensch, der vielleicht

je an der Spitze einer Regierung stand. Aber bei allen seinen Edeltthaten rümpft der umliegende Adel die Nase; selbst die sogenannten bürgerlichen Honoratioren der Stadt legen ihm seine Freundlichkeit gegen den gemeinen Bürger zur Last. Da ist unter andern ein gewisser Herr S**, ein guter Klavierspieler; dabei aber auch der aufgeblasenste Egoist, den man nur sehen kann; dieser Mensch hat schon mehrermahl versucht, den Fürsten umzustimmen; allein er ist mit einer langen Nase abgeführt worden, und nun tadelt er das Betragen des Fürsten auf alle erdenkliche Weise. Zum Glück richtet sich Niemand nach seinem Geschwätz; denn es giebt auch noch Menschen; selbst Adliche, welche die edle Humanität des Fürsten schätzen, und selbst das Ihrige dazu beitragen, um der Absicht des edlen Mannes zu entsprechen.

In der Stadt Pleß sind wenig Menschen, die nicht ihr hinlängliches Auskommen haben solten; sie beschäftigen sich mit allerhand Gewerben, und leben glücklich und zufrieden. In ihren Wohnungen herrscht Reinlichkeit und Ord-

nung. Der größte Theil derselben ist deutsch, und daher hört man hier auch sehr selten, außer an den Markttagen von dem Landvolke, den polnischen Dialekt. Unter den Einwohnern giebt es viele Lutheraner, die auch eine eigene schöne Kirche auf dem Markte haben, der jedoch der Thurm fehlt. Die große katholische Pfarrkirche wird hauptsächlich von dem benachbarten Landvolke besucht, das an den Sonntagen heerdenweise nach der Stadt strömt, und in ihrer auffallenden wunderlichen Kleidung für den ungewohnten Fremden sehr frappant ist. Das Schloß erscheint als ein regelmäßiges Viereck mit zwei Flügeln, und hat einige sehr schöne und große Zimmer, die mit fürstlicher Pracht meublirt sind. Der Marstall des Fürsten enthält mehrere vortrefliche Pferderacen, worauf besonders der vorige Fürst viel Geld verwandt hat. Ueberhaupt sind die plessischen Stutereien mit zu den schönsten des Landes zu rechnen, und es wird daselbst ein sehr schöner Schlag von Pferden gezogen. Der Garten ist groß, und nach englischer Art eingerichtet. Allenthalben findet

man eine mannigfaltige Abwechslung, und Bauer und Bürger vergnügen sich darin, ohne sich weiter an den Fürsten zu kehren, von dem sie überzeugt sind, daß er ihre Freude gerne sieht. Zu dem Schlosse führt aus dem Garten, der übrigens ganz offen ist, eine prächtige Allee. Die Fasanerie liegt außerhalb der Stadt, und wird durch die Verschönerungen des jezigen Fürsten sehr bald eine der interessantesten Parthien in Oberschlesien werden. Schon jetzt weilt man mit Vergnügen in der herrlichen prachtvollen Natur, die, durch die Kunst verschönert, zu den mannigfaltigsten Genüssen einladet.

Die Herrschaft Pleß enthält, nach meinen darüber eingezogenen Nachrichten, nebst den neu hinzugekommenen Gütern, einen Flächenraum von ohngefähr zwanzig Meilen. Sie besteht größtentheils aus Sumpfland und großen reichhaltigen Waldungen. Doch findet man auch trefflichen Kornboden, und es wird so viel angebaut, daß die Einwohner nicht allein zu ihrem Bedarf hinlänglich haben, sondern auch noch zu dem ober-schlesischen Getreidehandel das Ihrige

beitragen können. Man kann hier ungefähr das sechste Korn rechnen; ein Gewinn, der bei der langen Vernachlässigung des Bodens sowohl, als bei der im Durchschnitt wenigen Güte desselben, immer ansehnlich genug ist. Die fürstlichen Forsten sind sehr groß, und schenken eine reiche Ausbeute von allerhand schönen Holzungen. Sie wimmeln von Wildpret aller Art, und sind, um den Schaden auf den Aekern zu verhüten, in einem Umfange von zwölf Meilen eingezäunt. Mitten durch diese großen Forsten zieht sich ein ansehnliches Steinkohlenbergwerk, das jetzt mit vielem Fleiße bebaut und auf mancherlei Weise benutzt wird. Zu den großen Eisenwerken, die in ganz Oberschlesien angelegt sind, liefert dieses Bergwerk einen reichen Beitrag. Auch werden fast überall, zur Ersparung des Holzbedarfs, mit diesem Mineral die Zimmer geheizt. Zu diesem Behuf findet man hier sehr häufig die gegossenen eisernen Defen, die wenig Platz wegnehmen, und doch ihrem Zweck mehr nahe kommen, als die andern. Diese Defen werden ohne große Umstände geheizt, und jeder Ein-

wohner kann sich seine Stube so warm und so temperirt machen, als er selbst will. Eine eiserne Röhre führt den Rauch in die große Feueresse, und man empfindet, bei einiger Gewohnheit, von dem Steinkohlendampf nicht die geringste Unbequemlichkeit. Es giebt auch Leute, die bei diesem Mineral ihre Speisen kochen, gewöhnlich aber bekommt denn das Essen einen widerlichen schweflichten Geschmack. — Dieses Steinkohlenwerk giebt eine sehr reiche Ausbeute; man steigt auf angelegten Leitern mehrere Lachtern tief hinab, und der Anblick der schwarzen, von den Lichtern erhellten glänzenden Mauer macht einen furchtbaren Anblick. Das Hinunter- und Heraufsteigen ist gewissermaßen gefährlich, indem man sich mit den Händen festhalten muß, um keinen unsichern Tritt zu thun, und so unausbleiblich in die Tiefe zu stürzen. Das Mineral ist nicht überall gleich reichhaltig, im Ganzen aber sind diese Steinkohlenflötze vor der Hand noch unerschöpflich. Auf dem Rücken dieses Gebirges erhebt sich ein hoher beholzter Hügel, von dem die Einwohner mancherlei Sa:

gen haben. Sie nennen ihn Oscheki, und geben vor, es sei eine alte Stadt, die von den Tartarn verwüstet worden ist. Diese Sage hat indessen wenig Grund für sich, denn gegenwärtig ist auch nicht das geringste Ueberbleibsel vorhanden, das diese Vermuthung bestätigen sollte. Nur ganz alte Leute wollen sich noch erinnern, daselbst einige Trümmern von Mauernwerk in ihrer Jugend vorgefunden zu haben, und auf deren Aussage gründet sich die allgemeine Meinung. — Uebrigens so gehören zu der Herrschaft Pleß vier oder fünf Städte, und etwa hundert kleine und große Dorfschaften, Borwerke und Kolonien. Der verstorbene Fürst hat durch seine weisen Anstalten der Volksvermehrung in seinem kleinen Staat merklich aufgeholfen. Alles, was er unternahm, hatte den edlen Endzweck, diesen verwüsteten verwilderten Winkel zu heben, und ihn den übrigen Provinzen des preussischen Reichs gleich zu machen. Daher seine trefflichen Anlagen, die er mit ungemeynen Kosten zu Stande brachte und unterstützte. Die größte Ehre machen ihm die An-

lagen der beiden deutschen Kolonien, Alt- und Neu-Anhalt, nahe bei Pleß, die meistens aus Webern bestehen, welche treffliche Arbeiten liefern, die ihnen der Fürst um einen sehr guten Preis, bei dem sie bestehen können, abnimmt, und den Absatz derselben weiter befördert, zu welchem Ende eine eigene Verwaltung niedergesetzt ist, die das Alles betreiben muß. Auch mehrere Fabriken verdanken ihm ihre Entstehung. Die Eisenwerke sind in dem trefflichsten Zustande von der Welt, und werden mit einer Sorgfalt und einem Eifer betrieben, der auf alles raffinirt, was zur Vervollkommnung derselben dienen kann. Die schöne Tuchmanufaktur in Pleße beschäftigt eine Menge Hände, und liefert Tücher, die sowohl an Güte, als an Feinheit auf den ersten Rang unter den schlesischen Tüchern Anspruch machen können. Man treibt damit einen ansehnlichen Tauschhandel nach Gallizien und dem benachbarten Polen, der für den Fürsten einen beträchtlichen Gewinn abwirft. Eben so ist die Glasfabrik in dem trefflichsten Zustande. Hier werden Gläser gear-

beitet, die sowohl an Feinheit der Masse, als auch an Schönheit der Form, allgemeinen Beifall verdienen. Auch die schöne Wachsbleiche bei Pleße, so wie die Garn- und Leinwandbleichen beim St. Clemensberge und bei Berun, verdienen, ihrer Einrichtung und der guten Ordnung wegen, worin sie erhalten werden, allgemeines Lob. Ueberhaupt muß man es beim flüchtigsten Blicke übersehen, daß die Landeskultur sowohl, als die Veredlung der Kunstprodukte in der Herrschaft Pleße mit weit mehr Eifer und Sorgfalt betrieben werden, als es bisher in den meisten benachbarten Herrschaften geschah, die gewöhnlich nur darauf denken, wie sie recht methodisch ihre Unterthanen schinden, und ihren Reichthum anhäufen können, aber auf gemeinnützige Anstalten noch wenig oder fast gar keine Aufmerksamkeit verwenden.

Unter der Menge von Menschen, die ich in Pleße kennen lernte, und die mir den Aufenthalt daselbst sehr angenehm versüßten, stante ich dem biedern Justizrath Schuß, dem edlen Major von Rapphengst, und dem guten bies-

dern Lieutenant von Erichson meinen herzlichsten Dank ab. Diesen braven Männern bin ich so manches Vergnügen schuldig geblieben, das ich in ihrer Gesellschaft genoß; besonders that der gute, biederherzige Erichson alles, was in seinen Kräften stand, um mir seine Freundschaft, seine Brudertiebe zu beweisen. Mit ihm habe ich einen Freundschaftsbund gestiftet, der auch in der Entfernung nicht aufhören wird; als Brüder sind wir von einander geschieden. Hier ward mein Glaube an gute Menschen wieder befestigt, der vorher durch allerhand widrige Unfälle so ziemlich wankend geworden war. Ich sahe hier einen edlen Fürsten, der durch sein Beispiel zur Nachfolge anfeuerte; und freundlich schlossen sich einige gute Seelen an den unbekanntnen Fremdling an! Ich bin es meinem Herzen schuldig, ihnen öffentlich den Dank abzustatten, den sie mündlich nicht annehmen wolten. Sie haben mich freundschaftlich und ohne Stolz aufgenommen, und mich nie den Abstand zwischen dem Bürger und dem Edelmann fühlen lassen, wie man doch hier sonst so gerne thut! —

Von hier ging ich auf ^ABoßlau, der sogenannten Hauptstadt, einer kleinen Minderherrschaft gleiches Namens, die gegenwärtig dem Grafen von Strachwitz gehört. Ueber die Stadt ist auf der Welt nichts sagen; sie ist klein, schmutzig und ungepflastert; der fette Lehmboden, worauf sie liegt, verursacht beim geringsten Regenwetter einen Koth, daß man nicht durchkommen kann. Einige Häuser auf dem sogenannten Ringe sind massiv, die übrigen sind von Holz. Das Rathhaus ist zusammengestürzt, und bildet eine schauerhafte Ruine. Das Schloß ist eine schöne Antike, mit einigen recht artigen Zimmern, aber äußerst schlecht meublirt. Der Garten kommt nicht in Anschlag. Das hier befindliche Dominikanerkloster wird von zehn oder zwölf Mönchen bewohnt, unter denen es ein paar recht heldenkende Köpfe giebt. Die Kirche hat keinen Werth, und befindet sich in dem armseligsten Zustande von der Welt. Eben so steht es mit der Pfarrkirche, die jedoch etwas mehr Schönheiten aufzuweisen hat. An derselben steht ein Pfarrer,

Namens Cupillas, und ein Kaplan, der sich Lamprecht nennt. Der Herr Pfarrer liegt mit seinen Kirchenkindern in einem ewigen Proceß, weil er seine fleischlichen Begierden nicht zu zähmen weiß, und hin und wieder etwas zu stark — in Familien eindringt, besonders wo es hübsche Weiber und Mädchen giebt, wo denn oft das Fleisch über den Geist siegt. Man erzählt sich hier skandalöse Geschichten von diesem Manne Gottes, und die ganze Gegend ist voll davon. Auch hat man schon mehreremal auf seine Absetzung angetragen, allein er besitzt gewisse Kniffe, wodurch er die Anträge seiner Feinde zu Schanden zu machen weiß, und erhält sich noch immer in Amt und Würden. Const ist er in Gesellschaften ein jovialischer Mann, der kein Vergnügen mitzumachen verschmäht, und eine Gesellschaft recht lustig unterhalten kann. Der größte Theil der Einwohner dieses Städtchens ist dumm-katholisch, und dem abscheulichsten Aberglauben ergeben. Sie beschäftigen sich entweder mit dem Landbau, oder mit andern Gewerben. Die Juden trei-

ben hier einen ansehnlichen Handel, besonders mit ungarischen Weinen, die sie, trotz der angestellten Gränzzäger, über die Gränze zu schleichen wissen, ohne den Impost dafür zu bezahlen. Werden sie einmal ertappt, so verlieren sie freilich ansehnlich; allein sie scheinen so etwas nicht sehr zu befürchten, denn ich habe sie oft sagen hören, daß die neue Einrichtung mit den Gränzzägern die Contrebande mehr beschütze, als unterdrücke, indem diese Leute für Geld und gute Worte manchmal ein Auge zuzudrücken verstanden.

Der Standesherr selbst residirt nicht hier, sondern auf einem alten Familiengute, das acht Meilen von hier entfernt ist. Nur zuweilen besucht er auf einige Wochen seine Hauptstadt, und läßt sich dann von Allen, die es wollen, die Cour machen. — Da ich nichts Gutes von ihm sagen kann, so schweige ich lieber; nach Art aller Menschen seines Gelichters, hat ein Junkerchen mehr Werth bei ihm, als ein geschauter Bürger. Sein Sohn und künftiger Nachfolger in der Herrschaft ist ein junger

Mensch, mit einem guten ehrlichen Herzen, hat aber nicht viel gelernt. Bei der Abwesenheit des Standesherrn verwaltet ein Inspektor die ökonomischen Angelegenheiten der Herrschaft; ein Mann, der ganz in den Geist seines Herrn einschlägt; der zwar mit strenger Gewissenhaftigkeit seine Pflicht thut, sonst aber auch recht kanibalische Grundsätze hat. Er kennt kein Fünkchen Menschlichkeit, und geht mit den armen Unterthanen so barbarisch um, als es nur immer die Geseze erlauben. In seinem ganzen Wesen herrscht eine gewisse Rauheit, die eine Folge seines Geschäftes ist. In seinem Zimmer hängen ein paar Duzend Kantschuhe; diese werden unter die Unteraufseher vertheilt, und man sieht auf dem Felde meistens Jungen, die mit ihrer Peitsche ohne Ursache auf die armen Tagewerker losschlagen. So geht es hier, so geht es überall in Oberschlesien, ohnerachtet der wiederholten kaiserlichen und königlichen Verordnungen. Der Geist der Despotie unterdrückt alles Menschengefühl; der Niedere bildet sich nach dem Vorgesetzten, und überall sieht man große und kleine Tyrannen.

Ich würde dieses Städtchen sogleich verlassen haben, hätte ich hier nicht so viele treffliche Menschen beisammen gefunden, die mich mit wahrer Herzlichkeit in ihre Mitte aufnahmen, und mir wochenlang die frohesten Tage verschafften. Der brave Rittmeister Heydebrandt, der wahre Rittmeister Osiecky, die guten Kaufleute Ponicer und Beer, und mein biederer unvergeßlicher Justitiarius Ritter — das alles sind Menschen, deren ich nie ohne die innigste Rührung, ohne die herzlichste Theilnahme gedenken werde. Diesen guten Menschen verdanke ich Frohsinn und jene sanften Gefühle für häusliches Glück in kleinen Familienzirkeln, die mir seit dieser Zeit so wünschenswerth erschienen sind. Eine musterhafte Einigkeit herrscht unter diesem trefflichen Zirkel, und bald war ich ein Mitglied desselben. Vielleicht noch lange wäre ich es geblieben, hätte sich nicht ein falscher, treulofer Mensch eingeschlichen, der mir für inniges Zutrauen Verrath gab, und mir den Aufenthalt in diesem Städtchen am Ende so zuwider machte, als er mir anfangs ange-

nehm gewesen war. Ich nenne den Namen dieses Heuchlers nicht; er wird sich fühlen, wenn er dieses liest, und beschämt schweigen! Verziehen sei ihm die Behandlung gegen mich, so unmoralisch sie auch war; aber vergessen kann ich sie ihm nicht, besonders da ich durch dieselbe einen Jugendfreund, den braven, gutmüthigen, obgleich leichtsinnigen S** verlor, der sich durch die Ueberredungen dieses Menschen hinreißen ließ, und mir seine Freundschaft entriß. Guter Mensch, ich weiß, du hast mich noch immer lieb behalten, obgleich du dich von mir entfernest! Auch ich liebe dich noch; und wenn wir uns einmal in einer andern Gegend wieder sehen sollten, so wird der alte Groll von uns beiden vergessen seyn, und wir werden uns brüderlich begrüßen! —

Ehe dieser Mensch sich in unsern Zirkel drängte, waren wir ein Herz und eine Seele. Wir errichteten ein kleines Privattheater, und gaben dem umliegenden Adel und andern rechtlichen Leuten zuweilen kleine Vorstellungen. So wurden hinter einander der Herbsttag, Sieg-

fried von Lindenberg, die Mündel, die Erbschleicher und andere Stücke gegeben, und der benachbarte Adel, der ohnehin zu den Bessern in Oberchlesien gerechnet werden kann, trug uns für die ihnen gemachten Vergnügungen auf den Händen. Nach der Vorstellung ward gewöhnlich ein Ball gegeben, und hier fiel jeder Unterschied des Standes weg, und Menschen lebten unter Menschen gesellig und vergnügt bei einander. Wie manches lebenswürdige Mädchen lernte ich hier kennen; wie mancher brave Mensch schloß sich hier an mich an! Ach, es waren schöne Tage! ich werde sie nie, nie vergessen! Hier wurde ich wirklich an alle dem irre, was ich sonst nachtheiliges vom oberschlesischen Adel gehört hatte. Gewöhnlich war er mir als roh und ungebildet geschildert worden, und ich fand sehr gebildete Leute unter demselben. Der brave Landeshauptmann von Strachwicz mit seiner trefflichen Familie hat mir manchen frohen Tag gemacht — ein Mann ohne Stolz, ohne Dünkel, voll warmen Eifers für das Gute, voll Gefühl für Freund-

schaft und Geselligkeit! — Ihm gleich kam an Biederherzigkeit und herzlicher Freundschaft der redliche Hauptmann von Dresler mit seiner sehr gebildeten und wissenschaftlichen Gattin. Diese Familie ließ mir die freundschaftlichste Aufnahme angedeihen, und oft habe ich mehrere Tage nach einander in ihrem Hause in der vergnügtesten Stimmung zugebracht. Auch dem rohen, wilden, aber ehrlichen und gutmüthigen Herrn von Kalkstein bin ich Dank für manche frohe Stunde schuldig, die ich in seinem Hause verlebt habe. Freilich giebt es hier auch Edelleute, die einen verdammt steifen und pedantischen Ton annehmen, und nicht wußten, ob sie uns die Ehre ihres Zuspruchs geben sollten, oder nicht; sobald wir das aber merkten, schlossen wir sie stillschweigend von unsern geselligen Freuden aus, und ließen sie auf ihren Gütern ihre Ahnenbilder angähnen, und für ihre Bauern neue Lasten erdenken. Wenn sie das wahrnahmen, erschienen sie ohne große Aufforderung, und waren um den Finger zu wickeln. Zuweilen haben wir uns in der Stille über die

Karikaturen recht lustig gemacht, die uns von dieser Seite aufstiehen.

Einige hundert Schritte hinter Loßlau liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe die kleine deutsche Kolonie Dyrngrund. Man genießt von hier einer trefflichen Ansicht der benachbarten Gegend, und das schmutzige Städtchen nimme sich von dieser Seite recht artig aus. Die Kolonie selbst hat nichts bemerkenswerthes, außer daß mehrere Adliche hier kleine Häuser besitzen, worauf sie vegetiren. Die evangelische Kirche bedarf nothwendig einer Verbesserung, wenn sie nicht in kurzer Zeit zusammenstürzen soll; denn sie ist nur von Fachwerk erbaut, inwendig aber recht artig. Indessen scheint die Grundherrschaft nichts darauf verwenden zu wollen; und wer auf der Kolonie bequem und trocken wohnen will, muß sich selbst Rath zu schaffen suchen. Der Prediger an der hiesigen Kirche, ein Pastor Naglo, ist ein guter, freundlicher, gefälliger Mann, der ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter, und ein braver praktischer Volkslehrer ist. Auch bei ihm habe ich frohe Stun-

den genossen; und ich danke ihm herzlich dafür! Sein Andenken bleibt mir ewig werth, und es wäre mein sehnlicher Wunsch, daß er sich auch meiner mit all der herzlichsten Freundschaft erinnern möchte, die ich immer für ihn behalten werde! — Und nun valete, ihr biedern Freunde, die ich in dieser kleinen Stadt und in der ganzen benachbarten Gegend zurückgelassen habe! Wiedersehen werde ich wohl Keinen von Euch in meinem Leben; aber ich werde Euch deshalb nicht vergessen, und dieß kleine Denkmal bin ich Eurer redlichen, uneigennütigen Freundschaft schuldig.

Von Loslau aus machte ich verschiedene Ausflüchte in die nachbarliche Gegend, unter andern auch nach Teschen, Troppau und andern Städten, von denen ich Dir hier eine oberflächliche Ansicht gebe. Sorau liegt zwei Meilen von Loslau, in einer erhabenen Gegend, und gehört zu der Herrschaft des Fürsten von Anhalt-Pleß. Wenn ich den ganz artigen Ring ausnehme, der einige recht hübsche massive Häuser und ein gutes Rathhaus aufzuweisen hat, auch gewissermaßen gepflastert, so fehlt es sonst

den übrigen Straßen der Stadt nicht allein an Schönheit, sondern sogar an aller möglichen Erträglichkeit. Auch nicht ein einziges Haus findet man, das einen erfreulichen Anblick gewährt; alle Gebäude sind von Holz, schwarz und räuchrig. Die Straßen sind enge, ungepflastert und so schmutzig, daß man im Rothe stecken bleiben kann. Einige Häuser haben sogenannte Vorlauben, und es wäre zu wünschen, daß sie alle diese antike Bequemlichkeit hätten, so wäre wenigstens dem Straßengänger geholfen. Vor allen Häusern sieht man die ekelhaften Ausgüsse, die einen abscheulichen Anblick gewähren. Ich würde dieser Stadt nicht gedacht haben, wenn sie nicht wegen ihrer schönen Tuchmacherarbeiten einige Bekanntschaft verdiente. Die meisten Menschen beschäftigen sich mit der Verfertigung dieses Produkts, und treiben einen ansehnlichen Handel damit, indem sie weit und breit die oberschlesischen Jahrmärkte besuchen, und ihre nicht ganz schlechte Waare um einen sehr billigen Preis verkaufen. Feine Tücher werden hier wenig gemacht, denn der meiste

Vertrieb ist auf den Bedarf des Bauern berechnet, und dieser kann seine Tücher nicht bezahlen. Doch habe ich auch schon recht hübsche Mittelgattungen gefunden, die von dem kleinstädtischen Bürger zu seiner Sonntagskleidung gekauft werden. Die hier wohnenden Juden handeln mit Materialien und Weinen, und es sieht in ihren Häusern eben nicht sehr reinlich aus. Hin und wieder treiben auch einige Einwohner einen kleinen Handel mit Obst und Salz. Die Gegend umher ist nicht unangenehm.

Die Herrschaft Rybnik ist ein königliches Amt, und wird von einem angesezten Detonomen, der sich Oberamtmann nennt, bewirthschaftet. Ein großer Theil dieses Städtchens ist vor einigen Jahren niedergebrannt, durch königliche Verordnung aber wieder verschönert aufgebaut. Deshalb hat das Städtchen ein sehr modernes freundliches Ansehen, und die wenigen alten hölzernen Häuser nehmen von Jahr zu Jahr ab, und machen andern und bessern Gebäuden Platz. Gepflasterte Straßen

findet man außer dem Ringe auch noch wenige; doch ist die eine Seite für die Fußgänger erhaben und ziemlich trocken. Man weiß nicht, was man sieht, wenn man an eine Menge schwarzer Schmuzlöcher gewöhnt ist, und nun in die breite Straße des freundlichen Städtchens hineinfährt, und überall Wohlstand, Reinlichkeit und Thätigkeit bemerkt. Die schöne neuerbaute evangelische Kirche, und gleich hinter derselben das treffliche Schloß, fallen gleich beim Eingange in die Augen. In einem Theil des Schlosses wohnt der Oberamtmann mit seiner Familie, den übrigen Theil bewohnt eine Invalidenkompanie, die, unter der Aufsicht eines Majors, daselbst hauset. Die Anlagen im Schlosse sind allerliebste, allein sie werden gegenwärtig nicht benutzt, und verderben unter den Händen von Menschen, die damit nicht umzugehen wissen. Auch der schöne und große Garten verwildert von Jahr zu Jahr immer mehr. Die Kirche ist zwar klein, gewährt aber ein freundliches Ansehen, und ist für die unbedeutende evangelische Gemeinde groß genug.

Der hier angestellte Prediger Klaar ist ein praktischer Volkslehrer, der unweit mehr Gutes stiftet, als mancher deklamatorische Kanzelredner, der seine Phrasen auswendig lernt, und im Leben und Wandel gerade das Gegentheil von dem ist, was er lehrt. In seinem Privatums gange ist er ein freundlicher, gefälliger, edler Mann, der seinem Freunde gastfrei Herz und Küche öffnet, und redlich das Wenige theilt, was ihm sein kleines Einkommen übrig läßt; denn, beiläufig gesagt, ist die Besoldung der evangelischen Prediger in diesem polnischen Winkel äußerst schlecht; sie sind größtentheils auf eigenen Acker-ertrag angewiesen, und ein rechtlicher Mann schämt sich, von seinen armen Pfarrkindern die Gebühren einzufodern, wozu ihn die Geseze berechtigen; er behilft sich lieber, und erläßt da seine Foderung, wo er sieht, daß es Seufzer und Thränen kostet, ihn zu befriedigen. So machen es die Herren freilich nicht allenthalben; denn gewöhnlicherweise haben sie den Grundsatz: *pereat mundus, et nos fiat justitia!* Aber hier weichen die braven Prediger

sehr oft von dem Lieblingsprüche ihrer Herren Confratres ab, und ehren die Billigkeit mehr, als ihr Recht. So macht es auch der brave Prediger in Rybnik, daher wird der Mann nie Reichthum oder vielmehr Geldsäcke sammeln, aber ein Schatz wird ihm nicht entgehen, der ihn hoch, hoch über seines Gleichen erhebt — Bewußtseyn und Seelenruhe. — Dieses Glück genießt er denn auch jetzt schon; er lebt ruhig und zufrieden; und wenn ich meinen ehrlichen biederherzigen Freund im Kreise seiner guten Eltern, die er kindlich pflegt, sitzen sah, dann dacht' ich oft bei mir selbst: wie beneidenswerth das Loos dieses Edeln ist, den ein schönes Bewußtseyn durchs Leben leitet, indeß mehrere seiner Mitbrüder, mitten unter Geldsäcken, seufzen, und keine Ruhe finden, weil sie dieselbe dort suchen, wo sie nie, nie zu finden ist! — Volkslehrer zu seyn, ist ein hoher Beruf; Heil Dem, der sein Ziel nicht aus den Augen läßt! Eine unerschöpfliche Quelle von Freuden und Segnungen für sich und Andere kann er sich selbst eröffnen! Nur müßte der Staat auch

das Seinige dazu thun, daß dieser hohe Beruf nicht vereitelt würde. Hinweg mit allen den sogenannten Akzidentien, worauf dieser Stand angewiesen ist, mit Copulations-, Beicht-, Tauf- und Begräbnißgebühren! Diese Anweisungen machen den Prediger gewöhnlich hart gegen menschliches Leiden, und er muß es zum Theil werden, wenn er nicht hungern will! Sollen jene Gefälle durchaus entrichtet werden, so könnte sie ja der Staat einziehen, und dadurch nach und nach einen Fond zur bessern Besoldung der Geistlichkeit einrichten. Der Prediger muß schlechterdings einen fixen Gehalt genießen, der ihn für Nahrungsorgen sichert. Geldsacke darf er nicht aufhäufen, aber er muß so viel haben, daß er mit den Seinigen nicht zu darben nöthig hat. Nur in diesem Fall kann der Prediger Nutzen stiften, wenn er selbst will. Er hat, was er bedarf, mithin kann er überall als tröstender Freund, nicht als unerbittlicher Gläubiger, erscheinen! Der gemeine Mann wird sich ihm herzlicher nähern, weil er nicht fürchten darf, daß ihn diese Annäherung seinen

letzten Groschen kostet! Welch ein ungemeiner
 in die Augen fallender Vorthheil könnte hieraus
 erwachsen! Die Prediger würden sich nicht ein-
 ander den Rang ablaufen, um Beichtkinder zu
 gewinnen; nein, sie würden nicht nöthig haben,
 einen gleisnerischen Heuchelschild auszustekken,
 um dadurch irgend einen Gewinn zu erhaschen;
 sie würden brüderlich bei einander leben, und
 nicht einander heimlich verfolgen; sie würden
 und müßten Gutes thun, denn der Staat
 selbst hätte sie dazu verpflichtet. Wer dem An-
 dern seinen Trost, seinen Beistand versagte, weil
 er nichts durch ihn gewinnen kann, der müßte
 fort von seinem Amte, hinausgestossen aus dem
 ehrenvollen Posten, den er schändete; müßte die
 Strafe eines widerspenstigen Unterthans dulden,
 der gegen die Geseze sündigt. Ein paar Bei-
 spiele solcher Strenge würde die geistlichen Sün-
 der zurückschrecken, und die Bessern muthig ma-
 chen in ihrer Arbeit. Man würde mehr Thä-
 tigkeit sehen; denn ein Jeder müßte, wenn
 er auch nicht wollte! Man würde nach und
 nach die Heuchler, die Schwärmer, die Schein-

heiligen verbannen, auf die man ein genaues Auge haben mußte, und so würde es vielleicht möglich werden, daß dieser Stand zu seiner alten ursprünglichen Reinigkeit und Ehrwürdigkeit zurückkehren könnte, die er jetzt durch die Sünder und Pharisäer, die sich darin eingeschlichen haben, verloren hat. — Ist die Aeuferung Chimäre? Ich weiß es nicht; aber ich kann es nicht glauben! Warum solten wir nicht die Hoffnung fassen, daß ein in der positiven Welt so nothwendig gewordner Stand, der immer unter den Sündern und Thoren noch ehrenvolle Mitglieder aufweisen kann, seine moralische Tendenz wieder erhalten könnte, wozu er nach der ersten Einrichtung bestimmt war? Es ist hier nicht der Ort, alles dieses weitläufiger auseinander zu setzen; deshalb begnüge ich mich mit diesen kleinen hingeworfenen Bemerkungen. — Die katholische Kirche in Rybnik liegt außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe, welche die umliegende romantische, obgleich etwas sandigte Gegend beherrscht. Sie ist eine Art von Rotunda, hat aber nur einen kleinen

Umfang, und außer den gewöhnlichen Spielereien in den katholischen Gotteshäusern, nichts, was die Neugierde befriedigen kann. Die meisten Einwohner sprechen deutsch.

Frenstadt ist schon österreichisch, ein kleines Städtchen, das an der Olsa liegt. Dieser Fluß ist klein, aber reißend. Er entspringt in den Tetschnischen Gebirgen, in der Gegend des Passes von Jablunka, läuft einige Meilen weit fort, und verbindet sich in der Nähe des Städtchens Oderberg mit der hier noch kleinen Oder. So unbedeutend dieser Fluß auch gewöhnlich ist, so bedeutend wird er im Frühjahr, wenn der Schnee in den Gebirgen schmilzt, oder große Regen daselbst fallen. Dann strömt er mit rasender Gewalt einher, und richtet nicht selten in der umliegenden platten Gegend große Verwüstungen an. Das Städtchen mit der umliegenden Gegend ist eine Minderherrschaft, die einer ablichen Familie gehört. Es ist recht artig gebaut, und hat ein sehr hübsches Schloß. Die Einwohner treiben starke Weberarbeiten, womit sie die benachbarte Gegend, und selbst

einen Theil von Mähren und Oberschlesien versorgen.

Biliz ist eine Gränzstadt zwischen Schlesien und Gallizien. Sie giebt einem kleinen Fürstenthume den Namen, das mit der Herrschaft Pleße und dem Fürstenthum Teschen zusammengränzt. Franz der Erste erhob dies Ländchen zu dieser Würde, da es vorher nur eine Minderherrschaft gewesen war. Biliz selbst ist ein artiges, nettgebautes Städtchen, und hat meistentheils deutsche Einwohner, von denen sich der größte Theil mit der Verfertigung grober Tücher beschäftigt. Alle ihre Arbeiten werden in dem benachbarten polnischen Städtchen Biala abgesetzt, wo ein sehr ansehnlicher Commissionshandel nach Polen damit getrieben wird; deshalb ist der Handelsverkehr in diesem Städtchen nicht ganz unbedeutend, und man merkt es auch der Wohlhabenheit der Einwohner an, daß ihre Aussichten weiter, als auf den bloßen Ertrag ihres Feldes gehen. Bei dieser Stadt strömt die kleine Biala vorüber, die aus dem benachbarten Teschnergebirge ihren Ursprung

nimmt, und sich einige Meilen oberhalb der Stadt mit der Weichsel verbindet. Die Gegend umher ist, wie alle andere in dieser gebirgigten Landschaft, äußerst romantisch und mannigfaltig.

Leschen, die Hauptstadt eines Herzogthums gleichen Namens, das, eingeschlossen von mächtigen Gebirgen, dem Hause Oesterreich als eine schützende Vormauer, gegen die Unternehmungen Preußens auf Ungarn, dient, und das der Kaiser, wenn er sein ganzes übriges Schlesien aufopferte, vielleicht am hartnäckigsten vertheidigen würde, weil hier beiden Staaten eine natürliche Gränze gezogen ist. Es wird von Polen, Mähren, Ungarn und dem preussischen Oberschlesien begränzt, ist aber von allen diesen Ländern durch ein hohes majestätisches Gebirge abgesondert, das mit den Karpathen in Verbindung steht und die reizendsten Ansichten darbietet. In diesem Gebirge wohnen die Corallen, ein wildes, rohes, unkultivirtes Volk, das nur so viel Umgang mit dem benachbarten platten Lande unterhält, als es zu seinem Bedarf nö-

thig hat; aber seine eigenthümlichen Sitten, Lebensart und Sprache beibehält. Sie haben einen starken Körperbau, und ein furchtbar-wildes Ansehen. Von sittlicher Bildung wissen sie nicht viel; sie rauben und stehlen, und vertheidigen das Gestohlene mit aller erdenklichen Entschlossenheit. Sie kennen jeden Paß, jeden Schlupfwinkel im Gebirge, und sind daher auch schwer zu verfolgen. Sie wohnen entweder in kleinen, selbst erbauten Hütten, oder in Löchern in der Erde. Zu Hause beschäftigen sie sich mit der Jagd, ihrem einzigen und größten Nahrungszweige. Gegen Jeden, der sie aufsucht, sind sie wild, unfreundlich und ungesellig. Ehemals waren sie als starke Contrebandiers bekannt, und noch jetzt treiben sie, obgleich weit heimlicher, dieses Geschäft, seitdem man sie von allen Seiten eingeschränkt hat. Aber nur noch vor zwanzig Jahren drangen sie in großen Haufen, deren Anzahl mehrere Hundert ausmachte, in die preussischen Besitzungen mit ihren Contrebandewaaren, besonders mit Salz, ein, widersezten sich den ihnen sich entgegensel-

lenden königlichen Zollbedienten, mißhandelten, tödteten sogar viele, und brachten es endlich dahin, daß ganze militairische Corps auffizen mußten, um sie zur Ruhe zu verweisen. Jetzt hat man nichts mehr von ihnen zu befürchten, auch sieht man sie nur äußerst selten, und immer einzeln. Preußen und Oesterreich haben gemeinschaftliche Maßregeln genommen, die diese wilden Bergbewohner in ihre Schlupfwinkel zurükgescheycht, und sie unschädlich gemacht haben. — Die Hauptstadt Teschen ist ein zwar hin und wieder verfallener, aber noch immer ansehnlicher Ort. Rund um die Stadt her läuft eine Mauer nach alter Art. Die Straßen sind zum Theil recht hübsch, und hin und wieder sieht man einige moderne Gebäude, die neben alten halb verfallenen Wohnungen stehen. Das Schloß ist ein altgothisches Gebäude, berühmt wegen des im Jahr 1779 geschlossenen Friedens, wodurch der bairische Erbfolgekrieg sein Ende erreichte. In der Stadt selbst giebt es zwei Mönchsklöster, die recht hübsch erbaut sind. Die Pfarrkirche ist ein großes antikes

Gebäude, mit verschiedenen schönen Architekturen, Gemälden und andern alten Kunstfachen verziert. Aus dem ehemaligen Jesuiterkollegium ist jetzt eine treffliche Schulanstalt gemacht worden. Die Evangelischen haben hier eine sogenannte Gnadenkirche, aber beileibe nicht in der Stadt, das wäre Entheiligung des rechtgläubigen katholischen Gottesdienstes, sondern am äußersten Ende der Vorstadt, wo ihnen auch der Kaiser Joseph, der überhaupt alles das Gute bewirkte, was man noch im Oesterreichischen bemerkt, eine Schule anzulegen erlaubte. Uebrigens treibt die Stadt auch einen ansehnlichen Handel, besonders mit Wachs, Honig und Wein, Tuch, Wolle und Leder. Von den drei letzten Artikeln wird in der Stadt selbst ein ansehnlicher Theil verarbeitet und verfertigt; das übrige kommt aus Innerösterreich und geht von hier nach Polen. Man sieht es an mehreren Ueberbleibseln, daß Teschen ehemals einen weit größern Umfang, als heut zu Tage, gehabt haben muß; auch ist es zu glauben, daß das Schloß, welches jetzt auf einer Anhöhe außer-

halb derselben liegt, ehemals mit derselben in Verbindung gestanden hat; wenigstens sind die Vorstädte größer gewesen, als sie jetzt sind.

Ueber reizende Anhöhen, zum Theil aber auch über wilde Gebirgsstrecken, die in die Wolken hinanstarren, und sich dem Auge in ihrer ganzen schrecklichen Größe darstellen, kommt man zu dem reizend gelegenen Städtchen Jablunka, das einen Paß in die Karpathen und nach Ungarn öffnet. Diesen Paß beschützt hier ein Felsenschloß, und weiterhin die berühmte Jablunkerschanze. Das Städtchen selbst ist offen, und verdient der Bemerkung nicht. Aber die Gegend umher ist romantisch-wild, und bietet die mannigfaltigsten Abwechelungen dar. Ich gebe es gerne zu, was man behauptet, daß dieses Gebirge alle die Schönheiten nicht aufzuweisen hat, die man im Riesengebirge antreffen soll; aber wer deswegen kalt bei diesen Wundern der Natur vorübergehen wolte, der würde sehr unrecht thun. Mannigfaltig hat sich der Weltenschöpfer in der ganzen Natur offenbart, aber näher scheint man dem Urheber des Welt-

als zu seyn, wenn man von Bergen herab, deren Gipfel zuweilen die Wolken bedecken, auf das Wundermeer blickt, das sich zu unsern Füßen öffnet; um und neben sich Schrecken mit den mannigfaltigsten Schönheiten gepaart sieht, und die kolossalischen Mauern betrachtet, die himmelan starren, und in ihrer stolzen Ruhe aller Verheerungswuth der Menschen ein Ziel bieten! Und das ist hier der Fall; man darf in Wahrheit nicht weit suchen, um schöne Parthien aufzufinden, so wenig wie man Schreckensszenen, die sich überall unter den romantischen Herrlichkeiten von selbst darbieten, mit Mühe aufzusuchen braucht. Ich bin einige der um Jablunka liegenden Felsen erklettert; allein so romantisch-schön auch die Ansicht war, so genügte sie doch meiner Erwartung nicht, weil die sie umgebenden Felsen größtentheils von einer beträchtlichern Höhe waren. Doch genoß ich von einer dieser Anhöhen einer trefflichen Uebersicht eines Theils des schönen fruchtreichen Schlesiens. Gerne wäre ich tiefer in diese Wunderwerkstatt der Natur eingedrungen, hätte

ich nach meiner eigenen Willkühr verweilen könnte. Aber ich hing von Umständen außer mir ab, und diesen mußte ich nachgeben, und Verzicht thun auf eine nähere, vertraulichere Bekanntschaft mit diesen majestätischen Gebirgen.

Friedek heißt das Städtchen, in dessen Nähe, einem kleinen unbedeutenden Bache gleich, die nachher so schiffreiche Oder entspringt. Mitten in einem großen Walde, der zwischen zwei Dörfern liegt, nimmt sie an dem Fuße einer beträchtlichen Anhöhe ihren Ursprung, und läuft dann, der Länge nach, durch Schlesien, die Mark Brandenburg und Pommern hin, bildet bei Stettin einen großen See, strömt durch die beiden Haffe, und ergießt sich endlich in drei Armen in das baltische Meer. Dieser merkwürdige Strom wird schon ohnweit Rattibor schiffbar, wo er schon eine ansehnliche Breite gewinnt, und meistens hohe und sehr romantische Ufer bildet.

Troppau, die Hauptstadt des Fürstenthums gleichen Namens, das der Fürst von Lichtenstein, als Vasall des österreichischen Hofes,

beherrscht. Doch steht ein kleiner Theil dieses Fürstenthums, der diesseits der Oppa gelegen ist, unter preussischer Oberhoheit. So gehört das Schloß von Oderberg, nicht die Stadt, nebst Fultschin, Benneschau und andern Städtchen, zum preussischen Schlesien. Erst ohnweit Troppau, etwa in einer Entfernung von einer halben Meile, fängt mit der Hauptstadt das kaiserliche Gebiet an. Troppau selbst ist eine der schönsten und größten Städte in Oberschlesien; man findet hier einige Palläste, die in Berlin und Wien ihren Rang behaupten würden; die Straßen sind breit und ganz vortreflich gepflastert; überall sieht man herrliche, moderne Gebäude, und eine Menge trefflicher Kirchen. Die Stadt hat ihre gegenwärtige Verschönerung einer großen Feuersbrunst, die im August des Jahrs 1758 ausbrach, zu danken. An diesem schrecklichen Tage wurde fast die ganze Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt, und von ohngefähr sechshundert Häusern und einigen zwanzig Kirchen blieben nur höchstens hundert alte Gebäude und ein paar Kir-

chen von der wüthenden Flamme verschont. Maria Theresia, Josephs würdige Mutter, gab zum Wiederaufbau der Stadt ansehnliche Summen her, und aus dem rauchenden Aschenhügel trat nach und nach eine verschönerte Stadt hervor, wie sie gewiß in Oberschlesien nicht mehr angetroffen wird. Unter den neuern Kirchen zeichnet sich an Eleganz, Reichthum und Würde die ehemalige Jesuitenkirche aus, und das diesem Orden sonst so anklebende Berzierende und Bombastische fällt in diesem Gotteshause so ziemlich weg, ohnerachtet man nicht ganz darauf Verzicht gethan hat. Auch einige andere Kirchen und Klöster sind sehr artig, und enthalten manche Merkwürdigkeit, die einer nähern Aufmerksamkeit würdig wären, ohnerachtet ich mich, wegen mehrerer Verhinderungen, genöthigt sah, darauf zu renonciren. Die beiden Marktplätze, oder, wie man sie hier zu Lande nennt, Ringe, sind schön und groß, und prangen mit einer Menge schöner Gebäude. Das Schloß hat zwar einen ansehnlichen Umfang, will aber sonst nicht viel sagen. Die Buchhandlung, welche hier

erabliert ist, stellt eine Menge Romane aus der Wiener und Prager Fabrik aus, auch mehrere erbärmliche Nachdrücke der Spießischen, Isländischen, Schillerschen und Kozebueschen Schriften, sonst aber findet man von der neuen Literatur äußerst wenig, außer hin und wieder eine elende Apologie des Wiener Kabinets und der militairischen Unternehmungen desselben, die mit frecher Stirn die unverschämtesten Lügen verkündigt, und ein stinkendes Lob enthält, das selbst den Oesterreichern, diesen sonst so unwandelbaren Patrioten, zuwider ist. Zur Zeit der Messe, die hier zweimal des Jahrs gehalten wird, erscheinen Kaufleute aus allen andern Gegenden Oesterreichs und Preussens, und heerdenweise kommen dann die preussischen Schlesier herüber, um, trotz dem Verbot ihres Hofes, daselbst allerlei Fabrikwaren einzukaufen, die freilich nicht von größerm Werth als die preussischen, aber doch — ausländisch sind. Man schleicht sie in ansehnlicher Menge ins Land ein, und versteht es meisterlich, die Gränzjäger und herumvagierende Accisebeamte blind zu machen. Zu die-

ser Zeit kommen auch Buchhändler aus andern Gegenden Oesterreichs nach Troppau, und stellen ihre literarischen Waaren aus. Allein im Ganzen ist es Gassenkehricht aus der literarischen Welt; denn das meiste wirklich Schöne, wenigstens Lesbare, ist durch wiederholte Befehle des Hofes verboten worden. Es war gerade Neßzeit, als ich da war, und ich verweilte mich mehrere Stunden lang in den Buchläden; allein man findet nichts, das der Mühe des Aufhaltens werth wäre. Die Oesterreicher selbst fühlen das Drückende dieses Verbots: „Wir werden halter,“ sprechen sie, „nicht deshalb unserm Kaiser untreu werden, wenn er uns auch das dumme Geschmiere zu lesen erlaubt, das im Auslande gegen unsre Regierung fabrizirt wird. Wir bekommen doch wenigstens ein Einsehen in die Sache, und wissen, was dran ist, statt daß wir jetzt, da das Gute mit dem Schlechten zugleich verdammt ist, wie dumme Jungen da stehen, die sich nicht verantworten können, wenn's gilt!“ — So habe ich mehrere, und zwar sonst sehr wahre unbestechliche

Patrioten sprechen hören; und es ist auch nicht anders möglich, der herrschende Geistesdruck muß am Ende einen noch so regen Patriotismus kälter und bedächtlicher machen. An den unsinnigen faden Romanen, die Jahr aus Jahr ein in allen kaiserlichen Buchhandlungen erscheinen, und sich an Unsinn einander zu übertreffen suchen, kann ein vernünftiger Mensch unmöglich Geschmak finden. Und andere bessere Geistesgenüsse sind verboten. Schriften, die nur um ein haarbreit von der berühmten Politik des Wiener Kabinetts abweichen, sind verbannt; was sollen also Männer thun, die nicht in der Literatur zurückbleiben, sondern mit der Zeit mitgehen wollen? Sie müssen betrügen, und sich den Genuß heimlich zu verschaffen suchen, den ihnen eine wunderliche Fürstenlaune widerrechtlich verbietet. Es werden daher überall im Oesterreichischen Schriften gelesen, deren Verfasser, wenn er im Lande lebte, ohne Verantwortung zum Schiffsziehen auf der Donau verdammt werden würde — man findet hier das neue graue Ungeheuer, die Geißel,

die Schildwache, Poffelts Annalen und mehrere dergleichen Zeitschriften, die verschlungen werden, ob man sie gleich einander unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut. Und indeß man Schirachs erlaubtes politisches Journal, Girtanners und die Wiener Zeitschrift mit der gehörigen Verachtung brandmarkt, und des Lesens nicht einmal würdigt, fällt man begierig über die neuen Erscheinungen her, ärgert sich über den Trug der erhaltenen Berichte, lächelt über die öftern Uebertreibungen zum Vortheil des Republikanismus, mit dem es überhaupt nicht mehr recht fort will, und bleibt, trotz all den Aufrufungen, Bethuerungen und bezaubernden Ansichten, die man, wie in einer laterna magica, den Leuten beschauen läßt, was man vorher gewesen, ein wahrer österreichischer Patriot!

Der Kaiser sollte also immer den Leuten die Freiheit lassen, zu lesen, und allenfalls auch zu reden und zu schreiben, was sie immer wolten. Dadurch würde er keine Revolutionsgrundsätze befördern, so wenig wie er sie durch die ge-

genwärtigen Verbote verhindern kann. Mag doch ein Jeder von der Staatsverfassung, von König, Minister, Geistlichkeit und andern Ständen schwätzen, so viel er will, wir lächeln allenfalls darüber, wenn es witzig —, ärgern uns, wenn es dumm ist, aber wir werden wahrlich keine Proselyten seines Glaubens! In wenig Tagen ist das Neueste nicht mehr neu, und wir bleiben ruhig beim Alten. Das hat denn auch die preussische Regierung eingesehen, und der Press-, Schreib- und Denkkfreiheit die unwürdige drückende Fessel abgenommen. In allen Lesebibliotheken finden wir die ärgsten exaltirenden Schmähschriften; wir lesen sie, aber es fällt uns nicht ein, dem Verfasser unbedingt Recht zu geben, noch weniger ihn für einen Revolutionsprediger zu halten, der uns befehlen wird. Wir denken an keine Staatsumwandlung nach französischem Zuschnitt, und Friedrich Wilhelm sitzt ruhig, und von seinen Unterthanen geliebt, auf seinem Throne! Möchte es doch im Oesterreichischen auch bald so werden; aber die Thuguts, Hofmänn-

ner, Haschka's und Consorten mußten erst ihren Einfluß verlieren, wie bei uns die Wöllner und Bischofswerder. —

Das Theater zu Troppau ist ein kleines, aber nettes Gebäude, das recht artig eingerichtet ist. Ein gewisser Hornung, der mit seiner äußerst mittelmäßigen Gesellschaft diese Gegenden bereiset, hält sich hier einige Monate im Jahr auf, und giebt Schau-, Lust- und Trauerspiele, auch beliebte schifanederische Opern, die hier, wie überall, vermuthlich ihres großen Unsinns wegen, allgemeines Glück machen. Schon was ich von dieser Gesellschaft hörte, machte mich eben nicht neugierig, sie zu sehen, besonders da ich meine Zeit angenehmer in Gesellschaft der jovialischen, gutmüthigen und gastfreundlichen Troppauer hinbringen konnte. Ich habe hier sehr viel gute Menschen angetroffen, in deren Zirkel ich mich recht behaglich fand. Sind sie auch hin und wieder in der Geisteskultur einigermaßen zurück, so ersetzen sie diesen Mangel durch ein gefälliges Neukeres, und durch einen höchst angenehmen, interessanten Umgang.

Der in den kleinern Städten Oesterreichs herrschende Stolz fällt hier so ziemlich weg, und findet sich höchstens nur bei einigen vornehmern Familien, die sich höher dünken, als die übrigen, und ein gewisses nasenrumpfendes Nir annehmen. Die gebildete Bürgerklasse hingegen ist äußerst zuvorkommend und liebenswürdig in ihrem Betragen. Dem Anscheine nach ist hier bei den meisten Einwohnern ein gewisser Wohlstand herrschend, der sich überall äußert. Sie essen und leben gut; auch der gemeinste Bürger trinkt bei Tische seinen Oesterreicher Wein. Ihre Kleidung ist mehr luxuriös, als armselig-ökonomisch. Die Mädchen sind fast durchgängig von auffallender Schönheit, im Umgange gute harmlose Geschöpfe, die sich sehr gefällig und ohne die ängstliche Steifheit benehmen, die den preussischen kleinstädtischen Damen so eigen ist. Sie lieben Tanz, Gesang und freie Lebensart; zur Koketterie neigen sich besonders die verheiratheten jungen Damen ein wenig stark. Den Abwechselungen der Mode huldigen sie mit eben solcher Ergebenheit, als die ganze übrige Da-

menwelt. Auf den gesellschaftlichen Spaziergängen sieht man sie gewöhnlich mit lebhafter Freude umherhüpfen, und man wird selbst verleitet, allen Grillen gute Nacht zu sagen, wenn man sich von diesen harmlosen guten Geschöpfen umgeben sieht. Das Kropffartige bei den Männern und Weibern findet man hier weit weniger, als in Teschen und den übrigen Gebirgsgegenden; doch ist es auch hier bei manchem schönen Gesichte anzutreffen, aber es entstellt sie nicht, und die damit Behafteten wissen es auf gewisse Weise weniger bemerkbar zu machen. Das gemeine Volk ist der Bigotterie sehr ergeben; ein Fehler, den man auch allenfalls der vornehmern Klasse nicht mit Unrecht zur Last legen kann. Pfaffen sind daher in Menge vorhanden, und stehen noch immer im bedeutenden Ansehen. Sie drängen sich in Familien, und spielen oft den Ehetöufel mit glücklichem Erfolg. Wo man sie nicht duldet, da benutzen sie ihre geistlichen Waffen, und verstehen es meisterlich, Verdruß und Zwietracht zu befördern. Doch giebt es auch unter ihnen

einige kluge Köpfe, die sich den jesuitischen Grundsatz zu eigen gemacht haben: im Nothfall Alles zu scheinen, und nichts zu seyn! — Die Spaziergänge um und in der Nähe der Stadt sind von der einen Seite, besonders näher nach den Gebirgen hin, recht artig; vorzüglich empfehlen sich einige neue Anlagen, zum Beispiel: der fürstliche Garten und das Schießwerder. Von der preussischen Seite hingegen hat die Stadt eine größtentheils verwilderte und sandigte Gegend, welcher interessante Parthien gänzlich mangeln, daher man auch von dieser Seite nicht ohne Mißbehagen in Troppau einfährt, sich aber wohlthätig getäuscht findet, wenn man die andern Gegenden um die Stadt kennen lernt, wo Natur und Kunst alles gethan haben, um den dafür empfänglichen Bewohnern die reichsten und mannigfaltigsten Genüsse zu schenken.

Jägerndorf, ein Fürstenthum, das ebenfalls getheilt, und die Hälfte desselben im Frieden zu Breslau der Krone Preußen abgetreten ist, liegt längs der Mährischen Gränze, und

machte ehemals einen Theil des Fürstenthums
 Troppau aus. In der Folge aber wurde es
 davon abgerissen, und in ein eigenes Herzog-
 thum verwandelt, das seine besondere Fürsten
 aus dem Hause Teschen erhielt. Durch ein
 Testament des letzten Herzogs fiel dieses Für-
 stenthum dem Hause Brandenburg zu, und
 blieb einige dreißig Jahre unter dieser Herr-
 schaft. Nun brachen aber die böhmischen Un-
 ruhen aus; mit Genehmigung der Stände ward
 der unglückliche Churfürst Friedrich von der Pfalz
 zum Könige anerkannt, und Markgraf Georg
 von Brandenburg hielt es aus Staatsursachen
 für politisch-klug, sich in diesen mißlichen Han-
 del zu mischen, und auf die Seite des neuen
 böhmischen Königs, zum Nachtheil des österrei-
 chischen Hauses, zu treten. Der dreißigjährige
 Krieg setzte den Kaiser wieder in den Besitz von
 Böhmen. Friedrich von der Pfalz verlor nicht
 allein sein neues Königreich, sondern auch seine
 Erbländer, und Churfürst George von Bran-
 denburg fiel in die Reichsacht. Damals ward
 ihm auch das Fürstenthum Jägerndorf genom-

men, und der Fürst Lichtenstein ward Herr desselben. Man protestirte dagegen von brandenburgischer Seite eine lange Zeit, bis endlich die Streitigkeiten unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dahin beigelegt wurden, daß derselbe zum Schadenersatz für Jägerndorf den schwebischen Kreis in Niederschlesien erhielt. Dennoch aber blieb Jägerndorf ein beständiger Zankapfel, und die erste Ursache, die König Friedrich den Zweiten bewog, auf einige Distrikte von Schlesien Anspruch zu machen. Man wolte seine Ansprüche in Wien nicht anerkennen; aber als unwiderlegbaren Grund seiner Forderungen stellte er das Gewicht seiner Kanonen, und eine starke entschlossene Armee auf. Nach einem kurzen Kriege ließ man nicht nur seine Ansprüche gelten, sondern trat ihm sogar den größten Theil von Schlesien ab; denn Friedrich war Sieger, und legte die Artikel vor, unter denen er Frieden abschließen wolte. Und so ist es geblieben bis auf die gegenwärtige Zeit, obschon der Wiener Hof im siebenjährigen Kriege alle seine Kräfte aufbot, um Schlesien wieder zu gewin-

nen. Von Jägerndorf, dem eigentlichen Anspruchsdistrikt, erhielt der König jedoch nur einen Theil; das übrige blieb unter österreichischer Herrschaft. Die Hauptstadt gleiches Namens ist ein trauriges Nest, weder so groß, noch so hübsch gebaut als Troppau, ja es kann nicht einmal dem halbverödeten Teschen an die Seite gesetzt werden. An baarem Gelde scheint hier ein ansehnlicher Mangel zu seyn, denn ich konnte nicht einmal eine Banknote von funfzig Gulden eingewechselt bekommen. Auch ist der Verkehr mit dem benachbarten preussischen Schlesien fast ganz unbedeutend. Die Oppa, ein kleiner Fluß, der sich bei dem Städtchen Oderberg mit der Oder vereinigt, durchströmt diesen Ort, dem es übrigens an modernen Gebäuden und an vorzüglich schönen Kirchen gänzlich mangelt, ohnerachtet man nicht läugnen kann, daß hin und wieder ein Haus hervorschimmert, das einen modernern Geschmack verkündigt. Die Straßen sind schlecht gepflastert und kothigt; den Menschen sieht man hier nicht die Wohlhabenheit an, die man mit dem ersten Blick in Troppau

gewahr wird; auch sind sie ungeselliger, und mehr für den alten österreichischen Schlandrian eingenommen. Die Gegend umher ist vortreflich. —

Rattibor ist die Hauptstadt eines eigenen Fürstenthums gleichen Namens, das von Opeln, Teschen, Troppau und Pleße begrenzt wird. Dieses schöne Ländchen erkennt gegenwärtig nur den König als seinen Herrn; doch spricht man von einem Tauschvertrag, der zwischen dem Könige und dem Grafen von Pletzenberg stattfinden, und vermöge dessen die Herrschaft Rattibor dem Grafen gegen die ihm zugehörige Herrschaft Kosel zugestanden werden soll. Dieser Vertrag gründet sich auf das Projekt des preussischen Hofes, die Bestungswerke von Kosel weiter auszudehnen, und diesen Ort zu einem großen Waffenplatz zu machen. In dessen ist vor der Hand darüber noch nichts entschieden, und man debattirt hier über die Vor- und Nachtheile, die für die tauschenden Interessenten daraus entstehen. Rattibor ist unstreitig ein vortrefliches Land; der Boden selbst ist zwar

hin und wieder etwas sandigt, allein man darf ihn deswegen nicht für unfruchtbar halten, auch verwandelt er sich strichweise in schöne schwarze Erde, welche die reichhaltigsten Früchte liefert. Mit der Kultur desselben ist man einigermassen den übrigen benachbarten Herrschaften, Pleß etwa ausgenommen, vorgeeilt, und man findet hier schon trefflich angebaute Acker. Den reichhaltigsten Ertrag schenken indeß die gewaltigen, fast unverwüsthlichen Forsten, welche die schönsten Holzungen liefern, und mit großer Sorgfalt unterhalten werden. In denselben trifft man eine Menge wilder Thiere, die, der königlichen Forstverordnungen zufolge, mit großer Sorgfalt gehegt werden. Jedem Fremden ist es bei Bestrafung verboten, irgend ein Wild zu schießen, und selbst die Edelleute dürfen auf ihren Gütern nur zu gewissen Zeiten ihre Jagdgerechtigkeit ausüben. Dennoch klagt man seit kurzem sehr über Abnahme des Wildes. Die hiesigen Edelleute sind größtentheils leidenschaftliche Liebhaber der Hezjagd, und wenden an Hunde, die dazu brauchbar sind, ganz ansehnliche Summen.

Ich weiß verschiedene, die sechs bis zehn solcher Hunde halten, die ihnen Stück für Stück hundert, auch wohl mehrere Dukaten kosten. Was diese Bestien, die blos zum eigentlichen Vergnügen gehalten werden, verzehren, das läßt sich denken; indessen werden sie köstlicher verpflegt, als die armen unterthänigen Hausbedienten, denen man ihre elenden Nahrungsmittel auf alle Weise zu schmälern sucht, und lieber den Hunden den Ueberrest der herrschaftlichen Tafel überläßt, statt daß man die hinter den Stühlen stehenden halb ausgehungerten Gestalten dadurch erquicken könnte. Ueberhaupt habe ich an dem hiesigen Adel, der in und um Kattibor auf seinen Gütern wohnt, einen hohen Grad von Unbarmherzigkeit angetroffen. Man spricht viel von dem unmoralischen Verfahren der in dem sogenannten polnischen Winkel hausirenden Edelleute; und es ist wahr, daß diese Menschen größtentheils wilde Tyrannen sind, die allen kaiserlichen und königlichen Verordnungen, das Beste der Unterthanen betreffend, zum Trotz immer ihren alten Schlendrian beibehalten, und

dem armen lasttragenden Bauer kaum das liebe Leben übrig lassen; dafür aber sind es auch verwilderte, ungebildete Menschen, die in allen Kenntnissen fremd sind, und von moralischem Pflichtgefühl nichts wissen; Menschen, die von Jenen auf hohe Bildung Anspruch machenden mit stolzer Verachtung und Geringschätzung behandelt werden; aber wo sie sich von einer edlern Seite zeigen sollten, da treiben sie es toller, wie jene Halbwilden. Der Adel um Rattibor hat unstreitig Vorzüge vor dem um Loslau und in andern Gegenden; er ist kenntnißreicher und steht auf einer höhern Stufe der Cultur; wolte der Himmel, ich könnte auch sagen: er steht auf einer höhern Stufe der Moralität — aber das ist in Wahrheit nicht der Fall. Die armen Unterthanen sind solche geplagte lasttragende Thiere, daß man beinahe irre wird, ob man sich wirklich im preussischen Staate, oder noch in dem anarchischen Polen befindet. Schön sprechen können die Herren, das muß wahr seyn; wenn man sie hört, was sie alles über Menschenpflichten und gegenseitig-

gen Verhältnissen zu schwätzen verstehen, so sollte man Wunder denken, unter welche gutmüthige, wohldenkende Menschenklasse man gerathen ist. Aber man beobachte sie im Negligee, man bemerke ihren grobdummen Ahnenstolz, ihren egoistischen Geist, ihre verächtliche Behandlungsweise gegen Alle, welche ihrem Dünkel nach eine Stufe tiefer stehen, als sie; ihre ausgesuchte Veringschätzung jedes Bürgerlichen, der in ihrer Gesellschaft zu seyn das Unglück hat; selbst ihr stolzes beleidigendes Betragen gegen die ihnen untergeordnete Geistlichkeit; man sondere einmal den Schein von Wahrheit; man höre diese Menschen nicht blos, man sehe sie handeln; man bemerke, wie sie den armen Unterthanen, der tagtäglich für sie arbeiten muß, bis aufs Blut scheeren, und von ihren Inspektoren und Verwaltern scheeren lassen; man sehe, was sie alles treiben und thun, um ihre sogenannten Gerechtsame zu behaupten; wie sie in die Lärmtrompete stoßen, wenn itzgend ein menschlicher Befehl vom Hofe ihrer zügellosen Tyrannei Einhalt zu thun droht;

wie sie alles anwenden, um solche Befehle wieder zu entkräften; man beobachte den jammervollen Zustand, die ganze unglückliche Lage ihrer armen Bauern, die kaum das liebe Brod haben, indeß sich ihre übersättigten Herren mit Ananas herumwerfen, und die theuersten Früchte und Weine auf ihrer Tafel paradiren lassen — man sehe das Alles einmal unparteyisch und ohne alle andere Rücksicht an, und man wird erstaunen, daß diese Menschen, die so viel hohen Sinn für das Gute und Menschliche affectiren, als solche verworfene Heuchler erscheinen. Ich spreche nicht von Allen, denn es giebt Ausnahmen; und auch ich kenne einen Ehrenmann in dieser Gegend, der seinen eingebildeten stolzen Nachbarn, seiner Humanität und seiner Menschlichkeit wegen, ein Dorn im Auge ist; allein was macht das unter so vielen? Der größte Theil des hiesigen Adels ist wahrlich von mir nicht zu grell ausgemahlt; denn ich habe Gelegenheit gehabt, diese Menschen zu beobachten; ich habe sie in ihrem Privatleben und in ihrer Pracht gesehen; sie fahren in stattlichen

Karossen, und haben eine Menge prächtig gekleideter Jammergehalten hinter sich stehen; sie verschwenden Tausende, und knausern bei Kleinigkeiten; jedes Gastmahl suchen sie sich wieder von ihren Unterthanen bezahlt zu machen; Recht und Unrecht sind ihnen fremde Wörter; den ehrlichen Bürger behandeln sie mit der unverzeihlichsten Geringschätzung; den wissenschaftlichen ziehen sie, des Tons wegen, zwar an ihre Tafel, aber sie fodern dann auch, daß er diese Ehre zu schätzen wissen soll, und weisen ihm seinen Platz an der untersten Ecke des Tisches neben dem verachteten Kaplan an, indeß dumme Junker von zwölf bis vierzehn Jahren mit verächtlichem Uebermuth die Oberstelle einnehmen; die leckersten Gerichte werden von den Honoratioren an der obern Tafel verzehrt, indeß sich der untere Theil mit dem begnügen muß, was jene verächtlich von sich weisen; die Adlichen erhalten drei- auch wohl mehrerlei Arten von Weinen, die Bürgerlichen müssen sich mit einer Sorte des schlechtesten Niederungars begnügen; oben wirft man sich mit Ananas und andern

herrlichen Früchten ins Gesicht, unten wird nichts davon geschmeckt; selten spricht der Hausherr ein freundliches Wort mit seinem bürgerlichen Gaste; selbst der unwissende Junker rümpft seine Nase über den neben ihm sitzenden bürgerlichen Gelehrten; Comtessen und Fräuleins scheinen sich zu verunreinigen, wenn sie sich einem Bürgerlichen nähern solten; mit verächtlichem Kopfnicken gehen sie bei ihm vorüber, und reichen ihm mit kalter Gravität die Hand zum Kusse dar. Bei Tanz und Spiel nehmen sie lieber einen adlichen Jungen von zehn Jahren, als einen Bürger, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle sitzen. So verächtlich wird ein Mann behandelt, der sich nicht in den hochadlichen Klub eingedrungen hat, sondern durch wiederholte Einladungen dazu gezwungen worden ist. Ich habe das in mehreren Häusern und gegen die rechtlichsten bürgerlichen Personen bemerkt; nur jener Ehrenmann, dessen ich schon vorhin gedachte, geht darin von dem allgemeinen Tone ab, und behandelt seine Gäste, sie mögen seyn, wer sie wollen, mit gleicher

Aufmerksamkeit und Güte. So sehr ich daher auch andere adliche Gesellschaften vermied, so suchte ich doch den Umgang dieses mustervollen Edelmanns auf, der seiner ganzen Familie seine eigene Humanität mitgetheilt hat, und ich muß gestehen, daß ich einige sehr frohe Tage in diesem Hause verlebt habe! — Es kann seyn, daß es hin und wieder noch mehrere giebt, die diesem Biedermanne ähnlich handeln; allein ihre Zahl ist unstreitig klein gegen die Menge stolzer, selbstsüchtiger Egoisten, die ihren Reichtum und ihre angeerbten Vorzüge zu einem enorm hohen Werth anschlagen. Nein, da ehre mir Gott die biedern Edelleute um Lohlau; sie sind im Durchschnitt ungebildet, platt, ohne große Kenntniß, und gegen ihre Unterthanen verfahren sie freilich nach dem alten Herkommen; aber sie sind denn doch wenigstens herzlicher im Umgange, wuchern nicht so niederträchtig mit ihrer Freundschaft, trozen nicht auf ihre Ahnentafel, und zeigen, bei allen ihren Schwachheiten, sehr viel Gutmüthigkeit und frohen Sinn! So wenig auch ihre rohe Unterhaltung

mir zuweilen genügte, so war ich doch herzlich gern in ihrer Gesellschaft, denn sie wolten nicht mehr scheinen, als sie sind; sie nahmen Belehrung an, ließen mich ihren eingebildeten Werth nicht empfinden, und gaben mit innige hingebende Freundschaft. Ich kehrte also gerne zu ihnen zurück, indeß ich den Umgang mit dem stolzen Adel um Rattibor floh. —

Rattibor selbst ist ein feines Städtchen, und kann gleich nach Troppau in die Reihe der bessern Städte Oberschlesiens gesetzt werden. Es liegt an der Oder, und zwar liegt das Schloß und die an sich sehr erbärmliche Vorstadt diesseits, die Stadt selbst aber jenseits derselben. Ueber den Fluß, der hier schon eine sehr ansehnliche Breite hat, geht eine schöne Brücke, die mit allerhand Obstwaaren besetzt ist. Das Schloß ist unbedeutend, jedoch von einer ziemlichen Größe; der Garten kommt gar nicht in Betracht, und wird blos von Bürgern besucht, die daselbst ihre Bouteille Bier trinken. Um die Stadt herum zieht sich eine hohe Mauer. Drei Thore verschließen den Eingang. Wenn

man von der Loßlauer Seite nach Rattibor fährt, so muß man über eine fürchterlich lange Pläne, die sich eine starke Meile in die Länge, und mehrere Meilen in die Breite erstreckt. Diese Pläne ist in der Herbst- und Frühlingszeit gar nicht zu befahren, indem alsdann die Oder austritt, und die ganze Ebene einen einzigen ungeheuren See bildet, der nur nach und nach wieder austrofnet. Sobald man diese Pläne zurückgelegt hat, kommt man über einen gepflasterten Damm, der bis zur Stadt hinführt, und auf dem man jämmerlich zerstoßen wird. Die Stadt selbst ist sehr artig gepflastert, hat hübsche gerade Straßen, und wenn auch nicht eben Prachtgebäude und Palläste, doch wenigstens größtentheils sehr moderne und bequeme Häuser. Der Ring bildet ein schönes Viereck, in dessen Mitte das schön gearbeitete Monument des Schutzheiligen der Stadt prangt. Unter den Kirchen zeichnet sich die alte gothische Pfarrkirche zu unsrer lieben Frauen aus, die eine Menge alter Herrlichkeiten aufzuweisen hat. Sie ist groß, aber sehr winklig. Sie

besteht aus zwei Abtheilungen, die von einander getrennt sind; in der größern wird der Gottesdienst in polnischer, in der kleinern in deutscher Sprache gehalten. Es ist sehr auffallend, wenn man sich an die Thüre stellt, durch welche diese Kirche abgetheilt wird, und auf der einen Seite einen deutschen, auf der andern aber einen polnischen Saalbader lärmern hört. — Denn unwissende erbärmliche Menschen sind die katholischen Geistlichen in dieser Gegend fast alle. — Diese Kirche hat keinen Thurm, denn der, mit dem sie ehemals prangte, ist vor einigen Jahren zusammengestürzt, und seit der Zeit ist er nicht wieder aufgebaut worden. Die hiesige lutherische Kirche ist ein kleines, aber nett in die Augen fallendes Gebäude, das ein freundliches gefälliges Ansehen hat. Rund um sie her läuft ein romantischer Begräbnißplatz, der von der Straße durch ein Gitter abgefondert ist. Sonst hat die Stadt drei Vorstädte, von denen die eine im vorigen Jahre durch eine schreckliche Feuersbrunst zum Theil in die Asche gelegt ist, jetzt aber verschö-

nert wieder aufgebaut wird. Als ein Wunder
 bemerkt es der bigotte Theil der Einwohner,
 und das umliegende abergläubische Landvolk,
 daß ein hölzernes Kreuz mitten im Feuer un-
 versehrt stehen geblieben ist. — In eben dieser
 Vorstadt befindet sich ein artiges Nonnenkloster
 mit einer hübschen Kirche. Als Garnison stehen
 in dieser Stadt zwei Compagnien des Drago-
 nerregiments von Bremer, nebst dem General-
 stabe. — Uebrigens merke ich noch an, daß es
 in allen diesen Gegenden des polnischen Ober-
 schlesiens eine Menge von großen und kleinen
 Teichen giebt, mit deren Bewirthschaftung man
 sich große Mühe giebt. Diese Teichwirthschaft
 bringt den Gutsbesitzern einen ansehnlichen Ge-
 winn; besonders ist das in den Herrschaften
 Pleß und Rattibor der Fall. Die vortreflichsten
 Fische werden hier gefangen, und man treibt
 damit einen ansehnlichen Handel nach Polen.
 Alle drei Jahre wird das Wasser in diesen Tei-
 chen abgelassen, und alsdann benutzt man den
 herrlich gedüngten Boden zum Anbau mehrerer
 Getreidearten, die daselbst das Jahr hindurch

in üppiger Fülle gedeihen. Ist die Erndte vorbei, so läßt man das Wasser wieder hinein, und befruchtet den Teich mit allerhand Fischsaamen. Uebrigens so behauptet, wie ich schon gesagt habe, der Beruner Teich sowohl an Größe, als auch an Menge seiner Lieferungen den Vorrang vor den übrigen.

Rauden, zwischen Rattibor und Gleiwitz, ist eins der schönsten und reichsten Klöster in Oberschlesien. Es liegt in einer sehr romantischen Gegend, und die Landstraße geht bei dem Kloster vorbei. Die Mönche bekennen sich zu keinem strengen Orden, genießen also die erlaubten Freiheiten des Lebens, und lassen es sich recht wohl seyn. Das Kloster hat reiche Güter, und der Ertrag derselben ist nicht allein zum Unterhalt desselben hinlänglich, sondern schenkt den Mönchen auch noch überdem Ausichten zu einem bequemen, fast üppigen Leben. Der Prälat, ein Mann, der in der ganzen Gegend geliebt wird, befindet sich gegenwärtig krank, und man fürchtet für sein Aufkommen. Dieß ist die Ursache, warum es den Fremden nicht

erlaubt ist, die trefflichen Zimmer desselben zu besuchen, die natürlich die schönsten in dem ganzen Gebäude sind. Aber auch die übrigen Mönche bewohnen herrliche Zimmer, die mit allen Bequemlichkeiten versehen sind, und reizende Aussichten über die romantische Gegend darbieten. Die Bibliothek des Klosters ist groß, und hat einige sehr schöne und seltene Ausgaben lateinischer und griechischer Autoren. Die Mönche sind größtentheils kenntnißreicher, als man es von ihnen erwarten sollte; auch im Umgange sind sie jovialische, freundliche Leute, die noch nicht allen Sinn für Geselligkeit abgelegt haben. Sie machen es sich zum frommen Verdienst, jeden Fremden, ohne Unterschied des Standes und der Religion, zu beherbergen und zu bewirthen, die Kranken zu verpflegen, und den Armen Almosen zu spenden. Die Kirche ist groß, und reich an Silbergefäßen und andern geistlichen Kostbarkeiten. Auch giebt es darin mehrere vortrefliche Gemälde, unter andern einen Christuskopf, der seinem Meister Ehre macht. — In der Nähe des Klosters ist

ein massives Gasthaus, und in einiger Entfernung davon ein Dorf, das zwar eine recht romantische Lage hat, sonst sich aber durch nichts von andern schlechten oberschlesischen Dörfern unterscheidet. Uebrigens soll dieses Kloster im Jahr 1253 gestiftet worden seyn.

Gleiwitz ist wieder eine der hübschen Städte Oberschlesiens, bewohnt von deutschen Menschen, welche sich die liebenswürdigsten Sitten zu eigen gemacht haben, und den Fremden mit zuvorkommender Gastfreundschaft aufnehmen. Das Städtchen erhebt sich von Jahr zu Jahr durch mehrere schöne Gebäude, die auf den Ruinen der alten hervortreten, und bei dem jetzt herrschenden Baugeist die Stadt bald ganz modernisiren werden. Die Einwohner haben sich vorher durch einen starken Hopfenbau und durch den Verlag dieses Produkts für die ganze umliegende Gegend zu einem ansehnlichen Wohlstande emporgeholfen. Allein in der Folge fiel dieser Gewinn, indem man den Gleiwitzer das Monopol des Hopfenverlags entriß, und überall selbst anfang, dieses Produkt anzubauen.

Die Folge davon war, daß der bisherige Wohlstand der Stadt abnahm, und die Einwohner nach und nach in kümmerliche Umstände gerietzen. Erst in den leztern Jahren erhob sich die Stadt wieder theils durch die Garnison, die sie erhielt, theils durch die in ihrer Nähe angelegten Schmelz- und Eisenhütten. Jetzt ist der alte Wohlstand wieder zurückgekehrt; es giebt wirklich reiche Leute in diesem Städtchen, und — was am besten von dem erneuerten Wohlstande der Einwohner zeugt — nur äußerst selten wird man durch freche Bettler angehalten. Ich finde hier Kaufleute, die ein ansehnliches Waarenlager aufweisen können, und Gastwirthe, die sich Palläste erbauen, als trieben sie ihr Gewerbe in Wien oder Berlin. Unter den Einwohnern herrscht gegenseitiges Zutrauen und Einigkeit; sie kommen freundlich zusammen, etabliren Tanz- und Konzertparthien, und genießen ihr Leben auf eine recht angenehme Weise. Die Garnison, die aus einer Compagnie Wollfradtscher Husaren, nebst dem Generalstabe besteht, nimmt an allen öffentlichen

Bergnügungen Antheil, und belebt dieselbe. Der alte biedere, obgleich etwas mürrische General entzieht sich schon seit Jahren, durch Krankheiten geschwächt, dem geselligen Umgange, verhindert es aber nicht, daß die jungen Leute fröhlich sind. Der Luxus zeigt sich hier in einem beträchtlich hohen Grade, und die Befriedigung desselben kostet größere Summen, als irgendwo, weil schon der weite und unbequeme Transport die Waaren vertheuert. An hübschen Mädchen und Weibern ist hier kein Mangel, sie hängen aber mehr am Militär, das nur bei ihnen zu naschen sucht, als an dem ehrlichen Bürger, der es aufrichtig und ernstlich meint. Sonst sind sie aber jovialisch-frohe Geschöpfe, die Niemand durch Verachtung beleidigen, sondern in Gesellschaft einen gleich freundschaftlichen Ton gegen Jeden annehmen. — Uebrigens hat die Stadt an sich keine weitere Merkwürdigkeiten. Kirchen giebt es darin an der Zahl drei, die den Katholiken gehören, von denen aber weder die eine noch die andere bemerkenswerth ist. — Mit größerm Vergnügen verweilt man bei den

hier angelegten königlichen Eisenhütten und Frischfeuern ganz in der Nähe der Stadt. Der Weg dahin führt durch ein kleines romantisches Gesträuch, und nun sieht man die ungeheuren Gebäude vor sich, die durch ihre Festigkeit der Ewigkeit zu trotzen scheinen, und sich noch jährlich durch neue Anlagen vermehren. Auf der einen Seite befindet sich das noch nicht ganz fertige Haus, das zur Wohnung für die Offizianten bestimmt ist. Allenthalben sieht man aufgeschüttete Berge von Eisenerz und Steinkohlen. Die Maschinerien, wodurch diese ungeheuren Werke so leicht und ohne große Anstrengung in Bewegung gesetzt werden, sind eben so zweckmäßig als kostbar. Alle Thüren, Räderwerke, und was sonst dazu erfordert wird, sind von Eisen. Die Glut, die hier fortdauernd unterhalten wird, ist fürchterlich, und durchhitzt das ganze große Gebäude. Der Hauptschornstein hat gegenwärtig eine Dicke von beinahe zwei Ellen massiver Mauer, nachdem der erste, der weniger dick war, durch die ungeheure Hitze geborsten war. Von Weitem gesehen, kann

man sich bei diesen Anlagen einen Vulkan im Kleinen denken, der fortdauernd einen Feuerregen von sich wirft, wodurch, besonders zur Nachtzeit, ein sehr interessantes Schauspiel dargestellt wird. Die Arbeiten, welche man hier liefert, erreichen von Jahr zu Jahr einen höhern Grad von Vollkommenheit. Man macht hier unter andern treflich durchbrochene Kruzifixe, Medaillen, Denkmünzen und dergleichen kleine Spielereien mehr, die man immer vorräthig hat, und dem Fremden zur Bewunderung vorlegt. Diese Anlagen sollen enorme Summen gekostet haben, entsprechen aber schon gegenwärtig der gemachten Erwartung, und werden unstreitig für die Zukunft einen reichhaltigen Gewinn abwerfen, sobald sie nur erst im rechten Gang sind, und der Vertrieb der hier verfertigten Arbeiten, durch die projektirte Grabung eines Kanals, der ein kleines hier vorbeiströmendes Wasser mit der Oder bei Kosel verbinden soll, hinlänglich gesichert ist. Wirklich fängt man schon an, diesen Entwurf auszuführen; allein es wird noch Tausende kosten,

ehe die mancherlei Schwierigkeiten überwunden sind.

Um Gleiwicz herum giebt es einige große Dörfer, die theils ihre eigene Gutsherren haben, theils von Verwaltern bewirthschaftet werden. Unter diesen zeichnet sich das deutsche Dorf Schönwalde, zum Kloster Rauden gehörig, sehr vortheilhaft aus, sowohl in Betreff der fleißigern und bessern Cultur seiner Felder, als auch in Rücksicht der daraus entspringenden größern Wohlhabenheit seiner Einwohner. Diese Leute sind sächsischen Ursprungs, die, wie man allgemein behauptet, vor mehr als sechstehalb- hundert Jahren durch eine Hungersnoth aus ihrem Vaterlande vertrieben wurden, in Schlesi- en Brod und Obdach suchten, von dem Op- peltschen Herzog Wladislaw freundlich aufgenom- men und unterstützt wurden, und einen Wald zum Aufenthalt angewiesen erhielten, wo sie sich ansiedelten, ein Dorf anlegten und es Schönwalde nannten. Rund um von Polen umgeben, behielten sie alle Jahrhunderte hin- durch ihre gewohnten deutschen Sitten, Sprache

und Kleidung bei, und noch jetzt bemerkt man unter ihnen eine auffallende Verschiedenheit mit ihren Nachbarn. Ihre Kleidung ist deutsch, aber nicht viel modischer, als sie vielleicht damals war, als sie in Schlesien einwanderten. Der alte sächsische Dialekt ist in ihrer Sprache noch bemerkbar, allein es konnte nicht fehlen, daß sie endlich fremde Wörter darein aufnehmen mußten. So entstand dann ein wunderliches Gemisch zwischen deutsch und polnisch, das man nur mit Mühe verstehen kann. So haben sie besonders bei den Substantivis am Ende des Worts das A angebracht, z. B. Junga, Waga, Pferda, Kleda, Rukka und dergleichen. Sonst sind diese Menschen sehr gastfrei, aber auch auf ihre Vorrechte gewissermaßen eingebildet. Ihre deutsche Abkunft scheint sie über die benachbarten Polen zu erheben; sie behandeln dieselben also auch mit einer gewissen Veringschätzung, und lassen sich wenig mit ihnen ein. Da sie überdem nicht als Unterthanen, sondern als freie Leute betrachtet werden, die dem Kloster blos einige Abgaben entrichten, sonst aber Häu-

fer und Acker eigenthümlich besitzen, so fühlen sie natürlicherweise ihren bessern Zustand, und glauben sich herabzusetzen, wenn sie sich mit Sklaven einlassen. Deutsche Oekonomie ist bei diesen Leuten zu Hause; auch liegt das Dorf selbst romantisch unter den Bäumen versteckt.

Unter den Gutsbesitzern der hiesigen Gegend statte ich dem Herrn Rittmeister von Zawadsky auf Geraltowicz meinen herzlichsten Dank ab für die vielen Beweise inniger wohlwollender Freundschaft, die ich von ihm und seiner Familie genossen habe. Die frohen Stunden, die ich in seinem Hause verlebte, werde ich nie vergessen, und mich seiner immer mit derjenigen Freundschaft erinnern, die man guten Menschen auch in der weitesten Entfernung schuldig ist. Eine nähere und längere Verbindung konnte unter uns, nach dem Willen des Schicksals, nicht stattfinden; aber so kurz auch unser Umgang war, so weiß ich doch, daß er mit seiner lebenswürdigen Familie noch oft freundschaftlich an mich gedenken wird. Er ist ein braver Oekonom und ein guter Mensch; zwei Eigen-

schaften, die man hier selten bei einander findet.

Noch bemerke ich in dieser Gegend das Dorf Altgleiwicz, nicht sowohl des Dorfes wegen, als vielmehr wegen seiner merkwürdigen Ruinen, die, der Sage nach, ein altes Kloster der Tempelherren gewesen sind. Sie sinken immer mehr in Trümmern zusammen, allein dem Umfange nach zu urtheilen, muß es ein mächtiges Gebäude gewesen seyn. Man spricht davon, es ganz wegzuräumen; allein es wäre doch um dieses ehrwürdige Denkmal des Alterthums Schade, wenn dieses geschehen sollte. —

Kosel ist die wichtigste Bestung in Oberschlesien, woran König Friedrich der Zweite so enorme Summen angewendet hat, um diesem Ort diejenige Festigkeit zu geben, die er nothwendig haben mußte, wenn er seiner Absicht entsprechen, und zur Defung beider Seiten der obern Oder tauglich werden sollte. Das ist denn auch geschehen, indem die Bestungswerke so beschaffen sind, daß Kosel gegenwärtig nicht bloß als ein haltbarer Ort, sondern als ein

der wichtigsten und schwer zu besiegenden Bestungen in Schlesien angesehen werden kann. Von der einen Seite ist die Stadt durch die Oder, von der andern durch einen weiten Morast gedeckt, über den große Brücken und mehrere starke Verschanzungen führen. Das haben auch die Oesterreicher in den Jahren 1758 und 1760 erfahren, wo sie mit aller Anstrengung sich vergeblich bemühten, das feste Kosel zu erobern. Was die Stadt an sich betrifft, so ist sie, wie alle eingeschlossenen Plätze, in bestimmten engen Schranken zusammengedrängt, hat meistens enge, unansehnliche Straßen, und eine ziemlich altmodische Bauart. Hin und wieder ragt zwar wohl ein neugebautes Häuschen hervor; hin und wieder giebt es auch wohl eine breitere freie Straße, und der Ring ist ein recht hübscher Platz; aber mir wäre Kosel gerade der Ort nicht, den ich, bei freier Wahl, zum Aufenthaltsorte wählen möchte. Es macht schon eine widrige Empfindung, in einem so engen Orte eingeschlossen zu seyn, und es lastet ein gewisses Etwas auf der Seele, das man

sich nicht recht erklären kann. Hier nun besonders, wo man fast den ganzen Tag nichts sieht, als die abgemessenen Wendungen und Bewegungen eines ansehnlichen Militairs, das gleichsam alle andere Ansichten in den Hintergrund zurückwirft — hier kann ich mir kein angenehmes Leben denken. Ein Glück ist es noch für die Bewohner des Städtchens, daß das zahlreiche Militair mit dem Civile auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuß umgeht, und Bürger und Offizier vertraut bei einander leben. Wäre das nicht, so müßte dieser Ort, so volkreich und lebhaft er auch ist, ein höchst unangenehmer Aufenthalt seyn. So aber ist denn doch die Geselligkeit so ziemlich hier zu Hause; man giebt Privatkomödien, Bälle und Konzerte, wo man wenigstens den gebildeten Theil der Einwohner immer beisammen findet. Das gesellschaftliche Theater ist recht artig eingerichtet, und die spielenden Personen machen ihrem Unternehmen viel Ehre. Auch der große Tanzsaal ist ein trefflicher Platz, wo man alle nur erdenkliche Bequemlichkeit und alles findet, was zum

Lurus der großen Welt gehört. Ich habe bei den Unterhaltungen beigewohnt, und muß gestehen, daß ich hier mehr Delikatesse, doch ohne ängstliche Pedanterie, als sonst irgendwo angetroffen habe. Die Einwohner sind gutmüthige Leute, von einem biedern Charakter, die viel lesen und ihren Geist auf mannigfaltige Art zu bilden suchen. So viel man aus dem Aeußern schließen kann, scheint der Wohlstand in den mehresten Familien zu Hause zu seyn. Dagegen scheint man häusliche Ruhe wenig zu kennen, und schwärmt lieber in Gesellschaften umher. Der Lurus ist hier, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, zu einer beträchtlichen Höhe gediehen. Was man nur von neuen Moden habhaft werden kann, das wird angeschafft, wenn auch der nothwendige Bedarf darunter leidet. Eine Folge dieses Lurus ist eine ungemeine Theuerung, die sich auch bis auf die nothwendigsten Bedürfnisse erstreckt. Brod, Butter, Fleisch und andere Eßwaaren werden in der ganzen Gegend nicht so theuer bezahlt. Die Fremden müssen besonders bluten; ein Aufent-

halt von einigen Tagen in einem hiesigen Gasthose kostet, blos die nöthigsten Erfordernisse, Logis, Essen und Trinken gerechnet, sechs bis acht Reichsthaler. — Uebrigens haben die Einwohner, Männer und Weiber, fast durchgängig ein gewisses kränkliches, leidendes Ansehen; bleiche, obgleich recht hübsche Gesichter trifft man hier überall an, selten ein vollwangigtes, rothbäckiges Mädchen, und alte Leute sieht man fast gar nicht. Dieser Umstand rührt von der ungesunden Luft her, die theils durch die Beschränktheit der Stadt, theils von den umherliegenden großen Cümpfen verursacht wird. Fieber sind hier fast Jahr aus Jahr ein in der Mode, und nicht selten ist die Zahl der Gebornen gegen die der Gestorbenen ungeheuer abweichend. Das Berliner Kabinet geht gegenwärtig mit dem Gedanken um, die Cümpfe auszutrocknen, und durch eine größere Ausdehnung der Festungswerke der Stadt mehr Offenheit und eine gesündere Luft zu verschaffen. Zu dem Ende soll die ganze Herrschaft, die, außer der Festung, dem Grafen von Plettenberg ge-

hört, gegen Nattibor vertauscht werden. Ob der ganze Entwurf gelingen wird, das steht von der Zeit zu erwarten. —

Nähe bei Kosel liegt die kleine herrenhuti-
sche Kolonie Gnadenfeld, ein nettes Städt-
chen mit einer langen und breiten Haupt- und
einigen eben so schönen Nebenstraßen, mit arti-
gen, obgleich nicht prächtigen Häusern, und ei-
nem schönen Gotteshause. Der Stifter dieser
sich durch äußere Stille und Ordnung empfeh-
lenden Sekte ist bekanntlich ein Graf aus der
Oberlausiz, Namens Ludwig Nikolaus von Zin-
zendorf, ein Mann von einer exemplarischen,
obgleich überspannten Frömmigkeit, dem auch
die schwärzeste Verläumdung höchstens eine ex-
altirende Schwärmerei zur Last legen kann.
In dem Städtchen Herrenhut, in der Ober-
lausiz, ward im Jahr 1722 die erste Kolonie
gestiftet, und Menschen aus allen christlichen
Religionssekten, Anhänger des Petrus Waldus,
des Wiclefs und anderer Schwärmer schlugen
sich zu dieser neuerrichteten Brüdergemeinde,
die bald unter dem Namen der Mährischen

Brüder, noch mehr aber unter dem der Herrenhuter bekannt wurde. Die Hauptabsicht der Stiftung war wohl die, den fortdauernden Streitigkeiten in der christlichen Kirche ein Ende zu machen, und die Glaubensduldung zu verbreiten. Das Band der innigsten Bruderliebe sollte die ganze Gemeinde verbinden, und durch eine Absonderung von der Welt und ihren Vergnügungen wolte man sich mehr mit dem Himmel und den Freuden der Zukunft beschäftigen. Deshalb ist es auch einer ihrer Hauptpunkte der Vereinigung, keinen Streit über Religionsmeinungen zu hegen, dulidend neben einander fortzuleben, und den Bruder zu lieben, auch wenn er nicht gleicher Meinung wäre. Sie schwören deshalb zu keinem Symbol, wohl aber verpflichten sie sich zu gegenseitiger Einigkeit und ruhiger Stille in allen ihren Handlungen. Diese Brüdergemeinde nahm immer mehr zu, verbreitete sich in alle Theile von Deutschland, England, der Schweiz, und ging endlich auch nach Grönland und Amerika über. Auch in Schlesien haben sie mehrere Kolonien angelegt, und

beschäftigen sich mit allerhand trefflichen Manufakturarbeiten, die zwar sehr theuer, aber auch weit besser, als die gewöhnlichen sind. In Gnadenfeld giebt es eigentlich blos Leinwand- und Kattunweber, Tuchmacher, Schuhmacher und Strumpfwirker; sie arbeiten sehr fleißig, leben aber immer stille vor sich hin, und sind deshalb ein Gegenstand des Offizierwizes, der sie Lämmleinsbrüder nennt. Ich finde bei diesen Leuten nichts Anstößiges, und ihre ruhige Frömmigkeit scheint mir nicht gerade den Namen der Heuchelei zu verdienen. Sie sind arbeitsame, thätige und friedliebende Untertanen, die so weit entfernt von Zanksucht sind, daß sie lieber eine Beleidigung hinnehmen, als sich darüber entrüsten. Sie lassen sich ihre Arbeiten theuer bezahlen, und das macht man ihnen zum Vorwurf; allein ich sehe nicht ein, warum sie für ihre mühevollen Betriebsamkeit nicht wenigstens einen bessern Lohn, wie jeder Tagelöhner zu fordern berechtigt sind. Es sieht in ihren Wohnungen nicht armselig aus, sondern es herrscht auch hier eine gewisse Würde in der

Wahl ihrer Meubeln; aber unanständige Pracht findet man nirgends. Sie mögen so reich seyn, als sie immer wollen, sie weichen doch nie von ihrer gewohnten Lebensweise ab; huldigen nie dem verschwendenden Luxus, ändern nie ihre graue bürgerliche Kleidung, ihre kleinen Schuhschnallen, und ihren breitgeränderten runden Huth. Sie sind freundlich und gefällig, und theilen dem armen Bruder von ihrem Ueberflusse mit, ohne auf Vergeltung zu rechnen. Ihr Gesinde behandeln sie mit gütiger Schonung, und lassen es der dienenden Klasse nie empfinden, daß sie weniger sind; sie fluchen, sie schwören, sie lärmten nie; ihre Vergnügungen haben das Gepräge stiller andächtiger Freude; auf ihr Wort setzen sie ein gewisses Selbstvertrauen, das sie auch bei andern respektirt wissen wollen. Sie sondern sich nicht von einander ab, sondern sie begegnen einander mit vertraulicher Herzlichkeit. Bei ihren Abendzusammenkünften herrscht zwar Ruhe, aber keine Kopfhängerei; sie unterhalten sich von Vorfällen, die ihnen zunächst liegen, oder sie auf irgend eine Weise interessi-

ren; aber nie arten ihre Unterhaltungen in Zänkereien aus, sondern sie behalten ihren sanftmüthigen Geist, und wo sie nicht überzeugen können, da schweigen sie. Der Umgang zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht muß immer in den Schranken gegenseitiger Delikatesse bleiben; die jungen Leute sind von einander abgesondert, leben aber deswegen nicht ganz getrennt, sondern lernen sich unter der Aufsicht der Eltern kennen und lieben. Daß sie ihre Heirathen durch das Loos entscheiden, das Mädchen an den Mann, den Mann an das Mädchen kettet, ohne sie um ihre gegenseitige Neigung zu befragen, ist eine lügenhafte Beschuldigung, die sie selbst hinlänglich widerlegt haben. Der Jüngling, der ein Mädchen liebt, hält um dieselbe bei den Eltern an; das Mädchen wird um ihre Neigung befragt, und wenn sonst keine andere Hindernisse obwalten, so wird die neue Verbindung durch den Segen der Gemeinde bestätigt. In ihrem Gottesdienst herrscht eine rührende Einfalt, die Jeden hinreißt, der nicht muthwillig alles Gefühl ver-

läugnet. Die feierliche Stille, die in der zahlreichen Versammlung herrscht; die Reihen der Andächtigen, die sich vor dem Herrn des Weltalls in stiller Rührung demüthigen; der feierliche Ton der Orgel, verbunden mit dem sanften leise verhallenden Gesange der Anwesenden; und der freundliche gefällige Vortrag des Geistlichen, der, das Mystische in seiner Rede abgerechnet, sonst in einem sanften rührenden Tone, wie ein Bruder mit dem andern spricht — wahrlich; wer das Alles mit kaltem Gleichmuth ansehen kann, wohl gar über die vermeinte Dummheit der Leute lächelt, und nicht mit Hingerissen wird zur Anbetung des erhabnen Wesens, der in diesem kunstlosen, einfachen Tempel verehrt wird, der ist mein Mann nicht! Ich gestehe es, daß ich selten eine solche Rührung empfand, als hier, wo Alles sich vereinigte, mich zum Schwärmer zu machen, und ich begreife sehr gut die Möglichkeit, an diesem abgesonderten frommen Wesen Geschmak zu finden. Alle ihre Gebräuche, alle ihre Reden athmen Sanftmuth, und alle Wörter, welche Zorn und andere Lei-

denſchaften ausdrücken, oder mit denen man ein gewiſſes widerliches Gefühl verbindet, ſind gleichſam aus ihrer Sprache verbannt. Wenn Einer aus der Gemeinde geſtorben iſt, ſo verkündet ein ſanftes Todtenlied, das vom Thurm feyerlich herabſchallt, der Gemeinde den Verluſt. Nach der Melodie des Liedes wiſſen ſie ſchon, ob ein Mann oder ein Weib, ein Jüngling oder ein Mädchen entſchlafen iſt. Fragt man nach der Bedeutung, ſo ſprechen ſie mit ſtiller Ruhe: Ein Bruder, eine Schweſter iſt heimgegangen! — heimgegangen! — nicht geſtorben! — hingeilt zu Dem, in deſſen Nähe wir uns Alle wieder finden. Deſwegen iſt auch von ihren Begräbnißplätzen, ſo viel wie möglich, alles Schreckliche verbannt. Ihr Kirchhof beſteht aus Lauben und ſchönen Bogengängen, worin die Gräber, mit einem einfachen Kreuz bezeichnet, gleich Blumenbeeten, neben einander liegen. Mit ſtiller Rührung, aber ohne Aengſtlichkeit, begleiten ſie den Heimgegangenen zu ſeiner freundlichen Grabſtätte; ein ſanfter Grabgeſang, begleitet von gedämpften Bläſe-inſtrument-

menten, unterbricht die feierliche Stille; der Geistliche hält eine kleine rührende Anrede; kein pöbelhaftes Lob erhebt den Verstorbenen; nur ganz kurz wird seines Lebens und seines Todes gedacht; Tröstung und Hoffnung beleben jedes Wort. Hin und wieder dringt wohl eine kleine Thräne aus dem Auge der Umstehenden hervor; man schämt sich derselben nicht, sie fließt ja der menschlichsten aller Empfindungen; die ganze Versammlung ist sanft bewegt; und unter einer feierlichen Musik wird der Todte zur Ruhe bestattet. — Bei dieser feierlichen Scene habe ich selten einen Wildfang gesehen, der nicht wenigstens stille und nachdenkend dieselbe ansah. — Das Bruderhaus, wo die unverheiratheten Mannspersonen leben, ist eine treffliche Einrichtung. Zwei, auch wohl mehrere wohnen in einem Zimmer beisammen, verrichten friedlich und stille neben einander ihre Arbeiten, und zahlen für die Miethen monatlich fünf Silbergroschen. In einem gemeinschaftlichen Saale wird, unter Aufsicht der Vorsteher, gegessen; sie erhalten gesundes und wohlzubereitetes Essen

und alle Tage Fleisch, und bezahlen dafür die äußerst mäßige Summe von einem halben Thaler preussisch für die Woche. Dagegen werden ihnen die Arbeiten, welche sie liefern, für einen bestimmten und ebenfalls sehr mäßigen Preis abgenommen, und zum Besten der ganzen Anstalt verwendet. Ich kann die Anzahl der hier wohnenden jungen Leute nicht bestimmt angeben, hoch steigt sie sicher über hundert Personen hinaus. In einem ungeheuern Saal, in dessen Mitte eine schöne Lampe hängt, schläft die ganze Gesellschaft; die Betten stehen in regelmäßiger Ordnung neben einander, und die hier herrschende Reinlichkeit ist wirklich zu bewundern. Ein anderer großer Saal, worin man eine Orgel und ein Betpult antrifft, ist zu Morgen- und Abendandachten bestimmt, denen die ganze Gemeinde beiwohnt. Hier nimmt man auch andere Kinder, die nicht zur Gemeinde gehören, in Pension; und so sehr ich auch gegen diese Einrichtung anfangs eingenommen war, so fand ich doch bei näherer Untersuchung, daß ich mich sehr geirrt hatte. Die

geschicktesten Männer stehen an dieser Anstalt; Männer, die von reellen Kenntnissen vielleicht manchen sich weise dünkenden Professor beschämen; in allen möglichen Wissenschaften, selbst in den galanten, wird ein sehr zweckmäßiger Unterricht ertheilt; sie haben einen Tanz-, Musik- und Singmeister, einen französischen Sprachlehrer und andere. Des Morgens um sechs Uhr werden die Kinder, die in einem gemeinschaftlichen Zimmer, unter Aufsicht einiger Lehrer, schlafen, geweckt, und um sieben Uhr wird das Gebet gehalten, gefrühstückt und kleine Vorbereitungsarbeit gemacht. Um neun Uhr gehen die Lehrstunden an und dauern bis zwölf Uhr; dann wird den Kindern eine Stunde zum Spielen erlaubt, und um ein Uhr geht es zu Tische, wo gemeinschaftlich und sehr gut gegessen wird. Nach dem Mittagessen ist wieder eine halbe Stunde Rekreation, und nun dauert der Unterricht bis fünf Uhr. Unter der Aufsicht eines Lehrers macht man einige Exkursionen in das schöne nahe beiliegende Lusthölzchen, wo die Kinder gar nicht weiter genirt sind, son-

dern so lustig seyn, Klettern und sich balgen
 können, so viel sie wollen, nur müssen sie nicht
 in offenbare Wildheit ausarten. Zuweilen wird
 auf diesen kleinen Wanderungen botanisirt, oder
 man benutz sie auf andere Art, und so kommt
 man denn endlich wieder zu Hause, wo die Ju-
 gend sich zu ihren morgenden Lehrstunden vor-
 bereitet. Um acht Uhr wird zu Abend gegessen,
 und um zehn Uhr geht alles zu Bette. —
 Man glaube ja nicht, daß diese Leute hier et-
 wa Profelyten machen wollen; das kommt ihnen
 gar nicht in den Sinn, und es wäre ja auch
 ganz wider die Regel ihres Stifters, der es
 ihnen zum Gesetze gemacht hat, ihre Glaubens-
 meinungen keinem Menschen, nicht einmal ei-
 nem Mitbruder ihrer Gemeinde, aufzudringen.
 Aus ihrer Pflanzschule kommen die Kinder, zwar
 an Ordnung gewöhnt und zur Gottesverehrung
 angehalten, zu ihren Eltern zurück; aber nicht
 als Kopfhänger, und wenn sie es werden, so
 liegt es an ihnen, so haben sie selbst natürli-
 chen Hang dazu, und diesen Hang sucht man
 denn freilich nicht zu unterdrücken, weil man,

nach der allgemeinen Meinung, dem Geiste nicht widerstreben will, der in dem Kinde wirket. Wildfänge hingegen kommen wohl gesitteter und mit mannigfaltigen Kenntnissen bereichert zurück, aber sie sind keine Schwärmer in der Religion geworden. Unter den Lehrern in dieser Pflanzschule giebt es äußerst aufgeklärte und vernünftige Männer, die ihrem Amte mit redlicher Treue vorstehen, und, so viel an ihnen ist, den Keim des Guten, der in der Seele des Kindes liegt, zu einem schönen fruchttragenden Baum zu bilden suchen. Wer also diese Anstalt von der kopfhängerischen Seite ansieht, der irrt sich; es ist eine schöne Bildungsschule, und wolte Gott! daß alle öffentliche Anstalten so wenig ihre Pflicht verabsäumten, als hier geschieht, wir würden weit bessere Menschen um uns sehen. Uebrigens ist der Pensionspreis sehr mäßig eingerichtet; für siebenzig bis achtzig Thaler jährlich erhält das Kind Logie, Wasche, Tisch und Unterricht; doch werden die Lehrstunden in den galanten Wissenschaften besonders bezahlt. Die lobenswürdigste Ordnung herrscht

in dieser Anstalt, und nie sieht man ein Kind beschmutzt oder zerrissen einhergehen, ohnerachtet nur männliche Personen das Ganze ordnen. — Das Schwesternhaus ist gerade so eingerichtet, wie das hier beschriebene Bruderhaus; nur kostet es mehr Mühe, diese Anstalt zu befehen. Die jungen Mädchen machen herrliche Arbeiten, besonders in Stikereien. Auch hier werden junge Frauenzimmer in Pension genommen und mit trefflicher Sorgfalt erzogen. — Und das sei genug von diesen merkwürdigen, oft mit Unrecht getadelten Leuten! Ich will ihr Apologist nicht seyn, aber ich kann es nicht dulden, daß sich ein jämmerlicher Wiz an ihnen reibt. Sie mögen ihre mannigfaltigen Schwächen haben; aber das berechtigt noch Niemand, das gute, friedliche Völkchen zu verdammen, weil sie nicht alle Modethorheiten mitmachen, und sich eines äußern Scheins befleißigen. Wahrlich, es wäre nöthig, daß man sich zu schämen anfinge, so intolerant gegen Menschen zu verfahren, die sich selbst die heiligste Toleranz zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht haben! —

Eine halbe Meile seitab von Gnadenfeld, das hier zu Lande unter dem polnischen Namen Pawlowiczky bekannter ist, hat, in einer von der Landstraße ganz entlegenen Gegend, der junge Freiherr von Cass eine Stadt hingebaut, die ihn einen ansehnlichen Theil seines Vermögens kostet, und jetzt unbrauchbar da steht. Er hat ihr den prunkvollen Beinamen Kleinberlin gegeben, und das ganze abentheuerliche Unternehmen, trotz den Warnungen seiner Freunde, mit einem Eigensinn durchgeführt, der seinem Kopfe eben kein großes Compliment macht. Es war unstreitig eine ganz tolle Idee, in einer Gegend, die ohne alle Verbindung mit der Landstraße, von der Natur gleichsam zu einer Wüste bestimmt ist, eine massive Stadt hinzubauen. Sie macht ein regelmäßiges Viereck aus, von dem das Schloß die eine Seite einnimmt. Die Gebäude sind gleich-hoch, und nach dem neuen Baugeschmack aufgeführt. Die öde Stille, die in diesem schönen Bezirk herrscht, scheint den Ort eher zu einem Eremiten-Kloster, als zu einer ordentlichen Stadt zu bestimmen. So

überraschend der Anblick auch ist, so sieht man doch nicht ohne mitleidiges Bedauern, wie ein Haus nach dem andern der Zerstörung entgegengeht, und eine ganz ungeheure Summe auf eine sehr unnöthige Weise verschwendet ist. Der Erbauer legte Fabriken an, die höchstens ein Jahr lang vegetirten, und dann von ihren Eigenthümern, die keinen Absatz fanden, verlassen wurden. Auch die übrigen Einwohner, deren die Stadt doch wohl nahe an tausend fassen kann, sind bis auf einige funfzig, die daselbst noch in den elendesten Umständen leben, verschwunden. Herr von Cass selbst machte es, wie so manche Abentheurer; sein großes Vermögen war hin, er überließ die Stadt ihrem Schicksale, und sahe sich genöthigt, für sich selbst ein Unterkommen zu suchen. Dieß hat er, wenn ich nicht irre, in Südpreußen gefunden, und seine hiesigen Güter sind in andere Hände gerathen. Das Schloß ist prachtvoll genug erbaut, wird aber jetzt nicht bewohnt. Der Garten ist nach englischem Geschmak eingerichtet, hat eine ansehnliche Größe und einige

überraschende Parthien. Merkwürdig ist hier das Monument, welches der Sohn seinem braven Vater, dem berühmten General von Cass, hat setzen lassen; es zeugt von der Eitelkeit, macht aber auch dem Geschmak des Stifters Ehre.

Die höchste Anhöhe in dieser Gegend ist der St. Annenberg, der von allen Seiten schon aus einer ansehnlichen Entfernung sichtbar wird, und in ganz Schlesien, nicht sowohl wegen seiner Größe, als vielmehr wegen seiner Heiligkeit, berühmt ist. Denn dieser Berg ist ein großer Wallfahrtsort, der der heiligen Anna ganz besonders gewidmet ist, und an dem dazu bestimmten Tage von allen gläubigen Seelen aus Schlesien und Polen besucht wird. Auf dieser Anhöhe befindet sich ein reiches Kloster, das von Ordensgeistlichen, aus der Regel des heiligen Franziskus, bewohnt wird, die daselbst eine erquickende gesunde Luft einathmen, und den Aberglauben der Menschen zu ihrem Vortheil benutzen. Es versteht sich von selbst, daß es hier mancherlei heilige Spielereien giebt, womit der Pöbel getäuscht, und der neugierige

Fremde unterhalten wird. Unter diesen steht obenan das Gnadenbild selbst, ein recht artiges Gemälde, aber mit allerlei bizarrem Schnickschnak, mit Edelsteinen und Gold verschnörkelt, daß das natürlich Schöne des Bildes durch die ekeln Ueberladungen selbst ekelhaft wird. Um das Kloster herum liegen eine Menge von Kapellen, von denen jeder irgend eine Scene in der Geschichte der Heiligen gewidmet ist, und wo man überall demüthige Beter findet. Auch der Calvariberg, eine erbärmliche Nachbildung der Schädelstätte, auf welcher Christus gekreuzigt wurde, ist hier anzutreffen. Am Tage der heiligen Anna ziehen Andächtige aus allen Gegenden hieher, und schon die Nacht vor dem Tage liegt der ganze Berg voller Menschen. Während des großen Festtages geschehen Gebet und Opferungen, Messen und Predigten, die alle einen gleichen Werth und gleichen Nutzen haben, wobei denn auch nicht ein Jahrmarkt vergessen ist, der an diesem Tage hier gehalten wird; und der Bauer, wenn er von seinem Opfergelde etwas übrig behalten hat, verkauft

dasselbe in den Brantweinsbuden. Von dem Wunderbilde selbst werden die tollsten Legenden erzählt; alle mögliche Krankheiten, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, werden hier geheilt; die heilige Anna erstreckt ihre wunderthätige Kraft nicht bloß über Menschen, sondern auch über die Thiere. Wenn dem Bauer seine Kuh erkrankt, so wird der Schutz der Heiligen aufgerufen, und man giebt ihr das geweihte Wasser ein, das die Mönche auf dem Berge austheilen; wird das Thier durch Zufall gesund, so erhält die heilige Anna ein Dankopfer; stirbt es, so bringt man ein Sühnopfer dar, um die erzürnte Heilige zu versöhnen. So gewinnen die Mönche immer, es mag kommen, wie es wolle. Deshalb haben sie auch fast beständig Besuche von Bittenden, deren Einfalt sie benutzen, um sich und ihr Kloster zu bereichern. Es ist also kein Wunder, daß das Heiligenbild so von Kostbarkeiten strotzt. Die reichen und prächtigen Spenden, die hier fast täglich dargebracht werden, müssen seit langer Zeit dem Kloster einen ansehnlichen Schatz eingetragen

haben. Uebrigens sind die Mönche auf diesem Berge Menschen, welche einen so interessanten Aufenthalt gar nicht verdienen; es sind feindselig-gesinnte Heuchler, die alles verdammen, was nicht ihrem Wahnglauben huldigt; die der unerhörtesten Unwissenheit, dem grellsten Aberglauben ergeben sind, und mit einem rasenden Verfolgungsgeist alle Protestanten braten möchten, wenn ihnen die Macht dazu gegeben wäre. Schon mehrmals sind sie, ihrer intoleranten Gesinnungen wegen, in Untersuchungen gewesen, und haben eine ansehnliche Strafe für ihre feindseligen Unternehmungen gegen die Protestanten erlegen müssen; allein sie sind dadurch weder klüger noch vorsichtiger geworden; noch immer schimpfen sie in ihren Vorträgen auf die Ketzer; noch immer haben sich diese bei den großen Prozessionen vorzusehen, daß sie nicht durch Zufall die Wuth der intoleranten Mönche reizen, und dem entrüsteten Pöbel in die Hände fallen. Schade, daß dieses so herrlich gelegene Kloster von solchen bigotten Eiferern bewohnt wird; sie fühlen die Schönheiten nicht, mit denen sie

umgeben sind; und nur mit vieler Mühe vergönnen sie es dem Fremden, sich an dem reizenden Anblicke zu weiden, den man aus dem Kloster in die Ebenen von Polen, Ungarn und Mähren genießen kann. —

Das Städtchen *Pesehnicz*, am Fuße des *Anuaberges*, gehört gegenwärtig einem Herrn von *Schimonstky*. Es liegt in einer herrlichen Gegend; aber das ist auch alles. Dem Städtchen selbst fehlt jeder Reiz; es hat meistens hölzerne elende Häuser, ein verfallenes Schloß, und eine schlechte Kirche. Die schmutzigen engen Straßen sind ungepflastert, und die Einwohner treiben mehr ländliche als städtische Geschäfte. Ich würde den Ort nicht einmal nennen, wenn er nicht wegen seiner schönen Wasserquelle merkwürdig wäre. Diese entspringt aus einem ganz unbedeutenden Strudel, wächst aber in einer kleinen Entfernung so stark an, daß er einen ansehnlichen Bach bildet, der einen so reißenden Strom hat, daß er sieben Mühlen nach einander zu treiben im Stande ist.

Larnowicz, diese berühmte Bergstadt

Oberschlesiens, liegt zwei Meilen von Beuthen ab, in einer niedern Gegend, die rund um von Anhöhen umschlossen ist, aus deren Innerm man die Schätze der Erde hervorholt, und auf deren Oberfläche der trefflichste Weizenboden angetroffen wird. Groß ist das Städtchen nicht, und eben so wenig kann man es schön nennen; doch behauptet es seinen Rang unter den erträglichen Städten Oberschlesiens. Gerade, regelmäßige Straßen und prächtige Gebäude muß man hier nicht suchen; doch findet man hier mehr Reinlichkeit und Ordnung, als etwa in Lubliniz, Tost, Weiskretscham und andern Orten. Die Pfarrkirche ist weder ansehnlich groß, noch merkwürdig; in dem ehemaligen Kloster der Jesuiten werden jetzt junge Leute unterrichtet. Die evangelische Kirche schreibt ihren Ursprung schon aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts her. Denn Protestanten waren es, welche sich zuerst mit dem hiesigen Bergbau beschäftigten, und in kurzer Zeit so viel gesammelt hatten, daß sie eine massive Kirche nebst dem Schulhause aufführen konnten. Demohngeachtet sind

jetzt wenig Lutheraner hier, denn die nachher ausgebrochenen Religionsverfolgungen bewogen die meisten Familien zur Auswanderung, und erst unter preussischer Regierung ist ihnen die Kirche wieder gegeben worden. Der hiesige alte Prediger Horn soll ein ganz gescheuter Kopf seyn, doch will man seine Kanzelvorträge nicht loben. Ich kann darüber nicht urtheilen, denn ich habe weder ihn selbst persönlich kennen gelernt, noch auch seine Reden mit angehört. Die Einwohner des Städtchens sprechen deutsch, und sind gutmüthige, freundliche und gesellige Menschen. Die Stadt gehört dem Grafen Henkel von Donnersmark.

Was den Bergbau in dieser Gegend anbelangt, so hat derselbe verschiedene Perioden erlebt. Ein Bauer, Namens Rybka, gab dazu die Veranlassung, der in dieser Gegend ein Stück Silbererz auffand, welches sein Ochse während der Arbeit aufgedrückt hatte. Um Beuthen herum hatte man schon längst Blei und Silber gegraben, allein die Ausbeute verlor sich immer mehr, und im Anfange des sechszehnten

Zahrhunderts fing man auf die durch den Bauer erhaltene Weisung an, in der Nähe von Tarnowicz, wo damals weder Dorf noch Stadt stand, nachzusuchen. Man fand, arbeitete weiter, und legte einige Wohnungen an. Herzog Hans von Oppeln ertheilte dieser neuen Anlage städtische Gerechtsame, und gab ihr das Privilegium des Bergbaus. Tarnowicz wechselte mit der benachbarten Gegend zu verschiedenenmalen seine Herren, und die Uuternehmung ward von denselben, bald mit mehr, bald mit weniger Eifer betrieben; mancherley Hindernisse, besonders die drückenden Religionsverfolgungen, traten den gemachten Anstalten in den Weg; selbst die Natur verhinderte den Fortgang. Diese Gegend hat das Eigene, daß die ganze Erde mit Wasser durchdrungen ist. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, hat man schon mehrere Versuche, obgleich immer nicht mit ganz glücklichem Erfolg, gemacht. Kaum hatte man das Wasser einigermaßen gehemmt, so legte der graue Lettenboden neue Hindernisse in den Weg. Auch gegen diesen nahm man zu allerhand Mitteln seine Zuflucht, allein es war nur eine temporaire Hülfe, und die natürlichen

Schwierigkeiten häuften sich immer von neuem. Aber das war noch nicht genug; auch von außen legte man, wie gesagt, der Unternehmung, durch Intoleranz und Fanatismus, Hindernisse in den Weg. Was Wunder denn, daß die thätigsten Menschen ermüdeten, und in andern Gegenden ihren Unterhalt suchten? Dieß geschah denn zum Nachtheil der ganzen Unternehmung. Schon versprach man sich von derselben eine reiche Ausbeute, schon entsprach der Erfolg der Erwartung, und wenn den alten Nachrichten zu trauen ist, so soll man schon jährlich an funfzehntausend Centner Bley, und an viertausend Mark Silber gewonnen haben. Allein dieser glückliche Anfang wurde gestört, und Jahrhunderte lang erhob sich die Unternehmung nicht wieder zur anfänglichen Größe. Erst nach Beendigung des dreißigjährigen Krieges begann man hier den Bergbau mit neuer Thätigkeit; allein man ermüdete abermals bey den Hindernissen, und die Ausbeute fiel nicht so reichlich aus, als vormals. So blieb es denn, bis Schlesiens Besiz dem Könige von Preußen gesichert war; seit dieser

Zeit machte man mehrere Projekte, den hiesigen Bergbau wieder zu heben, und im Jahr 1783 ward endlich das ganze Werk auf königliche Kosten unternommen. Nun ging man mit Eifer ans Werk, und schon in der ersten vier Jahren gewann man, in der sogenannten Friedrichsgrube, nahe an siebzigtausend Centner Erz, worauf 37000 Thaler gewonnen wurden. In den Schächten selbst bin ich nicht gewesen, theils weil ich nicht Gelegenheit dazu hatte, theils weil ich, aufrichtig gesagt, den abscheulichen Schmutz, und manche andere Beschwerde scheute, der mit dem Hinunterfahren in diese unterirdischen Wohnungen ganz unvermeidlich ist. Wer daher etwas näher darüber erfahren will, den verweise ich auf Zöllners Reisen, wo er sowohl die Natur des Gebirges, als auch andere Merkwürdigkeiten kennen lernen, auch die Beschreibung der prächtigen Feuermaschiene nachlesen kann, die hier gebraucht wird, um das Wasser aus den Gruben zu schaffen. Aus den hier herum angelegten Eisensteingruben, deren Ertrag jährlich mehr als zweimal hunderttausend Centner schönes Erz ausmacht, wer-

den fast alle hohe Oefen in ganz Oberschlesien mit Erz versorgt.

Alle aus dem Bergwerke von Tarnowicz gewonnenen Materialien werden in der schönen Friedrichshütte geschmolzen, die eine Meile von der Stadt entfernt, und jetzt ein sehr feuerfestes Gebäude ist, nachdem das erstere, bald nach seiner Anlage, ein Raub der Flamme wurde. Die ganze Anlage gleicht von weitem einer kleinen Stadt, denn sie enthält: das große Hüttenwerk, ein ansehnliches Haus zur Wohnung für die Offizianten, einige Familiengebäude, einen Kalkofen, ein Rösthaus und einige artige Gärten. Die Gegend umher ist vortreflich, und hat so mancherley Abwechslungen, daß die hiesigen Offizianten sehr Unrecht über Langeweile klagen. Was die hier geschmolzenen Erze betrifft, so hat man deren dreyerley Hauptarten. Unter diesen zeichnet sich das Graupenerz aus, von denen hundert und vierzig Pfund mehr als fünf Loth reines Silber enthalten. Das Stufenerz hat nicht so viel Silber, aber 140 Pfund geben wenigstens hundert Pfund Blei. — (Man vergl.

Böllners Reifen.) In einem hohen Ofen werden funfzig bis sechszig Centner Erz, eben so viel Schlacken, und ohngefähr neun Centner granulirten Eisens geschmolzen. Durch Röhren wird das ganze geschmolzene Material in eigne große Gefäße geleitet. Das Bley selbst gießt man hernach in runde Formen, die ohngefähr einen halben Centner, und darüber, schwer sind. So zubereitet, kommt es in den sogenannten Treibofen, wo man die Glätte, den Heerd und das Bliksilber gewinnt. Die ganze Feuerung geschieht mit Steinkohlen. Die feinere Glätte wird als Kaufsmannswaare verschickt, die gröbere wird mit dem, was sich am Heerde ange-setzt hat, noch einmal geschmolzen, und das Silber davon geschieden. Das gewonnene Silber wird in einem andern Ofen, der sehr künstlich eingerichtet ist, fein gebrannt. Die Ausbeute beträgt jährlich an zwanzig bis zwei und zwanzig tausend Thaler reines Silber; außerdem kann man den jährlichen Gewinn an Bley im Durchschnitt wenigstens auf dreißigtausend Centner ansetzen.

Das kleine Städtchen Lost, drey Meilen

von Tarnowicz, gehört einer gräflichen Familie, deren Namen ich mich nicht entsinnen kann. Schon von weitem sieht man es dem Städtchen an, daß es nicht viel besser, als ein gewöhnliches polnisches Nest ist, und wenn man hineinkommt, wird man vollkommen davon überzeugt. Aber die Lage dieses Städtchens auf einer beträchtlichen Anhöhe ist vortreflich, und die ganze Gegend prangt mit reizender Mannigfaltigkeit. Auf dem höchsten Gipfel dieser Anhöhe liegen die herrschaftlichen Gebäude, zwey Schlösser, von denen das neueste halb zusammengestürzt, das alte aber noch ziemlich bewohnbar ist. Dieser altgothische Pallast hat alle die Verzierungen, die solchen Gebäuden eigen sind. Unter andern befindet sich an der Decke des großen Saals ein Gemälde; das Einen der ältesten Besizer desselben, als kaiserlichen Feldmarschall, mit allen seinen Orden und Ehrenzeichen bekleidet, zu Pferde darstellt. Mehrere solcher ähnlichen Darstellungen, alte Bildhauerarbeiten und dergleichen, findet man fast in allen Zimmern dieses weitläuftigen Gebäudes. Die Ansicht von hier hinab auf den

schönen herrschaftlichen Garten, der unten im Thale liegt, so wie auf die ganze Gegend umher, ist äußerst reizend und mannigfaltig. Die Südostseite dieser Anhöhe ist zu einem reizenden Weinberge umgeschaffen, der sehr wohlschmekende Trauben schenkt. In der Stadt ist, wie gesagt, nichts Merkwürdiges, und selbst die Kirche hat, außer ihrer schönen Lage, nichts was sonst interessiren kann.

So reizend die Gegend um Tost ist, so äußerst ermüdend und unangenehm ist die um Groß-Strelitz, zwey Meilen weiter. Dieß ist die Hauptstadt einer Herrschaft, die dem Grafen Colonna gehört, einem der reichsten Partikuliers in Schlessien. Diese ganze Herrschaft ist größtentheils eine Sandwüste, und wird nicht sowohl wegen ihres blühenden Ackerbaues, als vielmehr wegen der großen und prächtigen Forsten merkwürdig, die zu derselben gehören. Der Erbherr dieser Herrschaft ist reich, aber den armen Bauern fehlt es am Nothbedarf; sie leben in den kümmerlichsten Umständen von der Welt, und müssen der Herrschaft sehr beschwerliche Dienstleistungen thun. Man

will das Betragen des Grundherrn gegen seine Unterthanen nicht sehr loben; und unpartheyische Leute versichern, daß der Bauer nirgends auf der Welt in einem größern Druke leben kann, als es hier der Fall ist. Ich will darüber nichts entscheiden, aber den Jammer liest man den armen Leuten auf dem Gesichte. So viel ist gewiß, bey dem Tode des alten Grafen waren die Revenüen der Herrschaft sehr derangirt. Der junge Graf, der fast beständig auf Reisen ist, übertrug die Verwaltung der Güter seiner Mutter, und einem alten Hausfreunde, einem Herrn von Haraschowsky. Dieser Mann hat nun alles wieder in Ordnung gebracht, und die Herrschaft um Tausende bereichert; aber die Bauern werden von Jahr zu Jahr immer ärmer. Ob das recht ist, will ich hier nicht auseinandersetzen; aber von Menschenliebe und Billigkeit giebt es wenigstens keinen Beweis. Dem sey nun wie ihm wolle: die Herrschaft wohnt prächtig, giebt zuweilen glänzende Feten, und der Herr Graf läßt den größten Theil seines Einkommens im Auslande aufgehen. Das schöne große Schloß

in der Stadt ist vortreflich eingerichtet, nur fällt es nicht sehr in die Augen, da es unter den andern Gebäuden versteckt liegt. Um die Stadt herum läuft eine alte, halb verfallene Mauer. Die Stadt selbst ist ziemlich artig gebaut, aber bey den hier wohnenden Menschen sucht man umsonst nach einem geselligen Umgang. Die meisten von ihnen sind Polen, einige deutsche Handwerker und königliche Offizianten ausgenommen. Die Garnison besteht aus einer Compagnie brauner Husaren, unter dem Major von Erichson, einem muthigen, aber ungeselligen Manne, der alles auf gut-militairisch behandelt. Der Ring ist ein recht hübscher Platz, besonders nimmt sich der hohe spitze Thurm des Rathhauses sehr gut aus. Die Kirche ist recht hübsch, aber sonst von keiner Bedeutung. — Der gräfliche Garten will nicht viel sagen, und die Herrschaft hat noch überdem den kleinlichen Egoismus, diesen einzigen Spaziergang in dieser traurigen Gegend zu verschließen, und es für eine besondere Vergünstigung anzurechnen, wenn Einem oder dem Andern der Eintritt in den Garten erlaubt wird. Uebrigens beschäftigt sich der Graf, wenn er hier

ist, mit Bauen, und die alte Gräfin mit geistlichen Unterhaltungen. Bigotterie ist hier und in der ganzen Stadt einheimisch; auch die Familie des Cheffs der Garnison sucht darinn einen besondern Vorzug, vor dem lieben Gott als sehr heilige Wesen zu erscheinen.

Oppeln ist unstreitig die beste und größte Stadt in Oberschlesien. Diese Stadt, ehemals der Siz eines eigenen Herzogs, der in diesen Gegenden ein ansehnliches Fürstenthum beherrschte, ist jetzt königlich. Das ganze Fürstenthum hat einen ungeheuern Ueberfluß an Waldungen, die sich ganze Meilen weit erstrecken, und zum Theil Niederschlesien, besonders Breslau, mit Bau- und Brennholz versehen. Das letztere wird in kleinen Stücken in die Oder geworfen, und so dem Laufe des Flusses überlassen, indessen die Menschen die Reise zu Lande machen. Ohnerachtet auf dieser Fahrt viel Holz unterweges liegen bleibt, auch wohl eine beträchtliche Menge verlohren geht, so bringt dieser Handel dennoch einen ansehnlichen Gewinn. Eine Klafter gutes Brennholz kostet, an Ort und Stelle, drey

bis vier Thaler, und in Breslau wird sie mit zwanzig bis vier und zwanzig Thaler bezahlt. Die Oppeln'schen und die Ratiborschen Forsten liefern den größten Holzbedarf nach Breslau. Diese Waldungen sind also für das Land eine der ersten Quellen des reichlichsten Einkommens, und viele Menschen ziehen davon Gewinn, die das Holz in großen Schlägen aufkaufen, und es durch ihre Commissionairs in Breslau verhandeln lassen. Es versteht sich von selbst, daß auch in diesen Forsten viel Wild angetroffen wird, welches sich erstaunlich vermehrt, da nur den königlichen Bedienten das Schießen erlaubt ist. Einen zweiten reichhaltigen Ertrag liefern die Menge von Seen, welche viele und treffliche Fische enthalten. In einem Lande, dessen größter Theil von Einwohnern noch mit Leib und Seele den Ceremonien anhängt, die der katholische Gottesdienst zur Pflicht macht, ist dieser Fisch-ertrag ein sehr wichtiger Bedarf, der ansehnliche Summen einbringt. Der Oppeln'sche See nahe bey der Stadt ist unter allen, die sich in Oberschlesien befinden, der größte und reichhaltigste. Er wird, so wie die andern,

alle drey oder vier Jahre abgelassen, und mit Getreide besäet, das alsdann hier herrlich gedeiht. Uebrigens hat dieses Fürstenthum auch einen sehr reichen Ackerbau, der mit weit mehr Sorgfalt, als in dem übrigen Oberschlesien, und auch mit weit besserem Erfolge betrieben wird. Der Boden hat zwar hin und wieder große Sandstrecken, allein er wechselt auch wieder mit guter tragbarer Erde ab, und selbst die Sandwüsten und Heiden werden von Jahr zu Jahr sorgfältiger angebaut, so, daß das Land nicht allein an innerm Bedarf Ueberfluß hat, sondern auch noch eine Menge von Getreide verhandeln kann.

Die Stadt Oppeln selbst ist, wie gesagt, eine ziemlich hübsche und ansehnliche Stadt. Die Straßen sind gerade, und schön gepflastert. Die Häuser haben fast durchgängig einen Anstrich von Modernität, und gewähren einen freundlichen Anblick. Um die Stadt herum, läuft eine Mauer, die aber, da sie nicht unterhalten wird, von Jahr zu Jahr immer mehr verwüstet. Das Schloß ist unter den öffentlichen Gebäuden gerade am wenigsten, und

blos seiner Antiquität wegen, merkwürdig. Eben so ist auch die große Pfarrkirche nur als gothisches Denkmahl bemerkenswerth. Das katholische Collegialstift ist sehr hübsch, am meisten aber erregt das schöne Jesuitenkollegium Aufmerksamkeit, das unstreitig das schönste Gebäude in der Stadt ist. Auch das Rathhaus verdient bemerkt zu werden, mitten im Viereck des Ringes, das mit seinem schönen Thurme und den um ihn herumlaufenden Gebäuden eine recht artige Ansicht gewährt. Ueber die Oder führen drey schöne Brücken. Die Einwohner sind gutmüthige Menschen, welche größtentheils deutscher Abkunft sind, daher auch die deutsche Sprache, außer in der Conversation mit dem Landvolk, hier die herrschende ist. Sie treiben, wie gesagt, einen starken Handel mit Holz nach Niederschlesien. Auch einiger hier angelegten Privatfabriken ist zu gedenken, unter denen sich besonders die trefliche Lederfabrik des Herrn Beer auszeichnet. An diesen würdigen Mann war ich durch seinen Sohn, von Breslau aus, empfohlen worden; und ich kann nicht umhin, ihm und seiner Familie für die

gütige Aufnahme zu danken, die ich bey ihm fand. Mein Aufenthalt in dieser Stadt war nur kurz, aber ich habe sehr angenehme Stunden darin — verlebt. Uebrigens liegt hier der Staab eines Kürassierregiments in Garnison.

Jetzt noch ein paar Worte über Oberschlesiens Cultur und andere Verhältnisse! — Es fehlt in Oberschlesien, ohnerachtet der Sandstrecken und der großen Moräste, nicht an gutem, tragbarem Boden, doch wird er an Fruchtbarkeit nie dem Niederschlesischen, selbst nicht dem zu Oberschlesien gehörigem Distrikte, auf der linken Seite der Oder gleichkommen. Zwar hat die Regierung in neuern Zeiten unendlich viel gethan, um der Fruchtbarkeit aufzuhelfen, zwar hat der Graf von Hoym, als dirigirender Minister, mit der lobenswürdigsten Thätigkeit für die Verbesserung der Cultur gesorgt, allein es giebt noch immer zu viel politische Hindernisse, die den guten Absichten der Regierung im Wege stehen. Man hängt hier noch im Durchschnitt viel zu stark an veraltete Vorurtheile, die man von den

Voreltern ererbt hat, und denen man ohne Ueberlegung folgt. Da, wo diese Vorurtheile nicht mehr herrschend sind, hat man auch schon große Fortschritt in der Cultur gemacht, wie der Fürst von Ples und einige andere Herrschaften zum Beweise dienen. Strichweise ist aber auch der Boden zu undankbar, als daß eine merkliche Verbesserung gedeihen sollte; und so sehr man sich auch hin und wieder Mühe giebt, so kann man doch dem kalten Letten und dem dürren Sande nur mit großer Anstrengung spärliche Früchte abgewinnen. Dies ist der Fall in vielen, vielen Gegenden Oberschlesiens, und es giebt selten einen Strich von mehreren Meilen, wo man schöne, schwarze und fette Erde antrifft; meistens muß man sich mit einem Boden von mittlerer Güte begnügen. Indessen ist doch in neuern Zeiten erstaunlich viel geschehen, und statt daß man sonst auf den besten Gütern höchstens das vierte Korn gewann, so kann man jetzt schon daselbst das sechste bis siebente Korn rechnen. In den meisten Gegenden Oberschlesiens haben die Beete eine sehr schmale, wellenförmige Gestalt, und

zwischen denselben laufen tiefe und breite Furchen, die unbebaut liegen bleiben, und bloß zum Auffammeln des Wassers bestimmt sind. Diese Einrichtung, so unökonomisch sie auch bey dem ersten Anblick erscheint, indem dadurch eine Menge Landes verlohren geht, ist jedoch höchst nothwendig, und sehr ökonomisch berechnet. Allenthalben, wo diese Einrichtung gemacht ist, da ist nur der obere Boden, in einer tiefe von einem, höchstens anderthalb Fuß tragbar; unterhalb desselben befindet sich eine dicke Masse von Leimen oder Eisenerde, die kein Wasser durchläßt. Wäre nun diese Einrichtung nicht getroffen, und hätte man demohngeachtet breite, neben einander fortlaufende Beete gemacht, so würde das häufige Wasser, welches dann keinen Abfluß hätte, bald die junge Saat ersticken, und nichts würde gedeihen. So aber wird dieses verhindert; die Furchen sind gleichsam die Canäle, in denen sich das überflüssige Wasser sammelt, und nach und nach verdunstet, oder in Graben abgeleitet wird. Verlust ist freylich immer dabey, aber er ist erträglicher, als wenn die ganze Saat erstikte, da

jezt doch nur der kleine Theil Schaden leidet, der in die Furchen fiel.

Noch vor zwanzig Jahren war es in Oberschlesien weit schlechter als jetzt bestellt. Mehrere tausend Morgen Landes lagen verwüstet da, theils, weil man in den Wahn stand, als verlohnte der Boden die Mühe des Ackerbaues nicht, theils, weil es an Menschen fehlte. Dem allen haben gescheute Oekonomen abgeholfen, und Jahrhundert alte Wüsteneyen sind in tragbarem Boden umgewandelt. Es wäre der Mühe werth, zu untersuchen, wie viel in diesen Jahren zum Vortheil des Anbaues von Oberschlesien gethan ist. Demohngeachtet aber muß man nicht glauben, daß in Oberschlesien kein todtes Land mehr angetroffen wird; es giebt noch ungeheure Strecken davon, und an vielen Orten legt die Natur selbst unübersteigliche Hindernisse in den Weg. So viel Versuche man auch schon gemacht hat, verschiedene große Moräste auszutrocknen, so will es doch damit nicht recht fort, und es zeigen sich unvorhergesehene Schwierigkeiten. Große Oekonomen legen also an solchen wüsten Plätzen, Holzungen an, und versuchen, sie wenigstens dadurch auf irgend eine Weise zu benutzen; welche Bemühung denn auch nicht ohne einträglichen Erfolg bleibt.

Dennoch hat Oberschlesien an Getreide hlnslänglichen Bedarf, und das will viel sagen, wenn

man bedenkt, wie groß die Consumtion in diesem Lande ist. Der Bauer kennt fast keine andere Speise, als Brod, und wenn er das im Ueberflusse hat, so ist er zufrieden. Wenn in Deutschland, wo der Bauer andere Nahrungsmittel zu sich nimmt, und das Brod nur als eine Nebenkost betrachtet, eine Familie monatlich einen Scheffel bedarf, so braucht der Oberschlesier, bey dem das Brod die Hauptkost ausmacht, wenigstens drey Scheffel. Und nun rechnet man noch hinzu, welches eine ungeheure Menge von Getreide in den Brantweinbrenneren verbraucht wird, ein Getranke, das der hiesige Brauer nothwendig haben muß, wenn er des Lebens froh werden will. Brantwein, sey er so schlecht als er immer wolle, ist für ihn ein Göttertrank. Wir können ihn nicht ohne widerlichen Ekel in den Mund nehmen, er gießt ihn in großen Gläsern hinab, und findet darin einen unaussprechlichen Wohlgeschmack. Daher werden alle Arentatores in Oberschlesien reich, ob sie gleich von einem äußerst dürftigen Volke leben müssen, dem es oft an dem nothwendigsten Bedarf fehlt. Es ist zum Erstaunen, welche enorme Pacht diese Leute der Grundherrschaft bezahlen müssen, und man sollte es sich kaum als möglich denken, daß eine so große Summe, aus den Einkünften einzelner Groschen gesammelt werden könnten. Doch bezahlen sie nicht allein

ihre jährliche Abgaben, sondern legen sogar Summen an, die nicht unbeträchtlich sind. Es wäre zu wünschen daß diese Arenden nicht wären; sie sind die Quelle so manches Unheils, und die erste Ursache der großen Armuth, unter der das hiesige Landvolk seufzt. Das bischen Geld was die Hofegärtner und Roböttbauern gewinnen, tragen sie in die Arende, und lassen ihre Familien Nothleiden; ja, sie verkaufen oft ihr Deputat, um es zu vertrinken, oder sie stehlen der Herrschaft, was sie erreichen können, saufen so lange, bis der letzte Groschen aus der Tasche ist, und begehen in der Trunkenheit die ärgsten Ausschweifungen; denn der Oberschlesier ist, wie der Poete, in der Besoffenheit ein rasender Unmensch, und der kriechende Sklave ist in diesen Stunden ein wildes Thier, das sich nicht bändigen läßt.

— Gewöhnlich ist es ein Jude, der eine solche Arende pachtet, und die niedrigsten Kunstgriffe anwendet, um das Volk auszusaugen, und den letzten Heller desselben in seine Tasche zu locken. Zwar giebt es königliche Verordnungen, die schlechterdings alle Juden von der Pachtung der Arenden ausschließen, allein die Herrschaften kehren sich nicht daran, denn sie gewinnen dabei; kein Christ bezahlt ihnen eine so enorme Pacht; und ob das arme Volk darunter leidet, was kümmert das sie? Nur auf den Arenden des Fürsten von Pleß und einiger andern Herrschaften,

sind keine Juden angestellt. Außer dem Branntwein hat auch noch jede Arende das Recht des Bierchanks, nicht aber des Brauens, welches dem Kretschmer zusteht, der ebenfalls ein Jude ist. Indessen trinken die Bauern nicht viel Bier; deshalb müssen viele Herrschaften, ohnerachtet sie einen Brauer auf ihren Gütern haben, oft Meilenweit schicken, um einen ordentlichen Trunk Bier zu erhalten; besonders ist dieß der Fall auf denen Gütern, die nicht an großen Landstraßen liegen. — Hamnard behauptet, der Graf Colonna habe alle Brenneren auf seinen Gütern aufgehoben. Es ist möglich, daß dieß im Jahr 83 wirklich geschehen ist; allein im Jahr 98 habe ich alles wieder im alten Gange gefunden, denn der Graf, oder vielmehr sein Gesellschafter, ist ein zu guter Oekonom, als daß er einen solchen Gewinn für die herrschaftliche Casse verschleudern sollte.

Ohnerachtet nun in neuern Zeiten in Oberschlesien merkliche Verbesserungen in Betref des Auerbaus vorgenommen sind; ohnerachtet Oberschlesien gegenwärtig nicht nur zu seinem Bedarf hinlängliches Getreide hat, sondern auch noch einen ansehnlichen Theil desselben versenden kann, so ist es doch ausgemacht, daß, wenn alle noch un bebaut liegende sogenannte Landen und Aecker gut bedünget und besäet würden, daselbst wenigstens noch einige tausend Menschen mehr leben

könnten! Wie viele treffliche neue Anlagen könnten hier noch gemacht werden, zu denen in den lezttern Jahren ein so schöner Anfang gemacht ist! Welche neue ansehnliche Dorfschaften könnten sich noch aus mehreren Wüsten erheben. Die Kosten dieser Baue würden sehr gering seyn; denn es fehlt fast allen Gegenden Oberschlesiens nicht an Kalksteinen, Bauholz und andern nöthigen Materialien; mithin dürfte man nur wollen, um neue Colonien zu schaffen; freylich müßte man denn aber vorher das alte Bedrückungssystem aufheben, dem Unterthan mehr Freyheiten schenken, und für seine Bildung thätiger besorgt seyn; denn dieß sind eben die Hindernisse, die deutsche Colonisten abhalten, sich in Oberschlesien, auch bey den besten Vorschlägen, niederzulassen. — Die Ursachen, daß es in Oberschlesien, noch so viele unangebaute Gegenden giebt, deren Boden zum Fruchtertrag ergiebig genug seyn würde, kann man füglich in folgenden Gründen aufsuchen: 1) Viele Herrschaften haben mehr Acker, als sie mit allen ihren robotsamen Bauern bestreiten können. Es muß also übermäßig gearbeitet werden, um nur das Nothwendigste zu bearbeiten; und doch bleibt ein großer Theil liegen, und an neuem Anbau kann gar nicht gedacht werden. Solte diesem Uebel abgeholfen werden, so müßte es durch Anlegung neuer Colonien, und durch Aufopferung mehrerer alter Gerechtsame gesche-

hen. 2) Es giebt Dörfer, wo nicht einmal alle Bauergüterstellen besetzt sind, denn wie gesagt, man fürchtet, sich einem solchen Zuche zu unterwerfen, als hier zur Bedingung gemacht wird. Viele Bauern verlassen daher ihre Stellen, und suchen menschlich-gesinnte Herrschaften auf, wo sie sich wieder ankaufen. Daher sind alle jene Güter, wo man die Bauern zu unmenschlich behandelt, weit schlechter bestellt, als die, wo man den Leuten mehrere Freiheiten gestattet. 3) Es fehlt sehr oft an Dünger, für den man erst jetzt mit größerem Fleiße zu sorgen anfängt, statt daß man ihn sonst unbenuzt liegen ließ, und zur Verbesserung des Aekers gar nicht anwandte. 4) So sehr auch die Städte in den letzten Jahren an Einwohner zugenommen haben, so fehlt es doch noch immer im Durchschnitt an Consumenten, die das überflüssige Getreide dem Gutsherrn um einen Preis, wobey er bestehen kann, abnehmen, und es ihm nicht Jahrelang auf den Schüttboden liegen lassen, so daß er sich genöthigt sieht, es um ein Spottgeld loszuschlagen. Wenn der Edelmann also nicht einmal seinen jetzigen kleinen Getreidebedarf ordentlich absetzen kann, warum soll er denn auf größern Ertrag denken und Kosten verwenden, die ihm nicht bezahlt werden. Wenn er in Ratibor oder Oppeln für sein Getreide im Ganzen einen Reichsthaler per Scheffel erhält, so hat er es theuer abgesetzt, statt daß

man in Breslau zwey bis drittehalb Thaler dafür bezahlt. In kleinern Städten muß er es noch wohlfeiler los schlagen. —

In Oberschlesien baut man am häufigsten Roggen, Waizen, Gerste, Haber, Heidegrüze, und Buchwaizen an. Mit dem Hanf- und Flachs- bau beschäftigt sich besonders der Bauer noch am wenigsten, so viel Vorthelle er auch von diesem Produkt ziehen könnte. Er kauft lieber das nöthige Flachs auf, statt das er es selbst auf seinen Acker gewinnen könnte. Die Gutsherrschaft selbst sorgt weit besser für dieses Produkt, und wo sie sich um den Bauer bekümmert, da wird derselbe allenfalls zum Anbau angehalten; wo man ihn aber seinen Willen läßt, da beschäftigt er sich selten damit. Tobak baut der Bauer hin und wieder an; allein es ist ein erbärmliches Produkt, und kann höchstens für ihn allein einige Unnehmlichkeit haben. Der Cartoffelbau wird nun endlich in neuen Zeiten, nach so manchem Zwangsmittel, mit Ernst betrieben, und fast jeder Bauer hat auf seinem Gütchen einen kleinen Flek mit dieser angenehmen Brodtfrucht besäet. Mit dem Obstbau will es noch immer nicht recht gehen; freylich giebt es Obstgärten, und zwar gedeihen die Früchte recht zum bewundern schön, allein man wendet doch noch nicht den nöthigen Fleiß dabey an, und überläßt die Frucht bäume zu sehr der bloßen Wartung der Natur. Allenfalls macht

hin und wieder ein sybaritischer Edelmann, um seinen Gaumen zu kätzeln, einige Obstanlagen, und setzt einen Kunstgärtner darüber, der denn Sorgfalt und Mühe verwenden muß, um es recht schmackhaft zu machen; allein im Durchschnitt ist für die Obstzucht noch immer nur wenig gethan. Stellenweise hat man einige Maulbeerbäume angepflanzt; aber das Ganze ist eine Spielerey; denn weder Boden noch Klima begünstigen den Seidenbau. Mit der Bienenzucht beschäftigt man sich hin und wieder, allein so ergiebig auch dieses Produkt hier seyn könnte, so befindet es sich doch immer in einem sehr mangelhaften Zustande.

Die Viehzucht, besonders die Schaafzucht, ist in neuern Zeiten mit großer lobenswerther Sorgfalt von dem größten Theil des Adels getrieben worden. Dagegen vernachlässigt der Bauer dieß gänzlich, und muß es vernachlässigen, denn es fehlt ihm sogar an Zeit, seinen kleinen Acker zu bestellen. Es giebt Schaafheerden von tausend bis drey tausend Stück, und Herrschaften, denen es Ernst ist, lassen sich aus Niederschlesien eigene Schäfer kommen, und wenden große Kosten an die Veredelung dieser nützlichen Thiere. Viele aber setzen auch irgend einen Unterthanen, der wenig oder gar nichts von diesem Geschäfte versteht, zum Schäfer ein, und geben ihm einen kargen Lohn, wobey er unmöglich be-

stehen kann. Das Ansehnlichste was er erhält, ist das Deputat, wovon er freulich leben kann; aber sein Geldlohn beträgt jährlich höchstens zehn bis zwölf Reichsthaler. Dagegen bekommt er ein oder anderthalb Scheffel Waizen, fünfzig bis achtzehn Scheffel Korn, fünf bis sechs Scheffel Gerste, zwey Scheffel Erbsen, vier Scheffel Hirse, zwanzig Quart Butter, eben so viel Salz und zwey bis drey Achtel Bier. Gewöhnlich hat die Frau des Schäfers auch das Kindvieh unter sich, und diese bekommt denn apparte Bezahlung und Deputat. Diese Leute machen sich vieler Betrügereyen schuldig, um etwas zu gewinnen, wofür sie sich denn einige Kleidungsstücke anschaffen, wozu der Geldlohn nicht hinreicht. Indessen ist denn doch für diese Thiere am meisten gesorgt, und sie sind mit eine Hauptquelle des Einkommens für die großen Gutsbesitzer. — Mit der Kindviehzucht hat man sich bisher elne unverantwortliche Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen; und nur erst in den letztern Jahren ist man auf einige nöthige Verbesserung bedacht gewesen. Jetzt findet man denn doch auch schon hin und wieder Futterkräuter mit gehöriger Sorgfalt angebaut, und unzugängliche Wiesen durch Canäle ausgetrocknet; vorhin war das gar nicht der Fall. Dennoch erreicht das Hornvieh nicht die Größe und Stärke wie in den benachbarten Ländern, und die Kühe geben nicht so viel Milch,

als man, ihren Eitern nach zu urtheilen, erwarten sollte. Noch erbärmlicher steht es um das Vieh der Bauern, die auf Gemeinhütungen kümmerlich ihre Nahrung suchen, und dabey strenge und anhaltend arbeiten müssen. -- Die Pferdezucht ist, seit den Anlagen schöner Stutereyen, merklich vortheilhaft gestiegen; davon liefern die schönen und starken Thiere, die aus den Stutereyen des Fürsten von Pless, so wie aus den königlichen kommen, einen redenden Beweis. Mit den Pferden der Bauern hingegen ist es ganz etwas anders. Diese armen Thiere müssen, wie ihre Herren, ohne Rücksicht mühevoll arbeiten, und erhalten kaum so viel Nahrung als sie bedürfen, um ihr Leben zu fristen; mehr kann ihnen der Bauer nicht geben, wenn er auch wolte; denn den Nothbedarf muß er fast zusammenbeteln; hat er sich nun ein junges, muntres Pferd für zwölf bis funfzehn Dukaten gekauft, so wird es durch die anhaltende Arbeit, und durch das karge Futter, bald ein elendes Gerippe, das nach einigen Jahren unbrauchbar wird, und dessen Tod dem armen Bauer mehr Thränen kostet, als vielleicht der Verlust seines Kindes ihm kosten würde.

Was die Forsten anbelangt, so giebt es in Oberschlesien noch ungeheure große Waldungen, so unverantwortlich man auch damit in den frühern Zeiten gewirthschaftet hat. Der größte

Theil derselben besteht aus Nadelholz, selten findet man einen kleinen Eichenwald, höchstens sieht man eine Eiche oder Buche hin und wieder verstreut. Kaiserliche und königliche Forstgesetze haben dem herrschenden Unwesen, wodurch die Waldungen verwüestet wurden, zwar ein Ende gemacht, und der Edelmann kann wider den Befehl der Regierung seinen Wald nicht nach Willkühr zusammenschlagen, sondern muß sich mit dem ihm angewiesenen Theil begnügen; demohngeachtet aber wird doch noch viel Schaden gemacht. Besonders verfault ein beträchtlicher Theil des Holzes ungenutzt. Denn es ist den Unterthanen erlaubt, sogenanntes Klaubholz im Walde aufzulesen, darunter versteht man die verdorrten Zweige, und die kleinen durch den Wind ruinirten Stämme. Was nun an einem abgelegenen und entfernten Ort fällt, das bleibt ungenutzt liegen, und verfault im Walde; denn der Bauer nimmt nur das, was ihm am nächsten liegt; er ist zu faul, um das Entfernte aufzusuchen; allenfalls bricht er sich auch frische Nester ab, und verbirgt sie unter den trocken. Den größten Schaden fügt indessen den Waldungen noch das Vieh zu, denn es ist in ganz Oberschlesien Mode, das Vieh unter Aufsicht eines Jungen oder Mädchens von zehn Jahren in den Wald zu schicken, um es da grasen zu lassen. Indessen nun der Hüter bey seiner Spindel sitzt

oder schläft, vertheilt sich das Vieh im Walde, naat die Rinden der jungen Bäume ab, und beschädigt auf diese Weise eine große Menge junges Laubholz, das ein stattlicher Wald geworden wäre. — Es versteht sich von selbst, daß in diesen großen Waldungen viel Wild befindlich ist, besonders an Hasen, Füchsen und wilden Schweinen. Die Herrschaft hat gewöhnlich die hohe und niedere Jagdgerechtigkeit, doch nicht ohne alle Einschränkung. Von dieser Regel macht man indet nur wenig gebraucht, weil man nicht viele Abnehmer findet. Der Adel, so delicat er auch zu schmausen versteht, findet doch Wild genug auf seinem eigenen Gute, und darf es mithin nicht vom Nachbar kaufen, und die Städte sind zuweilen zu weit entfernt, als daß der Transport dahin nicht mehr kosten sollte, als dafür gewonnen wird. Der Gutsherr begnügt sich also damit, daß er aus seinen Wäldern nur dasjenige Wild zieht, daß er zu seinem Bedarf nöthig hat. Zum Vergnügen, und um die Zeit zu vertreiben, beschäftigen sich die Herren zuweilen mit der Treibjagd, wobey denn die Unterthanen helfen müssen, sonst ist auch die Hezze sehr in der Mode, wobey man sich königlich amüsirt, obgleich Menschen und Vieh dabei zu Schanden gehen.

Auf allen Gütern, wo es Teiche giebt, benutzt man dieselben, wie ich schon gesagt habe,

mit ungemeinem Vorthell. Diese Teiche sind so voll Fische, daß die Herrschaften nicht allein Jahr aus Jahr ein ihre Tafel damit besetzen, sondern auch noch viele tausend Schock Karpfen und andere Fische verkaufen können. Gewöhnlich geht die große Fischerey erst im Oktober an, wo zuweilen das Wasser schon gefroren ist. Die armen Unterthanen müssen in dieses kalte Wasser hinein, müssen den ganzen Tag darin ausdauern, und die Fische mit Netzen oder auch mit den Händen fangen. Der Hausherr steht in seinen Pelztiefeln und Pelzschlafrock dabey, und freut sich des Seegens, ohne an die traurige Lage seiner Unterthanen zu denken. Weisfische wirft man gewöhnlich zu Tausenden auf die Dämme, und läßt sie daselbst von den Vögeln des Himmels verzehren oder verfaulen. Die Karpfen aber bringt man in große Behälter. Aus diesen Behältern werden sie nun Schockweise verkauft, und zwar so, daß das Stück großer Karpfen ungefähr drey bis vier gute Groschen kostet. Der Absatz ist bedeutend, besonders auf Gütern, die nahe an Städten liegen, wo man zur Zeit der Fasten viele Fische braucht.

Was den Handel dieser Provinz betrifft, so ist der Holzhandel noch der beträchtlichste. Die großen Eisenwerke, Frischfeuer, hohe Defen, Brennerereyen und andere dahin einschlagende Anlagen, nehmen gegenwärtig nicht mehr so viel

Holz weg, seitdem man angefangen hat, das große oberschlesische Mineral dabei zu benutzen, und mit abgeschwefelten Steinkohlen zu feuern. Dieses große Holzersparniß wird nun zum Handel angewandt, und die Oder ist fast beständig und aller Orten mit Holz bedekt, das nach Niederschlesien hinabschwimmt. Ohne Zweifel könnte noch mehr erspart werden, wenn man die Häuser in den kleinern Städten und auf den Dörfern nicht mehr von Holz, sondern wie es sich gehört, von Steinen erbaute. Indessen ist Holz auch das einzige Produkt, das für den Handel Oberschlesiens einen beträchtlichen Gewinn abwirft. Der übrige Verkehr mit Polen und den kaiserlichen Ländern, will nicht viel sagen. Getreide, an dem man in Oberschlesien Ueberfluß hat, kann nicht nach Polen eingeführt werden; denn dieß Land hat davon genug, und versendet große Quantitäten davon nach den nordischen Gegenden; eben das nehmliche Verhältniß findet in den kaiserlichen Staaten Statt, wo man ebenfalls nicht nöthig hat, Getreide von den Nachbarn zu kaufen, sondern eine Provinz der andern aushelfen kann. An Tuchwaaren geht aus den oberschlesischen Fabriken etwas weniges nach Polen, aber der größte Theil der polnischen Herrschaften kauft denn doch die feinem Tüchern aus Niederschlesien, oder verschreibt sie sich gerade aus Frankreich und England. Bloss mit der Lein-

wand treibt man hier einen ansehnlichen Verkehr nach Polen, doch steht auch diese der Niederschlesischen an Güte und Feinheit nach. Mit östreichischen und ungarischen Weinen, wie auch mit einigen levantischen Waaren, treibt man besonders in der Nähe der Grenzen einen ansehnlichen Schleichhandel. Von Fabriken bestehen gegenwärtig nur die Nothwendigsten in Oberschlesien, und zwar auch nur in Ratibor, Plesse, Neustadt, Leobschütz, Neisse und Oppeln. Ausser den Tuch- und Leinwand-Manufakturen sind besonders die Ledergerbereyen zu bemerken. In den kleinern Städten wohnen nur die nothwendigsten Handwerker, und auch diese sind größtentheils Stümper, die keine erträgliche Arbeit liefern. Künstler sucht man vergebens, man muß in die obengenannten Städte schicken, wenn man eine Uhr ausgebessert, oder ein gutes Kleidungsstück verfertigt haben will. Die besten Tuchmanufakturen sind zu Plesse, Neustadt und Sarnowicz; die beste Leinwand wird in den beyden Colonien des Fürsten von Plesse bearbeitet. Auch giebt es einige Glasfabriken, Wachsbleichen und dergleichen; unter denen allen aber die großen kostbaren Eisenwerke den ersten Platz behaupten. Was das Minerale in Oberschlesien betrifft, so liefert der Boden besonders Eisen, Bleh und Steinkohlen; nächstdem aber auch etwas Silber, Allau und Kalk. Das ergiebigste Mineral sind

Indeß die Steinkohlen, die fast auf allen einzelnen Gütern Oberschlesiens angetroffen werden. Nur Salz fehlt dem Lande, so viele Mühe man sich auch gegeben hat, dieses nothwendige Minerale aufzufinden. Man ersetzt diesen Mangel aus den großen Salzminen bey Wieliczka, aus denen ganz Oberschlesien versehen wird. Doch ist der Verkauf dieses Salzes ein Regal, das sich die Regierung vorbehält, und es gegen eine bestimmte Summe den Unterthanen überläßt.

Die Straßen in Oberschlesien sind im Durchschnitt sehr erbärmlich, so viel Befehle auch von der Regierung zur Verbesserung derselben ausgegangen sind. Wenn man die Wege in der Herrschaft Plesse, und einige Anlagen auf einzelnen Gütern ausnimmt, so sind die übrigen Straßen, besonders in dem Theile Oberschlesiens, der auf der rechten Seite der Oder liegt, sehr schlecht. Eben so steht es um die Wirthshäuser auf dem Lande, und selbst in den kleinen Städten. Die abscheulichste Unreinlichkeit und der ekelhafteste Schmutz herrscht überall, und das, was man mit Mühe erhält, ist oft nicht eßbar. Es trifft sich zuweilen, daß ein Reisender für seine Pferde weder Stroh noch Futter findet. In den meisten Wirthshäusern wohnen meistens Juden, und wenn es auch Christen sind, so sind es doch schmutzige Geschöpfe. Dieß ist freylich nicht der Fall in Rattibor, Leobschütz,

Neustadt, Weiße, Ples und Gleiwitz; aber hier wird man auch dafür so erbärmlich geschröpft, daß man die bessere Bewirtung zum Teufel wünscht. An die Taxe, die an allen Thüren der Gaststuben angeschlagen ist, kehrt sich Niemand, und der Fremde muß bezahlen, was man ihm abfordert. Will man jedoch in einem Dorfe nicht auf bloßer Erde schlafen, und verhungern und verdursten, so muß man sich das Uebel der Prellerey schon gefallen lassen, und eilen, daß man nur eine Stadt erreicht, weil es denn doch besser ist, für sein Geld einige Bequemlichkeit zu genießen, als um ein kleines Ersparniß den ganzen Körper zu zerstören; denn so schlecht auch die Bewirtung in den kleinern Städten ist, so verstehen sie sich doch ebenfalls aufs Fodern! —

Was die Posten in Oberschlesien anbetrifft, so geht die fahrende und reitende Post nur nach den größern Städten; die kleinern hingegen, wo außerdem die Correspondenz eben sowohl als die Neiselust äußerst geringe ist, halten einen Fußboten, der die Gepäcke und Brieffschaften drey, auch wohl fünf Meilen weit herbeiholt. Doch findet man in jedem Städtchen, besonders wenn Garnison darinn steht, einen Posthalter, der vom Könige besoldet wird, und Briefe und Gepäcke durch seinen Fußboten an die nächste Station besorgt.

Uebrigens so theilen sich die Bauern in zwey Classen: nemlich in Freybauern, und in robotsame Unterthanen, oder Hofegärtner. Güter, welche Freybauern gehören, giebt es in Oberschlesien jezt mehr, als vor zwanzig oder dreißig Jahren. Damals war fast alles unterthan, und mußte der Herrschaft den größten Theil seines Lebens opfern; allein das durch Friedrich den Zweiten eingeführte Coloniesystem hat hierinn eine Aenderung gemacht, und sehr viele freche Leute nach Oberschlesien gezogen die unter gewissen Bedingungen ein Gut übernahmen, dabey aber von der Willkühr der Herrschaft unabhängig blieben. Daher findet man jezt schon ganze Dorfschaften, die sich gegen Erlegung einer verlangten Summe von aller Unterthänigkeit losgemacht haben, und jezt eigene Freydörfer formiren, deren Wohlstand von Jahr zu Jahr steigt, und die unter keiner Herrschaft stehen. Dergleichen ist das schöne und große Dorf Costenthal, ohnweit Lösel, das von Deutschen bewohnt wird, die zwar einen barbarischen Dialekt sprechen, sich aber gänzlich freygekauft haben, und jezt begüterte Leute sind. Aber auch auf den herrschaftlichen Dörfern giebt es Güter, die von Freybauern bewohnt werden; diese leisten denn der Herrschaft einige bestimmte Hand- und Spanndienste, kaufen sich allenfalls auch von aller Arbeit gegen Erlegung einer

Summe los, und bezahlen einen jährlichen Grundzins. Der Preis solcher Freygüter ist seit den letztern Jahren erstaunlich gestiegen, und ein Gütchen, das ehemals vier bis fünfhundert Thaler kostete, wird jetzt mit 1000 bis 1500 Thalern bezahlt. Die dazu gehörigen Acker sind sich nicht immer gleich; oft hat ein solches Gut zehn, funfzehn bis zwanzig Scheffel Ausfaat, oft aber auch nur vier bis fünf Scheffel. Die Abgaben der Freybauern bestehen, außer dem jährlichen Grundzinse, in einer bestimmten Anzahl von Hühnern, Gänsen, Ethern, und dergleichen Viktualien. Ist es im Vertrage so abgemacht, so müssen sie der Herrschaft während der Erndte 10 bis 20 Tage arbeiten, müssen das Treibjagen zu gewissen Zeiten mitmachen, und gegen eine kleine Vergütung an Geld, nemlich einen Silbergrosschen für die Meile, botenlaufen, oder, wie es hier zu Lande genennt wird, b o h e c h e n. In dessen kommt es hierbey blos darauf an, wie der Vertrag beym Kaufe gemacht ist; gegen diesen Vertrag darf der Herr nicht sündigen, und darf nicht die Lasten des Freybauern nach Willkühr vermehren, wie er es bey den Uebrigen thut. Doch müssen die Freybauern auch noch dem Könige einige Dienste leisten, z. B. das Eis bey den Bestungen lösen, Ordonanzwachen thun, und dergleichen mehr.

Die robotsamen Bauern, oder Hofegärtner,

besitzen auch Güter, und erhalten dieselben um einen weit billigern Preis an Gelde, dafür aber müssen sie der Herrschaft bestimmte und schwere Arbeiten leisten, die nach dem mehr oder mindern Werth der Güter berechnet werden. Gewöhnlich müssen sie auf dem herrschaftlichen Hof vier, fünf, auch wohl sechs Tage in der Woche zur Frohne gehen, und zwar mit zwey oder drey starken Persohnen. Alles, was die Herrschaft verlangt, das müssen sie thun, und bey der kleinsten Widerrede ist der Kantschu bereit, sie Gehorsam zu lehren. Ihre kleinen magern Pferde müssen sie hergeben, um Bau und Brennholz anzufahren; Fische, Wolle und Getreide müssen sie auf den Markt einer entlegenen Stadt schleppen; wenn der Grundherr einen Bau unternimmt, so müssen sie dabey Handlangerdienste verrichten; beym Fischen in kaltem Oktober müssen sie sich allen Strapazen der Jahreszeit aussetzen; in der Erndte muß erst das herrschaftliche Getreide ein, ehe sie an ihr bischen Feld denken können, das vielleicht unterdessen zu Echanden geht. Ohnehin ist ihr Acker schon so vernachlässigt, weil es ihnen an Zeit und Dünger fehlt, denselben gehörig zu beschikken; fällt nun noch schlechtes Wetter ein, so geht der größte Theil des kleinen Bedarfs verlohren. Der Peitschenschlag ist nach königlichen Gesezen verboten, demohnerachtet ist er noch auf allen Gütern üb-

lich, und zwar mit so grausamer Strenge, daß die Leute für das kleinste Vergehen halb todt geprügelt werden. Will man allenfals zum Schein den Weg Rechtens gehen; so entscheidet der Justitiarius, und dieser ist entweder galant genug, dem gnädigen Herrn beym größten Unrecht Recht zu geben, oder er wird übertölpelt, und überläßt der Herrschaft die Bestrafung. „Ich will nicht ruhen, bis das Volk so zerprügelt ist, daß kein Knochen ganz bleibt!“ sagte der saubre Inspektor der Strachwitzischen Güter, als sich die Bauern wegen einiger Mißhandlungen widersezt hatten — und er hat Wort gehalten. Die Bauern werden schlechterdings wie Leibeigene behandelt, so sehr diese Behandlung auch dem Willen der kaiserlichen und königlichen Verordnungen entgegen ist. Der Oberschlesische Bauer genießt nur wenige, äußerst beschränkte Vorzüge vor seinem Landsmann in Polen. Es sollte anders seyn, aber es ist nicht. Raum bleibt ihm das Leben übrig, und sein Aker ernährt ihn nur kümmerlich, zuweilen oft gar nicht; denn man hat noch überdem die Unvorsichtigkeit begangen, die Aecker höchst lächerlich zu vertheilen, so daß ein Bauer so viel Land besitzt, daß er es bey den wenigen Stunden, die ihm seine Sklaverey übrig läßt, schlechterdings nicht beschiken kann; hingegen ein Anderer so wenig, daß er mit den Seinigen hungern muß. Ein Robotbauer be-

Kommt für seine der Herrschaft taatäalich geleisteten Dienste, unaefähr mit seiner Wragd zusammen, das Jahr hindurch neun Reichsthaler. Außerdem erhält er zur Erndtezeit von jeder Getreideart die sechzehnte bis zwanzigste Garbe, und an Deputatkorn für jede Person, die erwachsen ist, jährlich zwey Scheffel. Für diese Kleinigkeit muß er nun thun, was die Herrschaft fodert. Oft muß er acht bis zehn Meilen botz zechenlaufen, und erhält für die Meile acht Pfennige; wenn es sich aber trifft, daß er fünf, sechs, auch wohl acht Tage auf Antwort warten muß, so bekommt er für seine aufgewandte Zeit keine Entschädigung, und wenn sein Getreide unterdessen zu Schanden gegangen, und seine Familie verhungert wäre. Während den Winterabenden muß die ganze Familie für die Herrschaft eine bestimmte Anzahl von Garn spinnen, wofür eine geringe Vergütung gegeben wird. Trift es sich nun, daß, durch Krankheiten verhindert, die festgesetzte Zahl zur bestimmten Zeit nicht fertig wird, so sucht die Herrschaft es exekutionsmäßig einzutreiben, und es giebt nicht viele Menschenfreunde, die dergleichen Rücksichten gelten lassen. Reicht der Flachs nicht hin, um die bestimmte Anzahl Garn zu liefern, so muß der Bauer nachkaufen, denn die Herrschaft kann nichts verlieren. Zum Aufseher wird gewöhnlich ein starker, breitschultrigter Kerl bestellt, dem

man die Menschenfeindschaft aus den Augen liest, und der, mit seiner Peitche unter dem Arme, recht martialisch unter den zitternden Arbeitern herumgeht, und sie beständig anschreit. Außer diesen Arbeiten müssen diese Leute nun auch noch, wie die Freybauern, königliche Dienste thun. Was ihnen nun von der Zeit übrig bleibt, das wird zur Bestellung ihres Akers, und im Winter zum Garnspinnen angewandt. Dieß geschieht mit der Spindel, worin die Leute eine erstaunliche Fertigkeit besitzen. Das etwan gewonnene Garn wird dann verkauft, und wenn der Flachs wohlfeil eingekauft ist, und das Garn in einem etwas hohen Preise steht, so kann der Bauer einige Thaler gewinlen; oft bekommt er aber auch für sein Garn nicht einmal so viel wieder, als ihm der Flachs kostet. Von seinem kleinen Einkommen an barem Gelde, das er von der Herrschaft für seine Arbeiten erhält, bleibt ihm nicht allein nichts übrig, sondern er muß gewöhnlich zusezen, um die nothwendigen Ausgaben zu bestreiten. Für seine Acker muß er jährlich zwey Thaler und darüber dem Könige entrichten, eben so viel und noch mehr der Grundherrschaft, und der Magd an Lohn und Leinwand 5 Thaler. Zu seiner Kleidung bleibt ihm also nichts übrig, als was er so etwa nebenbey verdient, wenn er ein paar Scheffel Getreide verkaufen, einige Holzfuhrn unternehmen oder für Fremde botzehen

gehen kann, wo er denn für die Meile vier Silber Groschen erhält. Mit dem Getreideverkauf will es indeß nicht viel werden; denn sein Deputat reicht zur Ernährung seiner Familie nicht hin, und gewöhnlich geht der Ertrag seines ärmlich bestellten Akers ebenfalls darauf. Seine tägliche Speise ist Brod, Erbsen und Hirse, und sein Appetit ist bey der schweren Arbeit, die er von Morgen bis Abend verrichten muß, natürlich größer, als der eines sitzenden Menschen. Auch Sauerkraut ist ein Lieblingsgericht des Oberschlesischen Bauern, das er sich gewöhnlich den Winter über in Löchern aufbewahrt, die er in die Erde gegraben, und mit Stroh und Brettern ausgefüllt hat. Auf eine ähnliche Art werden auch die Kartoffeln aufbehalten.

Da dem Gutsherrn das Recht zusteht, sich aus seinen robotsamen Unterthanen das stärkste und beste Gesinde auszuwählen, und es auf den Hof zu ziehen, so geschieht dieß denn auch ohne alle Rücksichten. Zwar giebt es Verordnungen, welche festsetzen, daß jedes Gesinde nur für drey Jahre auf dem Hofe zu dienen gezwungen werden und sich dann einen bessern, einträglicheren Dienst suchen kann; allein diese Verordnung wird so oft übertreten, daß man gar nicht mehr daran denkt, und das Gesinde zehn und mehrere Jahre auf dem Hofe festhält, ohne den Lohn und die Kost zu verbessern. Ein solches Gesinde be-

kommt höchstens zehn bis zwölf Tage im Jahre etwas Fleisch zu seiner Nahrung, und gewöhnlich ist dieses stinkend und von Würmern bewohnt, so, daß die armen Leute mehr Ekel als Genuß davon haben. Außer diesen Festtagen, müssen sie sich das ganze Jahr hindurch mit Graupen, Erbsen, Haidegrüze und Sauerkraut, begnügen, das entweder erbärmlich gekocht ihnen aufgetischt wird, oder das sie roh erhalten, wobey man ihnen im letztern Falle oft sogar das Salz versagt. Butter und Fett bekommen sie höchstens in so schmalen Portionen, daß sie bey der strengsten Oekonomie damit nicht auszukommen wissen. An Silberlohn erhält ein ausgewachsener Knecht ohngefähr acht Thaler; eine Magd eben so viel; ein Pferdejunge fünf bis sechs, und ein Gänsemädchen zwey bis drey Thaler jährlich. Ist es möglich, sich davon zu kleiden? Außerdem erhalten sie ein Deputat von einigen Ellen grober Leinwand.

Die Lage des Oberschlesischen Bauern ist schlechterdings höchst traurig, so sehr auch König Friedrich der Zweite, der das Wort Leibeigenschaft nicht nennen hören mochte, auf die Verbesserung ihres Zustandes bedacht war. Die unbedingte Leibeigenschaft ist freylich aufgehoben; der Bauer kann freylich den Beystand der Gesetze aufrufen, wenn der Herr ihn nach Wohlgefallen peinigen will — aber, was

hat er davon? Man weiß die Sache geschickt zu wenden; der Gutsherr behält Recht, und der Bauer wird ab- und zur Ruhe verwiesen. Die Herrschaft hat noch immer zu große Vorrechte, und was man auch in neueren Zeiten von Verbesserungen gesprochen hat, so sind diese im Ganzen noch von keinen reellen Folgen gewesen; höchstens hatten sie den Schein für sich; und, wenn es der Regierung einmal einfiel, mit Gewalt durchzubrechen, so würde der ganze Adel sich erheben, würde von gekränkten Rechten sprechen, und es durch sein Schreyen doch bald dahin bringen, daß alles wieder einschliefe oder *declaratoria* erschienen, die die Sache wieder mit einigen Abänderungen beym Alten liefen. In Niederschlesien würde dieß vielleicht weniger der Fall seyn, weil dort der Adel mehr reelle Bildung hat, und den Zeitumständen einigermaßen mehr nachgiebt; aber hier, wo ein großer Theil der Gutsherrn noch roh, und ohne alle Kenntniß seiner bessern Menschenpflicht in den Tag hineinlebt, allen Vorurtheilen huldigt, auf seine eingebildeten Rechte einen hohen Werth setzt, und in seinem dummen Stolze alle andere Menschen bloß um seinetwillen dazuseyn glaubt — hier ist noch an keine thätige Verbesserung zu denken. Es giebt Ausnahmen; ich kenne mehrere Edle, die den armseeligen Zustand ihrer Unterthanen zu Herzen nehmen, und lindern, wo es ihnen

möglich ist. So hat der Fürst von Pleß vieles zur Verbesserung seiner Unterthanen vorgenommen; auch der Graf von Haugwitz auf Krappitz hat die Leibeigenschaft auf seinen Gütern merklich gemildert, und mehrere brave gute Männer haben sich das Beispiel dieser Edlen zum Muster genommen; aber ich kenne auch viele, welche die alten Grundsätze der Tyranney sich zu eigen gemacht haben, und mit Leib und Seele sich gegen jede Verbesserung sträuben; und, leider, ist ihre Partey noch die stärkste! —

Was nun die sogenannten Jurisdiktionsgefälle des Adels betrifft, so zerfallen dieselbe in folgende Rubriken: 1.) Das sogenannte Laudemium, oder Kaufgeld. Dieses zieht der Edelmann von jedem Freybauer, oder Freygärtner, der eine Stelle kauft; nach Verhältniß der Kauffsumme, zehn Procent. 2.) Das Freykauf- und Abzugsgeld. Will ein Knecht oder eine Magd heyraten, oder ein anderes Gut beziehen, so muß er sich bey der Herrschaft gegen Erlegung einer Summe von zwey bis drey Dukaten loskaufen; und ein Gärtner, der abziehen will, muß den zehnten Theil seines Vermögens zurüklaffen. Auch die Kinder, welche frengelassen werden, müssen ein bestimmtes Geld bezahlen. Doch giebt es auch Herrschaften, die sich dieses Rechts begeben, und die Bittenden entweder um eine weit kleinere Summe, oder auch

wohl zuweilen ganz umsonst freylaffen. 3.) Das Schuzgeld, welches jeder Knecht, jede Magd erlegen muß, die sich nicht losgekauft hat, doch aber auf einem andern Gute dient. Es beträgt ungefähr einen Reichsthaler jährlich, oder etwas weniger. 4.) Die Strafgeelder, welche ertappte Diebe oder auch andere Verbrecher bezahlen müssen, wenn sie sich von der ihnen bestimmten Anzahl Prügel loskaufen wollen. 5.) Noch andere Gebühren, welche diejenigen als Strafe bezahlen müssen, die von einem andern Gute Bier oder Brantewein kaufen und die herrschaftliche Arende übergehen. Diese Strafgebühr fällt weg, sobald auf dem Gute selbst kein Vorrath von dem Verlangten vorhanden ist. Noch giebt es eine Menge anderer Gefälle, die aber alle größtentheils zufällig sind, und die man hin und wieder, aus menschenfreundlichen Rücksichten, schon aufgehoben hat.

Aus dem allen, was nun in diesen Blättern angeführt ist, läßt sich nun leicht einsehen, welch' ein Geist den größten Theil des Oberschlesischen Adels beseelt — es ist der Geist der Selbstsucht, der Tyranny, des Stolzes. Mit Ehrfurcht nehm' ich von diesem harten Urtheil aus: den Fürsten von Pleß, den Grafen Haugwitz, und einige andere rohe Edelsteine, zwar von einer rauhen Außenseite, aber desto gehaltreicher im Innern. Die halbgebildeten, die ein

gewisses Air der Cultur an sich tragen, welches sie überall geltend zu machen suchen, sind unter allen die Tollsten. Ich habe unter den rohen ganz ungebildeten Edelleuten dieser Gegend Männer mit einem hohen menschlichen Geiste gefunden. Sie tranken, und wußten sich wenig zu unterhalten; ihnen fehlten oft die nothwendigsten Kenntnisse; ihre Vergnügungen hatten das Gepräge wilber Ungebundenheit; sie tobten und drohten bey der geringsten Kleinigkeit; aber, sie ließen es auch bey'm Drohen bewenden; sie boten dem bürgerlichen Freunde eben so gutmüthig Haus und Herz dar, als dem adlichen; sie thaten in der Stille manches Gute, und unterstützten, ohne daß sie damit prahlten, manchen ihrer armen Unterthanen; sie kannten keinen Stolz, und erhoben sich nicht in dem eingebildeten Gefühl ihres Werths; hingegen die Halbgebildeten — Du lieber Gott, die schwatzten, und thaten nichts; die hatten viel Sanftmuth und Menschlichkeit auf der Zunge, und wenig im Herzen; die affectirten eine gewisse Freundlichkeit gegen den Bürgerlichen, aber es war eine stolze Herablassung, die mehr beleidigte, als wohlthat; die wolten nur von Außen glänzen, und dachten nicht an ihren innern Unwerth; die fetirten einander, und ließen sich den Hof machen; die wolten überall hervorgezogen seyn, und machten Anspruch auf eine allgemeine Demüthi-

gung; die hört man über alles absprechen, ohne selbst nachgedacht zu haben; die potteten der Religion, und verachteten ihre Diener, und waren doch zu anderer Zeit sehr bigotte Christen; die gaben sich das Air der Aufgeklärten, und waren doch dem Wahnglauben ergeben, und hingen mit ängstlichem Kleiniakeitsgeiste an den Ceremonien ihrer Religion; die — doch genug; der Leser kennt sie hinreichend; und ich habe tausend Gelegenheiten gehabt, sie zu beobachten, und bin überzeugt, daß mein Urtheil nicht zu hart ist. Doch bitte ich auch hier, einige, obgleich wenige Ausnahmen zu machen! —

Das Volk selbst ist durch die harte Mißhandlung, die es seit Jahren erduldet, äußerst verderbt geworden, und zeigt bey jeder Gelegenheit Haß, Tücke und Bosheit. Alle seine Tugenden sind verlohren gegangen und nur noch einzelne Spuren zeigen sich davon. Gegen den Deutschen zeigt der polnische Oberschlesier einen unbegrenzten Haß, aber doch demüthigt er sich vor ihm, wenn er ihm ein paar Groschen zum Brantwein anbietet, und denkt niederträchtig genug, ihm seine Braut, oder seine Tochter, gegen einige Maasß Brantwein zu überlassen. Herr Professor Schummel in Breslau findet das Volk in Oberschlesien so schön, und ein anderer Reisender setzt sie dagegen ganz herab;

aber beyde exaltiren; doch Herr Schummel am meisten. Ich habe wirklich mehrentheils häßliche Gestalten angetroffen; selten erträgliche Gesichter, und noch seltner, angenehme. Die erste Ursache hievon ist wohl in der äußersten Unreinlichkeit dieser Leute zu suchen. Da sie gewöhnlich im Sommer im Hemde arbeiten, und Gesicht und Busen ganz entblößt tragen, so wirkt Sonne und Luft so nachtheilig auf ihre Haut, daß dieselbe eine schmutzige ekelhafte Farbe erhält, die wahrlich einen etwas delikaten Menschen von ihnen zurückschreckt. Waschen und Reinigen geschieht bey ihnen äußerst selten; sie haben weder Zeit noch Lust dazu; ihre Haare hängen unordentlich um den Kopf herum; und ihre Kleidung ist zerrissen; nicht selten findet man unter ihnen jene häßliche Krankheit, die unter dem Nahmen des Weichselzopfes bekannt ist. In den Hütten sieht es noch immer erbärmlich aus, und vielen derselben fehlt es noch an Schornsteinen. Sie sind gewöhnlich aus Lehm zusammengelebt, und bestehen aus einer einzigen engen Stube, der jede Bequemlichkeit mangelt. Das kranke oder junge Vieh theilt, sobald die kalte Witterung eintritt, mit seinem Herrn die Wohnung, und verbreitet in derselben einen starken, pestilenzialischen Gestank. Sonst hat der oberschlesische Bauer einen starken und festen Körperbau, der weder durch die anhaltende Arbeit, noch durch

irgend eine Bitterung merklich geschwächt wird. Schon von Jugend auf wird er roh und wild erzogen, und an das Elend seines ganzen Lebens frühzeitig gewöhnt. Kinder von fünf bis sechs Jahren laufen noch im Oktober nakend herum, und empfinden nichts von den Unannehmlichkeiten der Nässe und der Kälte. Wenn sie das achte oder neunte Jahr erreicht haben, so müssen sie schon, gleich den Alten, auf dem Felde und in den Scheunen arbeiten, und Mädchen von sieben bis acht Jahren müssen große Heerden hüten, und werden gestraft, wenn sie nicht Acht geben. Es fehlt dem Oberschlesier nicht an natürlichen Fähigkeiten, und man hat Beispiele, daß unter ihnen ohne allen Unterricht sehr geschickte Mechaniker aufgestanden sind; allein ihre etwannigen Talente werden gleich von Jugend auf vernachlässigt, und Niemand giebt sich Mühe, sie auszubilden. Noch selten findet man in Oberschlesien einen Bauer, der ordentlich lesen kann; und zu schreiben verstehen nicht einmal alle Dorfschulzen. In der äußersten Dummheit aufgewachsen, fehlt dem Oberschlesier, jede nützliche Kenntniß. Seine Religion ist ein jämmerlicher Nothbehelf, und besteht in elenden Cerimonien, die er, ohne was dabey, zu denken nachmacht. Es giebt Leute, die das Vaterunser nicht recht beten können. In der Kirche

knien, stehen und sitzen sie, wie es ihnen gezeigt worden ist, und stürzen laut brüllend nieder, wenn der messe-lesende Priester die Hostie und den Kelch in die Höhe hebt. Die Predigt hören sie an, neigen sich, wenn der Name Jesus oder eines Heiligen genannt wird, und wissen sonst kein Wort davon. Im Sommer sieht man den größten Theil in der Kirche fest schlafen, bald stehend, bald kniend, bald sitzend; denn die Armen sind zu sehr ermüdet, als daß sie diese Einladung zur Ruhe unbenuzt lassen solten. Oft werden sie durch starke Faustschläge, von bigotten alten Weibern ausgetheilt, sehr unsanft aus ihren vielleicht süßen Träumen geweckt. Aller nur irdenkliche Wahnglauben ist bey ihnen im Schwunge; Geister und Wundermärchen finden hier noch gläubige Seelen, und die Wunderthaten der Heiligen werden mit Begierde verehret. Vom Ablass verspricht man sich alles; und das Skapulier schützt für jede Gefahr. — So wie man in Tibet die unsaubern Exkremente des göttlichen Teschulama mit Sorgfalt sammelt, und sie dem Volke als Amület um den Hals zu tragen, oder über die Speisen zu streuen empfiehlt, eben so vortheilhaft könnte man vielleicht hier einen Handel mit den Exkrementen des Pabstes und der Heiligen entriren; man würde dazu eben so viel Abnehmer finden, als man heut zu Tage bey den Agnus-Dei-zetteln, Skapuliren und anderm katholischen Schnickschnak findet, wo die Menschen schaaren-

weise herbeylaufen, und sich in heiliger Einfalt überzeugen, daß sie durch den Besitz dieser Dinge nun ohnfehlbar für alles Uebel gesichert sind, und der Himmel ihnen nun schlechterdings nicht mehr entgehen kann. So sind die Menschen, oder vielmehr so sind sie durch Trug und Wahn geworden. Von der eigentlichen Religion, von der Moralität haben sie gar keine Begriffe; man sagt ihnen kaum, was recht und gut ist, wenn sie nur ihre Ave Maria beten können, so sind sie Christen; was in der Kirche abgehandelt wird, das bleibt ihnen ein bömisches Dorf; unverständliches Lippengeplarr ist ihr Gottesdienst! —

Aus der Kirche geht es in die Arende; hier wird der Anfang zu den Taufgelagen gemacht, die des Nachmittags fortgesetzt werden. Viele bleiben schon ganz darin sitzen, und verzehren ihr Stüt Brod beim Branteweinsglase. Sobald dieser zu wirken anfängt, wird es lebhaft; man bildet verschiedene Gruppen; der größte Theil der Alten setzt sich zum Spiel, und zwar mit Karten, an denen die Farbe nicht mehr kenntlich ist. Die jungen Bursche machen sich mit den Mädchen ihren Zeitvertreib, wobey sie zwar anfangs eine gewisse Delikatesse beobachten, die aber nach und nach ins völlig Thierische übergeht. Brantewein wird von Allen getrunken; unbenebelt kommt Niemand nach Hause; zehnjährige Mädchen tanzeln eben so trunken, und mit einem eben so bachantischen Lärm nach Hause, als die erwach-

senen Mannspersonen. Zu gewissen Zeiten wird getanzt, und zwar um einen hölzernen Pfeiler herum, der in der Mitte des Zimmers sich befindet. Die Tanzenden, so sehr sie auch springen und hinten ausschlagen, bedürfen doch nur eines engen Raums, und um sie her bilden die Zuschauer einen Cirkel. Gewöhnlich tanzen nur vier Paare auf einmal, und machen zuweilen wirklich nationale Gruppen. Ein guter Tänzer, eine gewandte Tänzerinn wird hier eben so hervorgezogen, wie auf unsern Bällen. Ohne Prügeley geht gewöhnlich die ganze Geschichte nicht ab; entzweyt man sich nicht bey dem Tanze, so geschieht es bey dem Kartenspiel; alles nimmt dann an der Zänkeren Antheil; alles stürmt auf den Platz hin; die Musik verstummt; die Mädchen laufen unruhig durcheinander, oder suchen Frieden zu stiften, welches ihnen jedoch selten gelingt. Erst wenn es blutige Köpfe gesetzt hat, vereiniget man sich wieder, und trinkt im Brantewein Versöhnung. — Es giebt indeß auch gute Wirthe, die etwas vor sich zu bringen wünschen; diese nehmen an dergleichen öffentlichen Lustbarkeiten nur selten Antheil, bleiben mit ihrer Familie hübsch zu Hause, und suchen sich auf andere Art die Zeit zu vertreiben.

Der Charakter des Oberschlesiens neigt sich, wie gesagt, zur Lüge, Falschheit und Bosheit. Bey all seiner angenommenen Freundlichkeit ist ihm nicht zu trauen; wo er kann, da sucht er

selbst seinen Wohlthäter zu kränken; nur die Furcht vor der Strafe halt ihn ab, seinen Haß laut werden zu lassen. Wo es möglich ist, da sucht er zu täuschen, um etwas zu gewinnen, und freut sich, wenn man, seiner Meinung nach, so dumm gewesen ist, in die Falle zu gehen. Wenn man ihm hinlänglich Brantwein giebt, so erlaubt er es, mit seinem Weibe oder seiner Tochter allen möglichen Scherz zu treiben; ja, er ermuntert sogar dazu; wenn man aber im Geben nachläßt, so ist auch seine ganze Freundlichkeit dahin, und man hat sich vor seiner Lücke in Acht zu nehmen. Er hält es für keine Sünde, seinen Herrn zu bestehlen; und so sehr er auch bey der Entdeckung gestraft wird, so geht er doch wieder hin, und thut von neuem, was er nicht lassen kann. In den Wäldern, Scheuren, auf den Schüttböden und im Fischbehälter wird gestohlen. So einfältig der Oberschlesier sich auch sonst beweist, so raffinirt weiß er seine Leidenschaft ungestraft zu befriedigen. Um zu stehlen, wagt er alles, und stellt seine natürliche Furchtsamkeit dann ganz bey Seite. Ja, er weiß sogar die Sache zu bemänteln, und sein Unrecht zu beschönigen, indem er einen solchen Diebstahl nicht bey seinem Nahmen sondern Ernährung bey der Herrschaft nennt. Um dieses Stehlen zu verhüten, hat man auf jedem Vorwerke einen sogenannten Scheuerwärter und Schafner angesetzt; allein da diese Leute selbst unterthan sind, und ebenfalls kaum so viel

erhalten, daß sie mühsam ihre Leben fristen, so geben sie nicht gehörig darauf Acht, helfen allenfalls selbst mit, und theilen sich mit demselben Diebe in dem, was er aus der Scheuer und vom Felde wegstägt. Thun sie aber wirklich ihre Pflicht, so geschieht es nicht selten, daß sie Widersezung finden, und oft halb todtgeprügelt werden.

Die hiesigen deutschen Colonisten haben es in der Geisteskultur eben so wenig weit gebracht als die polnischen Oberschlesier. Diese Menschen, im Durchschnitt der Auswurf des deutschen Pöbels, der im Vaterlande nicht mehr fortkommen konnte, nahmen die Vortheile, welche ihnen Friedrich der zweite darbot, an, und der Adel widersezte sich der guten Absicht des Königs nicht, die er bey der Einführung des Coloniesystems zum Grunde legte. Anfangs zeigten sich auch wirklich einige schöne Aussichten für das Land; die Leute waren wenigstens in der Cultur des Ackerbaues mehr vorgerückt, sie konnten als Muster dargestellt werden; ihre bessere Oekonomie mußte nach und nach in Oberschlesien Nachahmer finden und einheimisch werden. Auch mit der Bearbeitung der kleinern Manufakturwerke wurden die Eingebornen durch sie bekannt; sie errichteten Linwandweberereyen und Bleichen. Aber das war nur in den ersten Jahren der Fall. Nach und nach zeigten sich die Colonisten, wie sie wirklich waren, arrogante Menschen, welche das übrige Volk mit Verachtung behandelten, auf ihre Vorrechte trotz-

ten, sich der Faulheit, des Wohllebens überliehen, und sich am Ende durch nichts mehr von dem polnischen Oberschlesiern auszeichneten. Wenn man gegenwärtig fünf bis sechs Colonien ausnimmt, die sich durch bessere Oekonomie, und durch Wohlstand empfehlen, so sind die Uebrigen dafür nichts auf der Welt weiter, als unwissende Menschen, die in elenden Hütten wohnen, den Ackerbau des Landes nachlässig betreiben, sich der Trägheit überlassen, und eben so mühselig leben als die übrigen herrschaftlichen Unterthanen. Die Colonien Alt- und Neu-Anhalt, Jakobswalde, Dostenthal und ein paar andere, zeichnen sich lobenswerth aus. In ihren Religionskenntnissen haben sie es alle nicht weit gebracht.

Die Geistlichkeit des Landes kann man gerade nicht ganz unwissend nennen, allein weit sind sie denn doch auch in ihren Kenntnissen eben nicht vorgerückt. Es giebt Capläne, die sich leider noch besser zu Schweinehirten als zu Menschenhütern qualifiziren. Mit den Klostergeistlichen steht es nun noch ärger, wenn man hin und wieder einzelne Männer ausnimmt. Die Pfarrerherren und Capläne haben allenfalls die nothwendigsten Kenntnisse, aber es fehlt ihnen sogar der gute Wille zur Beredlung der Menschen. Sie selbst leben nicht durchgängig sehr exemplarisch; sie sind Säufer, Spieler, Wollüstlinge, und treiben ihre Leidenschaften ziemlich öffentlich. Werden sie ja einmal angeklagt, so wissen sie sich herauszuwickeln.

In ihrem Umgange sind sie eben nicht delikate; können sie bey keiner Edeldame ihre Lust befriedigen, so suchen sie das erste, beste Bauer mädchen auf. In ihrem Hause haben sie gewöhnlich hübsche junge Wirtshafterinnen, die sie, unter dem Nahmen von Niesen und andern nahen Verwandten, der Welt darstellen. Ein rüstiger Kaplan hat denn auch wohl manchmal das Glück, einer veralteten adlichen Schönheit zu gefallen, und treibt sein Spielchen mit ihr so öffentlich, daß die ganze Gegend davon spricht. Leider sind die hiesigen Geistlichen im Durchschnitt sehr schwache Menschen, wenn sie im Negligee erscheinen, geben sich aber ein heiliges Air, sobald sie die officia sacra verrichten. Uebrigens machen sie die Cerimonien der Religion dem Volke vor, kümmern sich aber gar nicht um das Verständniß. Ihre Predigten sind ein zusammengestoppelter Unsinn, der gewöhnlich in einem heulend deklamirenden Tone vorgetragen wird. Auf Lebensbesserung denken sie gar nicht; eher machen sie die Menschen noch schlechter, als sie sind, ehe sie dieselben bessern solten. Sie sind wahre Miethlinge in der Heerde Christi, die es sich recht wohl seyn lassen, ihre Schaafte aber gehen lassen, wohin sie selbst immer gehen wollen. Trost und Frieden in die Hütten des Elendes bringen, das Leiden der Armen mildern, und menschlichere Gesinnungen verbreiten, das ist ihre Sache gar nicht. Sie sind vielmehr unterthanige Diener des Adels, und ver-

gessen so sehr die Würde ihres Amtes, daß sie sich jede Erniedrigung gefallen lassen, womit ein übermüthiger Edelmann sie behandeln will. Wenn sie nur mit dem Adel an einem Tische sitzen, wenn sie auch die unterste Stellen erhalten, und sich mit den Brotsaamen begnügen müssen, die den üppigen Herrn nicht schmecken — darauf bilden sie sich viel ein! Wahrlich, diese Menschen leuchten durch ihr Beyspiel nicht! es giebt jedoch Ausnahmen; der würdige Pfarrer in Dostenthal ist eine davon, und unter den lutherischen Geistlichen giebt es selten einen Mann, der seinen Menschenwerth der despotischen Willkühr des Ades unterordnet.

Was endlich die Schulanstalten in Oberschlesien betrifft, so sind diese leider noch immer, trotz der Sorgfalt der Regierung, in einem sehr traurigen Zustande, und wenn sie sich auch hin und wieder etwas verbessert haben, so will das doch noch für das Ganze nicht viel sagen. Auch kann wohl nie etwas Entscheidendes damit vorgenommen werden, so lange die mancherley Hindernisse nicht aus dem Wege geräumt sind! Eine der Hauptschwierigkeiten betrifft die äußerst elende Befoldung der Schulhalter. Was für ein Mensch, der sich nur auf irgend eine Weise mühsam durch die Welt helfen kann, wird ein Amt übernehmen, worauf eine tiefe Verachtung ruht, das des Mühevoll n und der Ausstrengung so viel bedarf, und sonst weiter keine andere Aussichten zeigt, als

die des Verhungerns! Die Dorfschulhalter sind in ganz Preußen auf kein einträgliches Gehalt angewiesen; aber so erbärmlich leben sie nirgends als hier in Oberschlesien. Der ganze Gehalt, den er jährlich von der Herrschaft erhält, beträgt, wenn es hoch kommt, zwölf Reichsthaler, und ohngefähr sechs Scheffel verschiedenen Getreides als Deputat. Außerdem ist jeder Bauer, er mag sein Kind in die Schule schicken oder nicht, verpflichtet, ihm jährlich acht gute Groschen und zwey Breslauer Mezzen Korn, jeder Frey- und Hofegärtner, aber jährlich vier gute Groschen und eine bis zwey Mezzen an Getreide zu entrichten. Bey diesem kärglichen Einkommen von dem er ohnmöglich leben kann, ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß er Muth behalten sollte, sein Amt getreulich und mit ernster Mühe zu verwalten. Er muß auf einen Nebenverdienst denken, worüber seine Hauptpflicht vernachlässigt wird; er vertritt also bey der Herrschaft gewöhnlich die Stelle des Schreibers, wenn er die Feder gut zu führen versteht, oder er geht in den Wald, schlägt Klastersholz, oder treibt ein anderes Gewerbe. Die Schule, wenn allenfalls Kinder dahin geschickt werden, überläßt er indessen seiner Frau, die selbst nicht lesen kann, und keinen Begriff von Unterricht hat. — Was kann also da Gutes herauskommen? Viele Bauern schicken ihr Kind nicht einmal in die Schule, denn sie brauchen es zu Hause nothwendig; und ohnerachtet königliche

Verordnungen genug vorhanden sind, die Kinder wenigstens im Winter in die Schule zu schicken, so stellen sich doch mancherley Hindernisse in den Weg, die nicht leicht fortzuräumen sind, z. B. die Entfernung des Dorfs von der Schule, und mehrere dergleichen — denn nicht alle Dörfer haben Schulen, sondern oft sind drey, vier, auch wohl sechs Dörfer auf eine Schule angewiesen. Es ist natürlich, daß bey einem so geringen Einkommen sich kein Mann von Kenntnissen zu einem solchen Dienste meldet; selten findet man daher auch einen gescheuten Schulmeister auf den ober-schlesischen Dörfern, es müßte denn seyn, daß die Herrschaft selbst auf taugliche Subjekte sähe, und sich allenfalls einige Thaler Zulage nicht gereuen ließe, um nur einen tauglichen Schullehrer zu bekommen. Es giebt dergleichen Grundherren, und der Fürst von Pleß hat einen sehr lobenswerthen Anfang gemacht, auf seinen Gütern lauter taugliche Männer anzusetzen, und durch sie die bessere Bildung des Landvolks zu befördern. Allein die meisten Edelleute denken nicht einmal daran — ob das Volk dumm oder klug bleibt, das ist ihnen sehr gleichgültig; auf den meisten Gütern findet man daher auch nur bey den Schulen dumme, unwissende Menschen angestellt, die nicht einmal ordentlich lesen und schreiben können, und keine Idee von Erziehung haben. Diese Menschen vernachlässigen dann ihren Posten, dem sie nicht gewachsen sind; der Hunger treibt sie zu

allen Niederträchtigkeiten; sie stehlen oder begehen andere Exzesse, und sind der Jugend mehr schädlich als nützlich. Auf den königlichen Amtsdörfern ist es etwas besser, allein die Herren Beamte dürften immer noch auf tauglichere Subjekte sehen, wenn es ihnen nicht um ihren eigenen Beutel, als um die Bildung der Jugend zu thun wäre. Unter dieser Menschenklasse giebt es auch saubre Geschöpfe, die allenfalls sehr gute Oekonomen seyn mögen, aber sehr schlechte Menschen sind — versteht sich, wieder mit Ausnahmen!

So viel also über den gegenwärtigen Zustand Oberschlesiens, der bey allen in den leztern Jahren geschehenen Modificationen und Verbesserungsplänen, noch immer nicht der beste ist. Es fehlt dem Adel an gutem Willen, seine ererbten Vorrechte dem gemeinsamen Besten zu opfern, und so manchem schädlichen Vorurtheile auf den Kopf zu treten; es fehlt der Geistlichkeit an Aufklärung, um das Moralsystem, statt der bisherigen Cerimonien, zum höchsten Gegenstande der öffentlichen Cultur zu machen; es fehlt dem Volke an Bildung, um aus dem Zustande der Thierheit in den veredeltern Zustand der Menschheit überzutreten, und so sich auf diese Weise ihren preussischen und österreichischen Nachbarn an die Seite zu stellen. — Das sind die Haupt Hindernisse, die aller Verbesserung im Wege stehen, und alle noch so dringenden Befehle der Regierung ohne Nutzen lassen! Oberschlesien steht an Menschen- und Landeskul-

tur noch immer den übrigen Provinzen des Königsreichs merklich nach! —

Funfzigster Brief.

Breslau, 1798.

Von Oppeln ging ich nach dem nahegelegenen Flecken Proskau, einem Städtchen, das wegen seiner vortreflichen Steingutfabrik in den neuesten Zeiten merkwürdig geworden ist. Dieser Ort ist das Stammhaus der Grafen Proskau, welche die umliegende Gegend als eine Majoratsherrschaft besaßen, und bis zum Aussterben dieses Hauses im Jahr 1769 daselbst residirten. In dem gedachten Jahre fiel diese Herrschaft an den Fürsten von Ditrichstein, der sie bald darauf seinem ältesten Sohne übertrug. König Friedrich der zweite sahe es höchst ungerne, daß ein Fürst, der wegen des größten Theils seiner Güter österreichischer Vasall war, und das Interesse dieses Hofes mehr als des preussischen beabsichtigte, Herr der Grafschaft Proskau wurde. Er trug also dem Fürsten einen Verkauf der Herrschaft an, nahm gegen die damals beträchtliche Summe von 400000 Thaler diese Herrschaft in Besiz, und machte daraus ein königliches Domainenamt.

Proskau stößt mit zwey Dörfern zusammen, so daß gleichsam ein Ort daraus wird. Das Städtchen an sich ist sehr klein. Um die Mitte dieses Jahrhunderts brannte es nieder, und kein einziges Häuschen blieb stehen; dieß war die Ursache, daß der Ort ein etwas besseres Ansehen erhielt. Besonders bildet das Schloß mit seinen um ihn her laufenden Wirthschaftsgebäuden ein sehr regelmäßiges Ganze. Die übrigen Bürgerhäuser wollen frentlich nicht viel sagen; sie sind größtentheils von Holz aufgeführt, doch ziemlich lebhaft angestrichen; dabey hat man ihnen die alten Vorlauben gelassen, eine Bauart, welche die Straßen sehr verengt, und die schöne Aussicht nach dem Schlosse zum Theil verhindert. Die Kirche ist weder groß noch hübsch; die Bürger treiben allerhand Gewerbe, sind aber der Herrschaft, unterthänig und bezahlen einen bestimmten Grundzins. Gescheute Leute sucht man unter ihnen vergebens; auch verstehen die wenigstens von ihnen Deutsch; mit dummer Ergebung hängen sie an die Cerimonien des katholischen Gottesdienstes, und glauben in heiliger Einfalt alles, was ihnen die Kirche zu glauben befiehlt.

Die Steingutfabrik hat sich in den lezten Jahren sehr gehoben, und ihre Arbeiten werden jetzt schon in ganz Schlesien gesucht. Der Thon, aus dem diese Arbeiten gemacht werden, besteht aus einer Mischung verschiedener Erdarten, die

man in dieser Gegend gräbt. Die Fabrik nährt einen großen Theil der Bürger, und man arbeitet mit nicht ganz unglücklichem Erfolg an der Vervollkommnung dieser Manufaktur. Sie liefert Thee- und Caffeeservicen, Teller und Schüsseln, Schreibzeuge, Tabaksköpfe, Leuchter und mehr dergleichen Sachen. Das Außere derselben hat ein sehr geschmackvolles Ansehen, nur fehlt ihnen die Leichtigkeit, die man dieser Waare in andern Fabriken zu geben versteht. In den letzten Jahren hat man auch besonders auf schönere Formen gesehen, die angenehm ins Auge fallen, und wodurch die altmodischen Sachen größtentheils verdrängt worden sind. Besonders giebt die hiesige Malerey der in der Berlinischen Porzellanfabrik nichts nach; man findet auf den Tassen und Tellern sehr reizende Landschaften, Darstellungen verschiedener benachbarten Prospekte, Gebirgsgegenden, antike Köpfe, Blumen und andere Sachen mehr. Man hat auch schlechtere Waaren, z. B. braune, grüne und blaue Tassen, allein diese sind im ganzen gar nichts werth, und werden blos von dem Landvolke ihres wohlfeilen Preises wegen gekauft; auch die kleinen Städte nehmen eine Menge davon ab, indefs die feinern gemalten Sachen in Breslau und in allen angesehenen Städten Schlesiens und der Mark viele Abnehmer finden. Der ganze jährliche Ertrag der hier verfertigten Arbeiten beläuft sich am Werth auf sechs und zwanzig tausend Thaler.

Neiße, die stärkste und unüberwindlichste
 Bestung in Schlesien, ist zugleich die Hauptstadt
 eines Fürstenthums gleiches Namens, das der
 Bischof von Breslau, als Grundherr, besitzt.
 Sie liegt zwölf Meilen von Breslau entfernt
 und zeichnet sich in Ansehung ihrer Bauart vor
 vielen andern Städten Schlesiens merklich aus.
 Ich will damit nicht sagen, daß sie ganz modern
 erbaut ist; daran fehlt noch sehr viel; aber die
 Gebäude gewähren doch wenigstens einen freund-
 lichen Anblick, und viele derselben sind wirklich
 schön zu nennen. Doch haben die Häuser größ-
 tentheils eine beträchtliche Höhe von drey, vier
 und mehreren Stokwerken, und nach Verhältnis
 dieser Höhe sind die Straßen zu enge, auch zum
 Theil zu winklig, so, daß die Luft nicht frey
 durchstreichen kann; und dieß ist die Hauptursache
 des ungesunden Clima's, weswegen Neiße nicht
 berühmt ist. Ueber die Häuser hängen noch hin
 und wieder die großen hölzernen Dachrinnen, wel-
 che ihr schwarzes Haupt mehrere Ellen weit her-
 vorrecken, und beym Regenwetter eine Cünd-
 fluth von Wasser mitten auf die Straße herab-
 gießen, so daß man, besonders des Abends, auf
 eine abscheuliche Art durchnäßt wird. Sonst ist
 aber die Stadt, wie gesagt, nicht übel gebaut.
 Die Beyschlage sind größtentheils abgeschafft;
 einige Straßen sind hübsch breit und gerade, an-
 dere hingegen ziemlich schmal und winklig; alle
 aber haben ein schönes festes Pflaster. An eini-

gen Häusern sieht man aus den untern Etagen lange holzerne Arme hervorstrecken, auf denen der Name des Besitzers nebst einem beliebigen Zeichen prangt. An diesen Armen erkennt man die sogenannten Kretschamshäuser, welchen die Braugerechtigkeit zusteht, deren es drehundert und vier und siebenzig geben soll. Man möchte sich wundern, wie die Menschen hier so viel Bier trinken, daß alle diese Leute davon leben können; allein die Brauer sind auch noch auf sechszig benachbarte Dörfer angewiesen, die gezwungen sind, ihr Bier aus Neise zu kaufen. Indessen wird auch in der Stadt selbst sehr viel Bier getrunken, denn die Menschen sind einmal daran gewöhnt. Das Bier hat einen lieblichen Geschmack, braust, wenn es aus einer gut gepfropften Bouteille in ein Glas gegossen wird, sehr heftig auf, und verursacht bey dem ersten Trunk ein gewisses Kribbeln in der Nase. Daß es eben der Gesundheit sehr zuträglich ist, will ich nicht behaupten; denn die Pottasche, welche hineingemischt wird, ist wohl mehr nachtheilig als nützlich. — Der Ring ist ein treflicher Platz; das große gothische Rathhaus, mit seinem hohen spizzen Thurme, nimmt sich in der Mitte desselben sehr artig aus, wozu denn auch die um das Rathhaus hinlaufenden Gebäude, besonders die lutherische Garnisonskirche und die Hauptwache, das Ihrige beytragen. Dieser Ring ist bey schönen Abenden der Conversationsplatz; doch ist er seit einiger Zeit in

einen sehr übeln Ruf gekommen, seitdem das Sittenverderb in Meise so zugenommen hat, daß man fast jeder Schaam den Abschied gegeben hat. Es ist zum Erstaunen, wie weit es hier damit gekommen ist, so daß man nur selten ein Mädchen findet, die sich von den im Schwange gehenden Lastern unangesteckt erhalten hat. — Die Residenz des Bischofs, worin derselbe aber nicht residirt, ist ein schönes Gebäude, das sowohl an Größe, als an besserem Geschmack, über die andern erhaben ist. Auch sind einige Zimmer, die der Bischof bey seiner etwannigen Anwesenheit gewöhnlich bewohnt, vorzüglich prächtig eingerichtet, und den schönen ausgewählten Meubeln sieht man die geistliche Prachtliebe und Bequemlichkeit an. — Die Pfarrkirche ist ein großes gothisches Gebäude, das einen erhabenen Anblick gewährt; ein mächtiges majestätisches Gewölbe ruht auf äußerst dünnen Pfeilern, die man für ein sehr gewagtes Kunststück halten kann. In der Kirche findet man mehrere Denkmäler der alten Ritterzeit, Statuen, Büsten und dergleichen. — In der Jesuitenkirche fand ich viel Pracht, aber wenig Geschmack; sie ist regelmäßig erbaut, verliert aber durch allerhand angebrachte Schnirkelen ihre natürliche Ehrwürdigkeit. Das große Seminarium steht der Kirche gegenüber. — Die Kirche der Kreuzherren ist ein altes Gebäude. — Die evangelische Kirche auf dem Ringe besteht aus einem Theil des Rathhauses, das da-

zu eingerichtet ist. Die Bauart daran ist in einem ziemlich modernen Geschmack, aber das Ganze ist klein und wird durch eine Menge von Chören verengt. Außer einem Theil der Garnison, bekennen sich nur wenige Einwohner zur lutherischen Religion; die andern alle sind katholisch, und zwar äußerst bigott-katholisch. — Das Dominikanerkloster, außerhalb den Bestungswerken, in der sogenannten Friedrichsstadt, stirbt nach und nach aus; es sind jetzt nur noch ein paar Mönche darin. — Die Garnison, die hier beynahе stärker als die Einwohner selbst sind, liegt in schön erbauten Kasernen, welche den größten Theil der Friedrichsstadt ausmachen. Diese ganze Anlage schreibt sich vom Könige Friedrich dem Zweyten her, der zum Ersatz der übrigen weitläufigen Vorstädte, welche im ersten schlesischen Kriege verwüstet wurden, und die er aus politischen Gründen nicht wieder aufbauen wollte, die Friedrichsstadt anlegte. Alle hier wohnenden Bürger gehören nicht unter die Jurisdiction des Bischofs, sondern des Königs. Seit Friedrich dem Zweyten haben die preussischen Könige bey der jährlichen Revue ihr Absteigequartier in der Friedrichsstadt bey einem Apotheker genommen, wo einige Zimmer dazu eingerichtet sind. Das Haus zeichnet sich durch nichts aus, und von außen solte man es wohl nicht für einen königlichen Aufenthalt ansehen; allein unsre Könige, die weit entfernt von Prachtliebe sind, sind mit

dieser kleinen eingeschränkten Wohnung zufrieden. Sie sind hier einheimischer als in der großen bischöflichen Residenz. — Was die Bestungswerke anbetrifft, so sind dieselben im treflichsten Zustande von der Welt, und die Eroberung dieser Stadt möchte wohl gegenwärtig ungemein viel Schwierigkeiten und Blut kosten. Man hat zu gehen, ehe man über die Menge von Brücken und Thoren kommt, welche diese Stadt einschließen; ein vierfacher untermauerter Wall umgiebt den Ort; die Gräben sind besonders tief und wasserreich; die Neiße, ein Fluß, der in der Graffschaft Glaz entspringt, und nahe bey Schurgast, zwischen Oppeln und Brieg, in die Oder fällt, bildet auf der einen Seite den ersten Graben der Bestung. Mit den Hauptwällen sind noch verbunden das Fort Preußen, aufferhalb der Friedrichsstadt, und eine kasamattirte Batterie. Aufferdem kann auch noch die umliegende tiefe Gegend um Neiße, vermittelst einer großen Schleuse, unter Wasser gesetzt werden. — Die Einwohner von Neiße, deren Zahl etwan auf fünf Tausend steigen mag, scheinen von gutmüthiger Natur zu seyn, ob sie gleich in den Wissenschaften noch nicht weit vorgerückt sind. Zwar findet sich innerhalb der Stadt eine Art von Buchhandlung; allein man kann daselbst nach allem fragen, ohne etwas zu erhalten; ein paar katholische Gebets-, Erbauungs- und Gesangbücher, allenfalls auch ein paar Romane, ausgenommen.

Auch giebt es in Meise Lesebibliotheken, allein auch hier sind wissenschaftliche Bücher eine wahre Seltenheit; nach Göthens und Wielands Schriften fragt man umsonst: „die liest Niemand in „ganz Meise!“ erhielt ich zur Antwort, als ich darnach fragte. Die Einwohner beschäftigen sich besonders mit dem Wein- und Garnhandel. Das erste Produkt erhalten sie aus dem benachbarten Oesterreichischen; das zweyte bringen ihnen die Landleute aus der Nähe und Ferne zu, wo es dann von den Bürgern in großen Massen aufgekauft, und gegen ansehnlichen Gewinn wieder an die Kaufleute aus dem Gebirge abgelassen wird. Wegen dieses Garnhandels ist Meise in ganz Schlessien berühmt. Alle Montage ist Garnmarkttag, wo eine Menge fremder Personen aus den benachbarten Gebirgsgegenden hierher kommen, und durch ihre Gegenwart das Menschengewühl auf den Straßen ansehnlich vermehren. Ich glaube nicht, daß es viel arme Einwohner in Meise giebt; die Meisten haben wenigstens ein mäßiges Einkommen, und bey vielen ist der herrschende Wohlstand sichtbar. Gegen Fremde sind die Meißner ziemlich zurückhaltend, und lassen sich, wenn nichts bey ihnen zu lukriren ist, wenig mit ihnen ein. Das Frauenzimmer ist nicht häßlich, aber es hat größtentheils Anlagen zum Kropfe. Für Sinnlichkeit inclinirt es sehr, und sucht jede Gelegenheit auf, diese Leidenschaft zu befriedigen. Die Bürgermädchen tragen große steife Florhau-

ben mit einer Menge Band besetzt, weiße oder bunte Kleider nach altmodischem Zuschnitt, und im Winter lange Pelzmäntel von schwarzem Zammis. Die vornehmere Welt hat der Göttin der Mode gehuldigt, und opfert derselben mit lästiger Gewissenhaftigkeit. Dienstmädchen, Wäscherinnen und dergleichen Frauenzimmer tragen auf dem Kopfe große steife Kasketts von schwarzem Sammet, mit Rosataffent oder Leinwand gefüttert, und mit einer kleinen Spitze besetzt. Sie gewinnen durch diese Tracht ein gewisses Ansehen von Strahlenschein, und gleichen den gemahlten Heiligen ihrer Kirche. Außerdem gehen die Dienstmädchen selten anders als mit einem großen Mantel von blauer oder grauer Farbe zu Markte, der ein breites Koller mit Tressen besetzt hat, wodurch sie mit unsern Glasergesellen viel Aehnlichkeit erhalten. Eine jede Herrschaft sieht sich genöthigt, dem Gesinde einen solchen Mantel zu halten; und sie sind im Stande, ihren Dienst zu verlassen, wenn der Mantel schon veraltet ist, und die Herrschaft keinen neuen anschaffen will. So wunderlich auch die Mädchen in dieser Tracht aussehen, so gewinnen sie wenigstens dadurch den Vortheil, daß sie sich nicht bey jedem Ausgange puzzen dürfen, sondern über ihre Hauskleidung nur den Mantel umwerfen. — In ihrem äußern Betragen sind sie ziemlich ungeschliffen, und bedienen sich gewisser Ausdrücke, mit denen man sonst einen ekeln Sinn verbindet. Ihre Sprache

ist ein häßlicher deutscher Dialekt, der in der ganzen Gegend gehört wird. Ihre Religion ist ein Gemisch von Aberglauben und Ceremoniengeist. — Die Luft in Neisse ist nichts weniger als gesund; Fieber und andere Krankheiten sind hier epidemisch, und die Menschen erreichen selten ein hohes Alter. Die Zahl der Gestorbenen übertrifft fast alle Jahr die Zahl der Gebornen um ein Beträchtliches. Dieß kommt theils von der ungesunden Lage der Stadt, umgeben von Morästen und Sümpfen, theils von der schon oben angeführten fehlerhaften Bauart, theils aber, und vorzüglich, vom Trinkwasser her, das zwar ein sehr gutes Ansehen, aber doch einen sehr unreinen Geschmack hat, und gar leicht in Fäulniß übergeht. — Uebrigens so leidet die Stadt auch oft von Ueberschwemmungen, die zuweilen sehr gefährlich werden; denn so unbedeutend auch die Neisse als Fluß erscheint, so einen reißenden Strom hat sie, wenn der Schnee in den Gebirgen schmilzt, den Fluß anschwillt, und das Wasser aus seinen Ufern austreten läßt. Man hat Beyspiele, daß sogar ein Theil der Festungswerke beschädigt worden ist. Zu dem Ende ist auch bey der Schleuse ein sogenanntes Wassermaaß angebracht, an dem man den Stand des Wassers beobachtet, und dem Gouverneur bey der kleinsten Veränderung davon Meldung thut. — Die Gegend um Neisse ist nicht unangenehm; besonders erfreuet der Hinblick auf

Das schöne Glazergebirge, den man fast beständig genießt.

Grotkau kommt als Stadt in keinen großen Betracht. Es läuft eine alte Mauer um den Ort, und die Lage desselben ist nicht unangenehm, besonders ist er mit vielen und schönen Waldungen umgeben, aus denen die Bürger eine bestimmte Anzahl Holz umsonst holen können. Die beste Straße der Stadt ist der Ring mit seinem Rathhause.

Brieg ist eine hübsche und große Stadt; sie hat fast durchgängig gerade, breite und wohlgepflasterte Straßen, sehr ansehnliche und zum Theil sehr modern aufgeführte Gebäude, einen hübschen Ring und einige schöne Kirchen. Den größten Theil ihrer jezigen Modernisirung verdankt sie der Sorgfalt König Friedrichs des Zweiten, der neunzig tausend Thaler hergab, als ein paar unglückliche Feuersbrünste die Stadt verwüstet hatten. Aber was alle, auch die besten Städte Schlesiens verunziert, die weit hervorragenden Dachrinnen, sind auch hier noch in der Mode. Sonst sind aber die Gebäude durchgängig massiv, und hin und wieder ziemlich hübsch aufgeführt, wodurch die Stadt, so wie durch einige ihrer schönen Springbrunnen, einen freundlichen, gefälligen Anblick erhält. Das Rathhaus nimmt den Mittelplatz des Ringes ein, und bildet ein großes weitläuftiges Gebäude, das allenfalls des Besehens werth ist. Die eine Hälfte

Ist zu den Versammlungssälen der königlichen Oberamtsregierung, die andere für den Magistrat der Stadt bestimmt. Die Briggischen Bürger machen groß Aufhebens von ihrem großen Magistrate-saal, allein Herr Zöllner hat Recht, wenn er sagt, daß man daselbst nur einige schlechte Gemähde und einen verträglichen Plafard, nebst den Bildnissen unserer Könige seit Friedrich dem zweyten, den Bildnissen zweyer Minister und des Generals Hautcharmois, als Protektors des Magistrats, findet. Wer Lust hat, allerley unbedeutende Ueberladungen, goldne Schürkleiden und dergleichen mehr zu beschauen, der mag sich hier satt sehen. Lieber verweilte ich in dem andern Zimmer, das mit Gemälden von Vögeln angefüllt ist, die man in den Gebüschern um die Stadt ehemals gefunden hat. Eine Meisterhand hat freilich diese Darstellungen nicht geschaffen; doch haben sie ein lebhaftes gefälliges Ansehen. Fast in jedem der andern Gemächer findet man noch andere sogenannte Karitäten, die den Schau-lustigen vorgelegt werden. Einfacher, aber auch edler, ist der große Versammlungssaal der Landesregierung, so wie die Registratur und dergl.

Das Gymnasium ist ein großes weitläufiges Gebäude, und verdankt seine Entstehung der Sorgfalt des edlen, biedern und weisen Herzogs George des zweyten, der es im Jahr 1569 erbauen ließ. Man hat dem alten Gebäude einen Anstrich von Modernität gegeben, und so läßt

es bey dem ersten äussern Ansehen mehr erwarten, als man wirklich findet. Es ist zum Theil beträchtlich gesunken, und einige Zimmer können fast gar nicht mehr gebraucht werden. Andere, denen man etwas nachgeholfen hat, sind freilich im bewohnbaren Zustande, aber ihnen mangelt doch fast alle nothwendige Bequemlichkeit, Licht und Ordnung. Um die Bibliothek dieser Anstalt hat sich der jezige Rektor, welches bekanntermassen der durch seine Schriften so berühmt gewordene Scheller ist, sehr verdient gemacht. Durch seine thätige Sorgfalt und seine weise Auswahl hat er die Bibliothek seit einigen Jahren mit trefflichen Schriften bereichert, und dieser Mann, der so tief in den Geist der alten Classiker eingedrungen ist, spart weder Zeit noch Mühe, um seinen weitaussehenden Plan ins Werk zu setzen. — An dieser Schulanstalt stehen gegenwärtig, ausser dem würdigen Rektor, noch andere sehr treffliche Lehrer.

Das Zeughaus ist ebenfalls eine Stiftung Herzog Georgs des zweyten. Vor seiner Zeit war es ein Minoritenkloster, er verwandelte es aber in ein Waffenhause. In verschiedenen Gemächern werden hier Denkmäler aus der alten Ritterzeit, Helme, Harnische, Hellebarden, Lanzen, lederne Kanonen, Fahnen, Turniergeräthe und andere lebhaftere Erinnerungen an die Vorzeit, aufbewahrt; auch fehlt es nicht an einigen sogenannten Raritäten, von denen jedoch allenfalls

nur die Legenden merkwürdig sind. In andern Zimmern findet sich das Kriegsgeräthe der neuesten Zeiten, und es ist davon ein ansehnlicher Vorrath vorhanden. — Das Arbeitshaus ist eine weise Einrichtung, und faßt eine Menge Menschen: Verbrecher, die man aus der menschlichen Gesellschaft verbannen, aber doch benutzen will, finden hier Brod und Aufenthalt, müssen sich dasselbe aber durch die ihnen angewiesene Arbeit, die im Wollekämmen, Spinnen und Weben besteht, zu verdienen suchen. Sie haben täglich eine bestimmte Lieferung, die ihre Kräfte nicht übersteigt, und sie doch vor dem Laster des Müßigganges bewahrt. Nicht immer bleiben sie auf Lebenszeit in dieser Anstalt, sondern meistens nur verschiedene Jahre, nach Verhältniß ihrer Vergehungen. Männer und Weiber arbeiten in einem Zimmer, dürfen aber nicht mit einander reden, und werden überhaupt sehr strenge behandelt. Ihre tägliche Nahrung ist Brod und allerley Arten von Gemüse, das sehr gut zubereitet wird. Die tägliche Brodportion ist zwey Pfund für die Person. Dreimal des Jahrs bekommen sie Fleisch. Sie schlafen in ordentlichen Bettstellen und erhalten sehr oft frisches Stroh; jeder hat eine Decke von grober Wolle. In dieser Anstalt werden oft mehr als zwey Hundert Menschen unterhalten, und zuweilen sind mehr als sechszig Weberstühle im Gange, die alle ihre rohen Arbeiten nach Breslau abliefern.

Die Pfarrkirche gehört den Evangelischen, die hier die größte Anzahl der Einwohner ausmachen. Es ist ein großes gothisches Gebäude, mit einigen schönen Denkmälern, unter denen das Monument des verstorbenen Feldmarschalls, Grafen von Gessler, in weißem Marmor, den ersten Platz behauptet. — Auch das schöne Altarblatt zeichnet sich aus; Christus, der am Delberge betet, gemalt von Bernhard Rode. Die Schloßkirche gehört den Catholicen, und ist weder groß noch hübsch. Die Jesuitenkirche ist, wie alle dieses Ordens, prachtvoll genug, aber geschmacklos. Auch findet man ein Kloster in Brieg, das den Capuzinern gehört. Die Festungswerke der Stadt sind ansehnlich, halten aber mit den Preussischen keinen Vergleich aus. König Friedrich der Zweyte hat sie erweitert, aber auch wieder niederreißen lassen, so daß sie jetzt in ihrem alten Zustande wiederhergestellt sind.

Die Einwohner sind meistens wohlgebildete Leute, haben aber ein gewisses hochfahrendes Air an sich, das nicht Jedermann behagt. Ihre Sitten sind eben nicht sehr geläutert; grobe Ausschweifungen sind hier zu Hause, und es soll, wie man mir versichert hat, wenig glückliche Ehen hier geben. Uebrigens beläuft sich ihre Anzahl, ohne die Garnison, auf mehr als sechs Tausend. Der Wohlstand, aber auch ein äußerst übertriebener Luxus, sind hier einheimisch; mit slavischer Kengstlichkeit hängt die kleinste Bürgerfrau hier

an den Abwechslungen der Mode. Die Casketts sind bennähe ganz verbannt, und man sieht sie nur noch bey alten Wäscherinnen und dergleichen; die junge Welt hat diesen Glorienschein ganz von sich geworfen. Man treibt hier einen starken Handel; die Braugerechtigkeit ruht auf 354 Häusern, und 24 Dorfschaften sind verpflichtet, ih Bier aus Brieg zu nehmen. Die Garnison ist ansehnlich, und beträgt sich ziemlich artig. Die Gegend um Brieg ist, wegen der Nachbarschaft der Oder und anderer schönen Environs, sehr interessant; aber der so häufig besuchte philosophische Gang will gar nichts sagen. Uebrigens herrscht hier die unangenehme Gewohnheit, daß der Thürmer auf dem Rathhause, so wie die Stunde geschlagen hat, in die Trompete tutet, und ein paar äusserst unmelodische widerliche Töne hervorbringt. Nahe bey Brieg liegt das kleine Dörfchen Mollwicz, berühmt wegen des großen Schlachtfeldes, wo die Preußen am zehnten April des Jahrs 1741 über die Oestreicher einen merkwürdigen Sieg erfochten. Diese Erde hat fast das erste Blut getrunken, das um den Besiz von Schlesien vergossen worden ist. Ein Schlachtfeld behält immer seine traurige Erinnerung, wenn auch das daselbst geflossene Blut längst vertrocknet und die blühenden Felder damit gedüngt sind!! —

O h l a u ist ein kleines schlecht gebautes, aber doch sehr freundliches Städtchen, das in einer

sehr reizenden Gegend liegt, die von der Natur besonders reichhaltig beschenkt ist. Die Straßen sind unregelmäßig angelegt, und zum Theil schlecht gepflastert und enge. Der größte Theil der Gebäude schreibt sich noch aus den ältern Zeiten her und zeigt alle die mit der alten Bauart verbundenen Unbequemlichkeiten; doch hat man den Ort in den leztern Jahren durch mehrere neue Anlagen merklich verschönert. Die beste Straße ist der Ring, ein schöner viereckiger Platz, in dessen Mitte das schöne Rathhaus steht. Auf dem Thurm dieses Rathhauses befindet sich ein ziemlich albernes Kunstwerk, das mit der Uhr in Verbindung steht, und einen Kalbskopf bildet, der mit jedem Stundenschlage hervortritt und die Einwohner anblökt. Dieses Kunstwerk ist jetzt nicht im Gange. Die evangelische Kirche am Ringe ist groß, aber nicht merkwürdig. Das Schloß ist ein sehr großes und edles Gebäude, das einen sehr artigen-Anblick gewährt. Um die Stadt her läuft eine Mauer, und durch die hier befindlichen Alleen von Maulbeerbäumen wird einer der angenehmsten Spaziergänge gebildet. Die Zahl der Einwohner kann doch wohl gegenwärtig, ohne der Garnison, an dritthalb Tausend Menschen betragen. Es sind gutmüthige, gesellige und gastfreundliche Menschen, die sich mit liebenswürdiger Offenheit betragen, und dem Fremden den Aufenthalt in diesem Städtchen sehr angenehm machen. Sie sind nicht reich, aber

sie haben fast durchgängig ihr gutes Auskommen. Sie nähren sich, ausser den übrigen Gewerben, mit der Bierbrauerey, einigen Webereyen und einem einträglichen Krapp- und Tabaksbau. Besonders haben sie in der Erzeugniß des letztern Produkts sehr große Fortschritte gemacht, und wenden viel Sorgfalt darauf. Sie haben auch fast alle Jahr auf einige Wochen Schauspiel, das ihnen die Gesellschaft der Geschwister Bogt darbietet. An dem Trüppchen ist nicht sehr viel, und der Herr Direktor Bogt kann weder lesen noch schreiben; doch zeichnen sich Herr Julius und Mademoiselle Bone sehr vortheilhaft aus; auch Herr und Madame Schmidt sind sehr brauchbare Mitglieder, die jedem Theater Ehre machen würden. Sonst herrscht bey dieser Gesellschaft, aller Arroganz des Direktors und seiner Gemahlin ungeachtet, eine große Armseligkeit; so lange sich aber nur die Direktion nicht mit Opern befaßt, möchten sie sich wohl durchstümpfern; geschieht aber dieses, so ist es nicht möglich, daß sie sich lange zu halten im Stande sind. Die Dekorationen sind zwar klein, aber nicht ganz schlecht gemalt; dagegen aber ist die Garderobe höchst armefündermäßig. — Uebrigens fließt der kleine Fluß Ohla bey der Stadt vorbei, und treibt in der Nahe derselben einen Kupferhammer. Das Wasser dieses Flusses ist nicht sehr trinkbar, wenigstens muß man den Ekel überwinden, wenn man vorher eine Menge von Un-

reinlichkeiten hat hineinwerfen sehen, welche fast die ganze Oberfläche bedecken. In den hiesigen Gasthäusern, die sehr schön eingerichtet sind, wird man noch so ziemlich menschlich behandelt. Die Garnison besteht aus einem Regiment schwerer Cavallerie. —

Breslau sieht man von dieser Seite aus einer Entfernung von zwey starken Meilen, wo es mit seinem alten Dom und mit seinen übrigen altgothischen spizzen Thürmen aus dem ihn umgebenden Nebel hervordringt. Der erste Anblick der Stadt ist nicht auffallend, und man erwartet wirklich weniger als man findet. Der Weg von Ohlau nach Breslau ist wenigstens auf beiden Seiten mit Bäumen eingefast, ist aber äusserst beschwerlich und sandigt, wird jedoch durch die herrlichen Uebersichten auf die trefflich bearbeiteten Felder, und auf den freundlichen Zobtenberg, der immer mitzugehen scheint, ziemlich angenehm. In der Nähe von Breslau, besonders bey dem Dörfchen Tschansch, wird die Gegend sehr romantisch, und beym Rothkretscham und der Knappmühle, ganz nahe vor der Stadt, läßt sich keine interessantere Partie denken. Die Ohlauer Vorstadt, durch die man in Breslau einfährt, fängt erst in der Mitte an, eine Art von städtischem Ansehen zu gewinnen, je näher man dem bischöflichen Garten, dem großen Magazin des hier kantonirenden Dragonerregiments, und dem schönen Kloster der barmherzigen Brüder kommt.

Gleich die erste Straße der Stadt zeichnet sich durch einige neue Gebäude, besonders durch das recht artige Schauspielhaus, aus, das seit dem Tode der alten Direktize Wäser, durch die Bemühungen der Herren Streit, Zollbek und Heinrich eine ganz andere Gestalt erhalten hat. Dann kommt man über eine gemauerte Brücke, die über die schmutzige Ohla geht, welche hier durch die Stadt fließt, und sehr unangenehme Prospekte bildet. Allenthalben, wohin man sieht, bemerkt man Verwandlungen, und mit thätigem Eifer arbeitet man an die Verschönerung dieser Stadt. Neue schöne Gebäude, hin und wieder etwas zu bunt verziert, steigen empor; die alten spitzen Giebel verlieren immer mehr Werth; die großen Dachrinnen, obgleich sie noch in vielen Straßen paradiren, werden doch nach und nach verbannt. Das Hazfeldsche Palais auf der Albertsgasse ist ein schönes, großes und vortrefliches Gebäude, das im Viereck zwey Straßen einnimmt. Der große Ring, mit seinem alten gothischen Rathshause in der Mitte, ist einer der schönsten Plätze, die man nur sehen kann. Auch der Salzring und der neue Markt sind zwey sehr artige Plätze. Auf dem letztern steht auf einem Brunnen die Statue des Neptuns, den der gemeine Mann den Gabelgörge nennt. Die Straßen der Stadt sind im Durchschnitt von einer ziemlichen Breite und Länge, unter denen sich jedoch die Albrechts-, die Nikolai-, die Ohlauer-, die Carlsgasse und

einige andere vor den übrigen auszeichnen. Das königliche Palais auf der Carlsgasse fällt zwar recht hübsch ins Auge, unterscheidet sich aber sonst nicht von verschiedenen prächtigen Privathäusern. In der Nikolaistraße, und da herum wohnen die hier sehr reichen Juden. Das Pflaster in Breslau ist recht gut, allein es verhindert den Gassenkoth nicht, der hier beym geringsten Regenwetter schnell überhand nimmt. Unter den vielen und zum Theil prächtigen Kirchen, die Breslau aufzuweisen hat, zeichnen sich besonders aus: die alte ehrwürdige Elisabethskirche mit ihren Denkmälern, die Kirche zu Maria Magdalena, die schöne Jesuiten- und Vincentinerkirche und der prächtige Dom, nebst der Johannis- oder Sandkirche, auf der schönen Sandinsel gelegen, welche hier von der Oder gebildet wird. Auch die Kreuzkirche ist recht artig; unter derselben befindet sich auch noch eine andere, welche die Bartolomäuskirche hieß, von den Schweden aber so profanirt und zerstört wurde, daß sie jetzt nicht mehr zu brauchen ist. Das Jesuiten-Collegium ist ein ungeheurer Palast, der einen großen Raum einnimmt, und von lauter Quadersteinen aufgeführt ist. Der Stifter dieses treflichen Gebäudes war Kaiser Leopold der Erste, von dem es auch den Rahmen hat. Auf demselben befindet sich ein Observatorium mit treflichen Instrumenten. Der Umfang von Breslau kann mit Inbegriff der Vorstädte wohl an zwey Meilen

betragen. Die Festungswerke sind von mitlerer Stärke, und werden sorgfältig unterhalten. Die Menschenzahl beläuft sich, auffer der starken Garnison, gewiß auf sechszig Tausend, und zur Zeit der beyden großen Wollenmärkte, um Johannis und Michaelis, steigt dieselbe wenigstens um zwanzig tausend Persohnen. Der Handel ist hier sehr groß und weit ausgebreitet; die Schul-, Pensions- und Armenanstalten sind vortreflich. Die Gelehrsamkeit blüht und hat würdige Männer an Ihrer Spitze. Die Gegend um die Stadt herum ist vortreflich. Das Dörfchen Marienau ist ein Lieblingsort der Breslauer, wo alles hinausströmt. Das Leben ist hier angenehm, und, wenn auch nicht gerade wohlfeil, doch wenigstens auch nicht zu übertrieben theuer! — *).

Trebnitz ist ein kleines Städtchen, das drey Meilen von Breslau liegt und dem Herzoge von Braunschweig-Dels gehört. Das Städtchen selbst ist nicht des Bemerkens werth; desto mehr Aufmerksamkeit verdient das schöne trefliche Nonnenkloster, vom Orden der Cisterzienserinnen, das die heilige Hedwig, die Gemahlinn Herzog Heinrichs des Ersten und vorzügliche Schutz-

*) So viel vor der Hand von Breslau! Wer eine detaillirte Beschreibung dieser Stadt zu haben wünscht, den verweise ich auf ein Werkchen, das in nächster Ostermesse herauskommen, und sich vorzüglich mit Breslau und den schlesischen Gebirgsgegenden beschäftigen soll. Der Raum gegenwärtiger Schrift erlaubte keine nähere Auseinandersetzung. —

patroninn von Schlesien, 1203 gestiftet hat. Das Innere des Klosters habe ich als Profaner nicht besehen können, aber schon das Aeußere ist vortreflich, und alle, die es gesehen haben, wissen die daselbst vorgefundenen Herrlichkeiten nicht genug zu erheben. Die Kirche ist ein großes und vortrefliches Gebäude; sie bildet ein reizendes Oval, und das sehr edle Gewölbe wird von schönen Pfeilern geschützt. Der Hochaltar ist ein schönes Meisterwerk; das Blatt desselben, so wie die übrigen Altarblätter, haben herrliche Gemählde, die den Kunstkenner lange beschäftigen. Dagegen aber giebt's auch an den Wänden und Pfeilern einige Eudeleyen, die gegen das schöne Colorit der erstern sehr grell abstechen. Das Grabmal Herzog Heinrichs des Ersten ist vor dem Hochaltar; so schön es auch ist, so muß es doch dem Monument seiner Gemahlin, das man in einer schönen ofnen Capelle, in der Nähe des Hochaltars findet, nachstehen. Es besteht aus schwarzem Marmor mit starkem vergoldeten Messing. Sie selbst liegt in Lebensgröße, aus Alabaster gearbeitet, in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, auf dessen Vorderseite ihr Brustbild ebenfalls aus Alabaster gearbeitet ist. Das Ganze giebt einen unbeschreiblich majestätischen Anblick; rund um den Sarkophag brennen mehrere Lampen. Die Stiftung ist vom Erzbischof Wladislaw von Salzburg, dem Oheim der heiligen Hedwig. — Das Kloster bildet eigentlich einen eignen Ort für

sich, der gleichsam von dem Städtchen abgesondert ist. Die Gegend umher ist romantisch wild. Es liegt in einem Thale, umgeben von beträchtlichen Anhöhen. Die höchste derselben, die man von einer alten Nische, worin das Bild des heiligen Donatus steht, nur den Donatusberg nennt, gewährt eine himmlische Uebersicht der benachbarten flachen Gegend, bis ins Gebirge hinein. Für die Wallfahrer, die an bestimmten Tagen aus ganz Schlesien herbeyströmen, hat man hier im Walde, in einiger Entfernung von einander, vierzehn Nischen ausgestellt, welche die verschiedenen Stationen des Leidens Christi in sehr grellen, unangenehmen Bildern darstellen. Man mag kommen, wann man will, so findet man hin und wieder einen frommen Betenden. Unweit dieser Heiligthümer hat ein Einsiedler seine Wohnung aufgeschlagen. Der Mann steht in einem großen Geruch von Heiligkeit, und hat freyen Zutritt im Kloster, von dem er auch unterhalten wird. Seine Hütte ist klein, aber recht nett eingerichtet; überall findet man schwärmerische Inschriften, die aus geistlichen Sprüchen bestehen; sein kleiner Garten hat einige Obstbäume und Blumen.

Die Wanderung nach dem Zobtenberge hat mir unendliches Vergnügen gewährt. Dieser Berg liegt fünf kleine Meilen von Breslau, isolirt von dem übrigen Gebirge, und dient den Breslauern als natürlicher Wetterprophet, indem sie gutes oder schlechtes Wetter erwarten, je nach-

dem die Spitze dieses Berges helle oder mit Nebelwolken bedeckt ist. Am Fuße des Berges liegt das Städtchen Zobten, das ohne alle Merkwürdigkeit ist, welches, so wie die Kapelle auf dem Berge selbst, den Chorherren des Augustiner-Ordens gehört, die lange Zeit oben auf dem Berge wohnten, nachher aber ihren Wohnsitz in die unten gelegene Abtey Sporkau, wegen der auf dem Berge herrschenden Kälte, verlegten, und endlich nach Breslau zogen. Der Weg führt über Trümmern von Felsenstücke, aber sicher genug, die ansehnliche Höhe hinan, die man mit bequemen Schritten innerhalb drey Stunden erreicht. Der ganze Berg ist bis zu seinem Gipfel mit hohem Gesträuch bewachsen, und bildet mit den kleinern um ihn her liegenden Anhöhen einen einzigen Wald. Auf der höchsten Höhe desselben liegt die ziemlich große Kapelle, in der zu gewissen Zeiten Gottesdienst gehalten wird, wo sich denn das halbe Schlesien hier versammelt. Es führen zwey und siebenzig Stufen zu dieser Kapelle, und die muß man ersteigen, wenn man die herrliche Aussicht in ihrer ganzen Fülle genießen will. Nichts von dem, was ich empfand, als die Sonne nach und nach die dunkeln Schatten zerstreute, und die reizende Ebene unter mir aus dem Schatten hervortrat, und sich wie ein Fächer eröffnete! Genug, die Mühe des Steigens wird unaussprechlich belohnt, aber beschreiben läßt sich die Empfindung nicht. Man überblickt

den größten Theil von Schlesien, mit allen seinen reizenden Gegenden, Städten und Dörfern, unter denen Breslau, Kloster Leubus, Ohlau, Brieg, Reichenbach, Silberberg, selbst Neiße sichtbar werden. Links von der Kapelle entfernt, bemerkt man noch einige Ruinen eines alten Raubschlosses und anderer Gebäude, das, der allgemeinen Sage nach, von dem berühmten Peter Blast, bekannter unter dem Nahmen Graf Peter der Däne, bewohnt gewesen ist. Dieser Mann kam aus Dännemark mit seinem Vater, versehen mit Empfehlungsschreiben seines Monarchen an den Herzog Boleslav, und ward bald der Liebling des Herzogs, der ihn auch zum Statthalter von Breslau machte. Die Mährchen, die man von diesem Ritter erzählt sind — Mährchen und weiter nichts. Da ihm die herrliche Aussicht auf dem Zobtenberge gefiel, so baute er sich daselbst an; der alte Blast soll auch auf dem Berge gestorben seyn. Der junge aber, der durch seinen Herzog bald einer der reichsten Landstände wurde, verließ in der Folge das alte Schloß und wohnte in Breslau. Er zeichnete sich durch große Heldenthaten aus, und erwarb sich bald die Liebe und Achtung des Volks und der Großen. Von seinen Unternehmungen erzählen die Geschichtsbücher Schlesiens sehr viel, jedoch ist nicht alles davon zu glauben; so viel ist aber gewiß, daß er sich um Schlesien, besonders um Breslau, sehr verdient gemacht hat. Auch die Anlegung eines

Klosters auf dem Zobtenberge ist sein Werk. So lange Boleslav lebte, blieb Graf Peter in seinem Ansehen, beliebt beym Volke und bey seinem Fürsten. Nach dessen Tode aber wurde eine Theilung der Länder unter seinen vier Söhnen, und Bladislav der Zweyte, ein unentschlossener, schwacher und furchtsamer Mann, erhielt Schlesien zu seinem Antheil. Dieser Fürst ließ sich ganz von seiner Gemahlin Adelheid, einer Tochter Kaiser Heinrich des Fünften, leiten. Adelheid hatte die Absicht, die Macht ihres Gemahls durch Eroberungen in den Besizungen seiner Brüder zu vergrößern; diesem Entwurf aber stellte sich Peter der Dane entgegen, und seit der Zeit dachte die Herzoginn auf Rache. Ein unbedeutender Scherz gab die Veranlassung, daß ihr Plan gelang. Adelheid war an eine freye Lebensart gewöhnt, und blieb ihrer ehelichen Pflicht eben nicht ganz unbedingt getreu; besonders rügt man bey ihr einen allzuvertraulichen Umgang mit einem deutschen Ritter, Namens Dobies, der bey der Abwesenheit ihres Gemahls ihr beständiger Gesellschafter war. Peter befand sich einst mit dem Herzoge auf der Jagd, und in der Hitze des Wildverfolgens wurden sie von der Nacht überreißt, und mußten im Walde bleiben, wo sie sich die Zeit durch allerhand Scherze vertrieben. Peter hatte eine Gemahlinn, von der man auch nicht das Beste rede, und die man besonders in Verdacht mit ihrem Caplan, einem rüstigen jungen Manne,

hatte. Der Herzog scherzte über diesen Umgang und Peter gab den Scherz zurück, indem er des Ritters Dobies und der Herzoginn erwähnte. Das nahm Wladislaw übel, und bey der Nachhaufekunft erzählte er seiner Gemahlin die ganze Unterredung. Diese wütete, beschwor ihre Unschuld, und verband sich mit dem Ritter Dobies zu Peters Untergang. Durch allerhand Schändlichkeiten und trügerische List ward der Graf gefangen und gefesselt auf sein festes Schloß gebracht. Der Herzog selbst hatte, von seiner listigen Gemahlinn überredet, diesen schändlichen Berath gut geheissen. Man klagte ihn an, legte ihm verschiedene unerwiesene Verbrechen zur Last, wolte ihn nicht unschuldig finden, und obgleich Wladislaw, eingedenk an Peters Verdienste, lange schwankte, ehe er sein Urtheil bestätigte, so that er es doch endlich, und dem unglücklichen Grafen wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen. So verstümmelt entfloh er zu Wladislaws Brüdern, und erkämpfte mit ihrer Hülfe seine Güter wieder, und starb den zwanzigsten Februar des Jahrs 1153. —

Dels, die Hauptstadt des Herzogthums gleiches Namens, liegt vier Meilen von Breslau, und ist die Residenz des Herzogs von Braunschweig-Dels. Der Weg dahin führt fast durch einen ewigen Sand und hat sehr wenig Annehmlichkeiten. Hundsfeld, ein kleines unbedeutendes Städtchen, mit einer evangelischen und

einer katholischen Kirche, macht den Anfang des Oelsnischen Herzogthums, und schon die Hälfte des Städtchens, das eine kleine Meile von Breslau entfernt ist, gehört dazu, wie die herzoglichen Wappen und Farben zeigen. Oels selbst ist ein nettes Städtchen, das mit Mauern umgeben, und durch drey Thore verschlossen wird. Die Vorstädte haben noch größtentheils hölzerne Häuser und werden von Bauern bewohnt, welche allerhand schöne Gartenfrüchte anbauen; aber die innere Stadt ist ganz massiv und hat recht artige Häuser, ziemlich gerade Straßen, die aber zum Theil sehr schlecht gepflastert sind, und einen schönen Ring. Den Gebäuden fehlt freylich, die neuern ausgenommen, der Reiz der Modernität; aber sie haben deswegen kein finstres oder unangenehmes Ansehen; auch fährt man in der Verschönerung der Stadt mit vielem Eifer fort, und verdrängt nach und nach die alten unbehülflichen Häuser. Ein Thor, das ehemals das Viehthor hieß, ist jetzt, seitdem die Königin durchgefahren, auf ausdrücklichen Befehl des Herzogs umgetauft, und hat den bessern Nahmen des Louisenthors erhalten, so wie die daran stoßende Straße, ehemahls die Viehgasse, jetzt die Louisenstraße heißt. In der Mitte des Ringes steht das alte gothische Rathhaus, umgeben von Häusern, die eben nicht prächtig, aber doch recht artig aussehen. Dem äussern Ansehen nach zu urtheilen, so scheinen die Einwohner hier ihr reichliches

Auskommen zu finden; es sind meistens wohlhabende Leute, die allerhand Gewerbe treiben, und besonders sich mit der Verfertigung von Tüchern und andern wollenen Zeugen, mit Leberarbeiten, Leinwandwebereyen und dergleichen beschäftigen. In ihrem Umgange sind sie freundlich und gesellig, und ich kann wohl sagen, daß ich in diesem Städtchen sehr angenehme Tage verlebt habe, und noch zu verleben gedenke. Ihre Anzahl mag ungefähr vier tausend Seelen ausmachen, wozu aber auch die, aus einer Eskadron blauer Husaren bestehende Garnison, und der ansehnliche Hofetat des Herzogs mitgerechnet werden muß. Der Herzog geht mit seinen Bürgern auf einem ziemlich populären Fuß um; öfnet ihnen seine Gärten, und läßt sie an allerley Vergnügungen Theil nehmen, die er selbst liebt. Sein Schloß wird von der Stadt durch einen trocknen Graben abgefondert. Es hat von aussen ein verwildertes gothisches Ansehen, und der Eingang ist so auffallend häßlich, daß man selbst nicht weiß, ob man in ein Schloß, oder in den Vorhof eines verwüsteten Klosters tritt. Im innern Schloßraum, dem Eingange geger'ner, liest man eine Inschrift in goldenen Buchstaben, welche ziemlich pomphast verkündet, daß hier der Erste der Guelfen, der pater patriae gehuldigt sey. Je weniger man vom Aeussern erwartet, desto mehr wird man vom Innern überrascht. Der Herzog hat vortrefliche Anlagen gemacht, die seinem Geschmak

Ehre machen. Unter andern ist der große Audienzsaal sehr prächtig eingerichtet, und blendet durch seinen auffallenden Glanz. Die Oefen in den Zimmern, so wie die darin angebrachten Statuen, Möbeln und Gemählde, sind alle nach dem neuesten Geschmack. Unter den Gemählden giebt es besonders einige Meisterstücke. Durch eine Reihe prächtiger Zimmer kommt man endlich in ein kleines Spiegelskabinet, mit einer *al fresco* gemalten Decke, und Meublen von schöner Bildhauerarbeit. Dieses einzige Cabinet soll dem Herzoge 14000 Thaler gekostet haben. Das Schloß liegt auf einer Anhöhe, und beherrscht eine unermeßliche Gegend, die mit den mannigfaltigsten Abwechslungen prangt, und das Auge lange Zeit ergötzt. Aus allen Zimmern, die nach der Gartenseite hingehen, findet man eine unaussprechlich schöne Ansicht. Die Bibliothek des Herzogs ist ziemlich ansehnlich, prächtig geordnet, und enthält einige sehr schöne und theure Werke. Der Herzog selbst ist ein denkender Kopf, der auch schon hin und wieder als Schriftsteller, obgleich nicht mit großem Erfolg, aufgetreten ist. Zu den Füßen des Schlosses liegt der Garten, der zwar nur einen kleinen Umfang, aber doch viel schöne Parthien hat. Er prangt mit Statuen, Einsiedeleyen, Grotten, Wasserfällen, Teichen, chinesischen Brücken und dergleichen modischen Spielereyen. Das Interessanteste von dem allen ist ein Cabinet *de l'amour* und die schöne

Grotte des Neptuns. Der schönste und angenehmste Theil des Gartens ist die Fasanerie, die aber während den Brütemonaten nicht besucht wird; der übrige Theil des Gartens steht jedermann, zu jeder Tageszeit offen, und man findet auch beständig Menschen darin. Der Fasänen sind hier eine große Menge, und der Herzog macht sich oft das Vergnügen, sie selbst zu füttern. Sie erscheinen dann auf seinen Ruf nahe bey dem Schlosse, und er wirft ihnen aus seinen Fenstern Futter zu. Die Pfarrkirche ist ein finstres winkliges Gebäude, ausser seinem Alterthum ohne Reiz, mit einem eigenen Sitz für den Herzog, der aus seinem Schlosse, durch einen langen bedekten Gang, bis in seinen Kirchenstuhl treten kann, diesen Weg aber nur sehr selten macht. Die katholische Kirche auf der kleinen Marienstraße ist erst neu erbaut, und hat ein sehr hübsches Ansehen. Die Probstkirche am Marienthor ist alt, hat aber einen neuen spizzen Thurm. Das Gymnasium steht auf der Breslauerstraße, ist ein trefliches massives Gebäude, und bildet sehr wissenschaftliche junge Leute, die von hieraus sogleich die Universität beziehen. Die Gegend um Delle hat einige herrliche Parthien, allein Anlagen zum geselligen Vergnügen sucht man umsonst. Auf den Dörfern umher giebt es einige trefliche Geistliche, deren Umgang mir sehr wohlgethan hat. Das Theater des Herzogs steht unweit dem Schlosse, und ist klein. Der Fürst

besoldet zwar die Mitglieder, doch müssen die Einwohner Entree bezahlen. Die Aufsicht über die ganze Einrichtung hat der herzogliche Stallmeister, — Pferde und Mäsen, wie kommen die zusammen? Aber sie vertragen sich auch darnach. Der Herr Stallmeister rücht dem Herzoge auf, was ihm beliebt, und dieser ist damit zufrieden, wenn es nur Opern sind, denn daran hängt er mit Leib und Seele! Wie die Mitglieder ihre Rollen darstellen; darüber sieht der tolerante Herzog weg, und die Einwohner sind galant genug, den abscheulichsten Unsinn, das graßlichste Outrieren zu beklatschen. Pfeifen und pochen darf Niemand; ehe der Herzog kommt, muß nicht angefangen werden, und dieser läßt oft Stunden lang auf sich warten. Das rezitirende Schauspiel ist unter aller Kritik; da ist ein gewisser Herr Gappmayer, ein Mensch, der ein feines weibisches Organ hat, und der spielt die Helden und ersten Liebhaber. Die Delsner halten ihn für einen hohen Eingeweihten im Tempel der Kunst; aber wahrlich, er hat noch nicht einmal die unterste Stufe betreten; er ist noch ganz Anfänger und wird es auch bleiben, so lange er lebt. Die erste Sängerin ist eine Demoiselle Wötruba, ein jämmerliches und dabei häßliches Geschöpf, mit einer ekeln quikenden Stimme, die sich nicht einmal geschmackvoll anzukleiden weiß.¹ Sie und ihre Frau Mama haben sich ganz nach dem ekeln, längst ausgepiffenen französischen Geschmack ge-

bildet; alle ihre Wendungen und Bewegungen sind ängstlich studiert, und fallen wegen der darin herrschenden abgemessenen Steifheit ganz abscheulich ins Auge. Herr Alexi, die Hauptperson der Gesellschaft, ist schon längst als komischer Schauspieler bekannt, und hat überall Glück gemacht. Allein seit er hier ist, hat er sich wenig Mühe gegeben, und fängt jetzt an ins Niedrigkomische zu fallen, wodurch er sich sehr viel schadet. Ich habe ihn in einigen Rollen gesehen, aber immer spielte er den Hanswurst. Er ist Nebendirektor der Gesellschaft, und zieht mit seiner ansehnlichen Familie einen jährlichen Gehalt von funfzehnhundert Thalern. Seine Töchter sind recht hübsche Figürchen, aber steife Puppen, die jämmerlich anzusehen sind. — So schlecht indeß die Gesellschaft ist, so schön ist dagegen die Kapelle des Herzogs, und der Eifer, womit er das musikalische Talent unterstützt, macht ihm viel Ehre. — Uebrigens lebt in Dels eine Menge von Adel, die nicht Vermögen haben und sich an der herzoglichen Tafel satt essen! —

In der Mitte zwischen Dels und Breslau liegt das vom Herzog angelegte Lustschloß Szbille nort, ein herrliches Gebäude mit prächtigen Zimmern, ganz nach dem neuesten Geschmack angelegt und meublirt. Schade, daß die Gegend mit der prächtigen Anlage nicht gleichen Schritt hält, aber es ist größtentheils eine wüste Fläche, die, ausser der Aussicht auf entfernte

Anhöhen, sonst wenig Reize hat. Der Herzog bringt die Commermonate hier zu, und dann folgt ihm die Capelle, zuweilen auch die Schauspielgesellschaft. Das hier erbaute Theater ist weit schöner als das in Delse. Da aber der Transport viel Geld kostet, und der Herzog gewöhnlich alle Sonnabend nach Delse kommt, so wird es nur bey festlichen Gelegenheiten gebraucht. Der hiesige Garten, der mit Mühe auf der Sandfläche angelegt worden, ist ganz unbedeutend. Desto reizender, weitläuftiger und geschmackvoller aber sind die Gartenanlagen in dem benachbarten Lustorte Tomatschini.

Der Weg von Delse nach Wartenberg ist ebenfalls wieder sandigt, aber doch sehr angenehm; von allen Seiten wechseln Wälder und einzelne Baumgruppen mit fruchtreichen Aeckern ab. Die Landstraße ist gebahnt, aber man sollte besser für die Unterhaltung des Weges sorgen, wenn man denselben gelobt wissen will. Wartenberg selbst erhebt sich in einem reizenden Thal, das ein großes Amphitheater bildet. Die Vorstädte sind schmuzzig; aber die innere Stadt sehr rein, mit schönen, breiten, geraden Straßen, und sehr modernen Gebäuden, die jedoch selten ganz massiv, sondern meistens von Fachwerk aufgeführt sind. Der Ring ist ein schöner, großer und freyer Platz. Das Schloß kommt nicht in Anschlag. Desto mehr fällt die schöne Kirche neben dem Schlosse auf, die ihre Entstehung dem jezzi-

gen Herzöge verdankt, der sie nach dem neuesten Geschmack hat aufführen lassen. Sie bildet von außen ein schönes regelmäßiges Quadrat, von innen aber ein freundliches Oval. Das Gewölbe wird von Säulen getragen, die in regelmäßiger Ordnung neben und gegen einander stehen. Orgel, Kanzel und Altar sind vortreflich. Das Ganze giebt einen einfachen, aber heitern Anblick. Diese Herrschaft gehört dem Herzoge von Sagan, ehemaligem Herzoge von Curland, dem reichsten Partikulier in Schlesien, dessen Vater sie erkaufte, und zwar mit der Bedingung, daß sie, so lange einer vom Bironischen Mannsstamme übrig seyn würde, nicht veräußert, noch verkauft, noch verschenkt werde *). Die Revenüen belaufen sich auf dreißig tausend Thaler. Die Einwohner in der Stadt sind wohlhabend und beschäftigen sich besonders mit Lucharbeiten. —

Bernstadt ist ein kleines unbedeutendes Städtchen, zwey Meilen von Dels gelegen, und zu diesem Herzogthum gehörig. Ich weiß davon nichts Merkwürdiges zu sagen; denn es hat keine Merkwürdigkeiten. Doch als temporair und als Beytrag, wie sehr die Theaterwuth eingerissen

*) Auf diesen Vertrag gründeten sich die Ansprüche des Prinzen Carls von Curland auf Wartenberg, der das Testament des verstorbenen Herzogs, worin diese Herrschaft der jüngsten Tochter des Herzogs übertragen wird, anfißt, und darüber einen Proceß instruir hat, der jetzt — im Jahr 1801 noch nicht entschieden ist.

ist, bemerke ich, daß sich in diesem Landstädtchen eine Gesellschaft von Schneider-, Schuster- und Webergesellen zusammengethan, und ein Theater formirt haben, auf dem sie zuweilen Schauspiele zum Nuz und Frommen der übrigen Bürger und der benachbarten Gegend aufführen. Wie sauber diese Darstellungen ausfallen mögen, läßt sich denken, da es unter den Mitgliedern Leute giebt, die nie ein Schauspiel gesehn haben. — Diese Theaterwuth findet man fast in allen schlesischen Städten.

So viel über die einzelnen Städte Schlesiens; jezt noch einige allgemeine statistische Bemerkungen! — Schlesien ist unstreitig die schönste, reichste und einträglichste Provinz der preussischen Monarchie. Ist auch der obere Theil nicht so treflich und sorgfältig angebaut, als der niedere; giebt es in dem erstern auch noch hin und wieder verwüstete oder morästige Gegenden, die zum Theil die Cultur unmöglich machen, so geben da gegen die großen Waldungen, die ergiebigen Bergwerke und die schönen Eisenfabriken, dafür einen hinreichenden Ersatz. Niederschlesien ist unstreitig in der Cultur des Landes weit vorgerückt; selbst Sandwüsten und Moräste sind in guten tragbaren Boden verwandelt; die Menschen verwenden Fleiß und Thätigkeit, und breiten ihre Kenntnisse in der Oekonomie immer weiter aus. Güter,

die ehemals für zwanzig tausend Thaler verkauft wurden, kosten jetzt hundert tausend Thaler und darüber. In allen Zweigen der Oekonomie sucht man es von Jahr zu Jahr zur möglichst größten Vollkommenheit zu bringen. Die Viehzucht, besonders die Schaafzucht, wird mit einer Sorgfalt getrieben, die man nur in England und Spanien so wieder findet. Die Regierung unterstüzt den fleissigen Oekonomen. Die Leibeigenschaft ist zwar nicht abgeschafft, aber doch so gemildert, daß der Unterthan nicht Ursache hat, sich zu beklagen, wenn ihm anders nur die Bedingungen gehalten werden, welche die Gesezze dem Gutsherrn zur Pflicht machen. Der Peitschenschlag ist so gut als aufgehoben, wenigstens kann der Herr nicht nach Willkühr strafen. Der Niederschlesische Bauer ist ein Mann, der Eigenthum besitzt, und Mittel kennt, sich gegen alle Eingriffe in demselben zu erhalten. Der Wohlstand ist in seiner Kleidung, und in seinem Hauswesen zu bemerken. Auch die Schulanstalten sind besser als die in Oberschlesien, obgleich hier noch immer Mängel zurück bleiben, die zum Theil nur erst nach mehreren Jahren gehoben werden können.

Das preussische Schlesien, so wie es gegenwärtig mit Einschluß der Grafschaft Glatz besteht, hat zu Grenznachbarn, gegen Morgen das heutige Opreußen, ehemals Großpolen, gegen Mittag die Teschnischen und Karpatischen Gebirge,

gegen Abend die Lausiz und Böhmen, von dem es durch das sudetische Gebirge getrennt ist, und gegen Mitternacht die Brandenburgischen Marken. Die Grenze zwischen dem preussischen und östereichischen Antheil von Schlesien ist durch den Traktat zu Aachen im Jahr 1748 so genau bestimmt, daß jetzt keine Streitigkeit darüber entstehen kann. Man rechnet die Länge von Schlesien, mit Einschluß der Grafschaft Glatz, auf 40 bis 42 Meilen; der Flächenraum beträgt, nach den neuesten Vermessungen, auf 652 deutsche Quadratmeilen. Als der König von Preußen das Land in Besiz nahm, fand er daselbst nur 1,100000 Menschen, allein bey der Zählung im Jahr 1787 fand man schon 1,711500 Seelen, folglich eine Vermehrung von mehr als 600000 Menschen. Das Land hätte noch mehr gewonnen, wenn ihm der siebenjährige Krieg nicht so viel Menschen gekostet hätte. Während der preussischen Regierung ist Schlesien wenigstens mit zweyhundert neuen und großen Dörfern bevölkert worden, und 13000 Kolonisten sind eingewandert. Man rechnet im Lande 240 kleine und große Städte und über 6500 Dörfer. Unter den Einwohner befinden sich ohngefähr 900000 Lutheraner, 800000 Catholiken, 15000 Juden, und auf 5000 mährische Brüder. In Oberschlesien kommen auf die Quadratmeile etwas mehr als 1800 Menschen; allein in Niederschlesien und in den Gebirgsgegen-

den kann man drey bis vier viertausend Menschen auf die Quadratmeile rechnen. Geographisch wird Schlesien eingetheilt in Ober- und Niederschlesien, das erste nach Süden, das andere nach Norden; — politisch in immediate und mediate Fürstenthümer, freye Minderherrschaften und Ritterschaften; juristisch in drey Oberamtsregierungen zu Breslau, Glogau und Brieg; — kameralistisch endlich in 48 Kreise, die den beyden Kriegs- und Domainenkammern zu Breslau und Glogau unterworfen sind. Ganz Schlesien steht unmittelbar unter dem Könige, und die Stände können, ohne königliche Bewilligung, keine eigenmächtige Veränderungen in ihren Herrschaften vornehmen. In den Fürstenthümern Breslau, Glogau, Liegnitz und Brieg, Sagan und Oels dominiren die Protestanten; in Ratibor, Plesse, Kosel, Oppeln und Neisse aber die Katholiken. Tolerant ist man so ziemlich, doch in Niederschlesien mehr als in Oberschlesien, wo man einen gewissen langen genährten Haß gegen die Protestanten, und selbst gegen die preussische Regierung nicht unterdrücken kann, daher ich auch glaube, daß sich der König von Preußen, im Fall eines bevorstehenden Krieges, auf Oberschlesien, besonders den katholischen Theil, wenig verlassen kann, indem man hier überall noch zu viel Vorliebe für die orthodoxe östereichische Regierung antrifft. — Zu Niederschlesien gehören zwölf Fürstenthümer, nehmlich

Breslau, Brieg, Glogau, Jauer, Liegnitz, Münsterberg, Dels, Carolath, Cagan, Schweidnitz, Wolau und Drachenberg, nebst drey Standesherrschaften, Wartenberg, Militzsch und Gotschütz, und drey Minderherrschaften, Frenhan, Neuschloß und Sulau. Von den Niederschlesischen Fürstenthümern gehören sieben unmittelbar dem Könige, nemlich Breslau mit einem Umfange von 43 schlesischen Quadratmeilen, worin die Hauptstadt gleiches Nahmens, der vornehmste Sitz des großen schlesischen Handels, nebst drey andern Städten, Auras, Schmogger und Namslau zu merken sind; Brieg, mit der Hauptstadt gleiches Nahmens, und vier andere Städte, Ohlau, Strehlen, Kreuzburg, Reichenstein, und die wichtigste Bestung Silberberg; Jauer, mit dreyzehn Städten, unter denen besonders Hirschberg und Schmiedeberg als der Hauptsitz des großen Leinwandhandels im Gebirge, und Warmbrun, als heilendes Bad, zu merken sind; Schweidnitz mit neun Städten, unter denen sich die Hauptstadt gleiches Nahmens als starke Bestung, der schöne Badeort Allwasser, das reizende Fürstenstein, und die Herrenhuterkolonie Gnadenfrey auszeichnen, Liegnitz mit drey Städten, unter denen das reiche Kloster Laubus hervorschimmert; und Glogau mit fünf Städten. Die andern fünf Fürstenthümern sind mittelbar, und haben eigene Herren, welche ihre Länder als Vasallen des Königs regieren. Dels

gehört dem Herzoge von Braunschweig, Dels; — Sagan dem ehemaligen Herzoge von Cur-land; Münsterberg dem Fürsten von Auersberg; Carowath dem Grafen von Schönauig; und Drachenberg dem Fürsten von Hassfeld. In Oberchlesien giebt es fünf Fürstenthümer; von diesen gehören Oppeln und Ratibor unmittelbar dem Könige, Meisse dem Bischöfe von Breslau, Jägerndorf und Troppau dem Fürsten von Lichtenstein; von den beyden letztern Fürstenthümern stehen 37 Quadratmeilen unter östreichischer Oberhoheit. Die freyen Standesherrschaften in Oberschlesien sind Plesse, dem Fürsten von Anhalt gehörig, und Beuthen, das der Graf von Henkel besitzt. Die freyen Minderherrschaften sind Loslau und Oderberg.

Alle diese Fürstenthümer und Standesherrschaften schickten ehemals zu den sogenannten Fürstentagen, die in Breslau gewöhnlich gehalten wurden, ihre Deputirte, und berathschlagten sich mit den übrigen beyden Ständen des Landes. Sie selbst machten den ersten Stand aus, und zwar hatten die Fürsten jeder eine Stimme, die Standesherrn aber nur Eine zusammengenommen. Den zweiten Stand machte die Ritterschaft in den Erbfürstenthümern aus, und hier hatte nun jedes Fürstenthum Eine Stimme. Der dritte Stand wurde aus den Einwohnern der vornehmsten Städte zusammengesetzt, und hatte sechs Stimmen. Diese alte Verfassung des Landes hörte auf, sobald Schlesien an Preußen kam. Jetzt sind die beyden Kriegs- und Domainenkammern zu Breslau und Glogau die höchsten Landeskollegien. Zur Breslauischen Kammer gehören die Fürsten-

thümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Neisse, Dels, Münsterberg, Oppeln, Ratibor, Jägernsdorf und Toppau, disseits der Oppa, und die freyen Standesherrschaften Wartenberg, Goshütz, Beuthen, Loslau und halb Aderberg. Zur Kammer in Glogau gehören die Fürstenthümer Glogau, Sagan, Wohlau, Lignitz, Jauer, Drachenberg, Carolath, und die Standes- und Minderherrschaften Militsch, Neuschloß, Freyhau und Suhlau. Gleich nach den beyden Kammern folgen die drey Oberamtsregierungen zu Breslau, Brieg und Glogau. Zur bessern Uebersicht wird Niederschlesien in 34, und Oberschlesien in 14 Kreise eingetheilt. Jeder Kreis hat einen Landrath, einen Steuereinnehmer, einen Marschkommissarius, und zwey Deputirte oder Landesälteste, die der Adel aus seinem Mittel hergiebt. Die Steuern von ganz Schlesien, Glatz mit eingeschlossen, sollen an 5,000000 Reichsthaler betragen. Jede Oberamtsregierung hat einen Präsidenten, einen Vicepräsidenten, einen Direktor, und eine bestimmte Anzahl von Råthen, Assessoren, Secretairen, Referendarien, Registratoren und Kanzellisten. Die Appellationen von dieser Regierung gehen unmittelbar an das Tribunal zu Berlin. Die Landråthe werden jederzeit aus dem Adel gewåhlt, und jedem sind zwey beständige Commissarien beygeordnet; sie gehören unter die Domainenkammern.

Das geistliche Gericht betreffend, so hat der Bischof von Breslau die Entscheidung. Unter ihm stehen vier Archidiaconate, nemlich zu Breslau, Glogau, Oppeln und Liegnitz; ferner 8 Collegiatkirchen, 72 Archipresbyteriate, 116 Probsteien,

678 Pfarrkirchen, zu denen 237 Filiale gehören; 20 Abteyen, und 91 Klöster. Die Kanonikate vergiebt der König, oder auch der Bischof, mit Genehmigung des Königs. Der jezige Bischof ist der Graf von Hohenzollern. Die Evangelischen stehen unter den Oberkonsistorien zu Breslau, Glogau und Brieg. Es giebt in Schlessien wenigstens 600 evangelische Kirchen. Die Vorsteher der Kirchsprengel heißen theils Superintendenten, theils Inspektoren, oder Senioren. Superintendenten giebt es vier, nemlich zu Oels, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Die reformirten Prediger werden Hofprediger genannt, und stehen unter dem reformirten Kirchendirektorio zu Berlin. Ehemals mußten die Evangelischen dem Kaiser für die Erlaubniß des freyen Gottesdienstes jährlich 487000 Kaisergulden bezahlen, und die Kirchen, die sie erbauten, führten den besondern Nahmen der Gnadenkirchen. Der weise und tolerante Friedrich der zweite hat diese lästige Abgabe und diese demüthige Benennung aufgehoben, und die Evangelischen Schlessier in allen ihren Rechten den Katholischen gleich gemacht. Auch die Hussiten besitzen mehrere Kirchen. Die Herrenhuter, oder Mährischen Brüder haben ihre Colonien zu Gnadenfeld, Gnadenfrey, Gnadenberg und Neusalz. Sie stehen unmittelbar unter der Königlichen Regierung sind frey von Einquartirungen, Zöllen und Contonsbelastigungen; dafür zahlen sie dem Könige bestimmte Steuern, bilden aber eine Art von eigener Republik in der Monarchie. Sie haben einen eigenen Bischof, der in Gnadenfrey wohnt. Auch die Griechen haben ehemals eine eigene Kirche zu Breslau gehabt, da aber diese Religionssekte in Schlessien fast gar nicht mehr exi-

stirr, so hat man ihre Kirche den Evangelischen überlassen; die Wenigen, welche allenfalis noch da sind, halten sich zu den Katholiken. —

Der Boden ist in Schlesien, wie gesagt, nicht allenthalben vollkommen gleich, doch kann man ihn im Durchschnitt eher gut, als schlecht nennen, ob es gleich Strecken, besonders in Oberschlesien, giebt, die bey aller darauf verwendeten Sorgfalt eben nicht vorzüglich anschlagen wollen. Niederschlesiens Boden ist größtentheils brauchbar, und hat durch die Kunst in den leztern Jahren unendlich gewonnen. Es giebt Oekonomen in Schlesien, die mit den Ersten in Europa in Rücksicht ihrer landwirthschaftlichen Kenntnisse wetteifern können. Man findet Getreidfelder, die so hoch und stark sind, daß man, wie man sich hier ausdrückt, ein Wagenrad daran lehnen kann. Es ist ein herrlicher Anblick, wenn man diese Felder sieht, wo nichts vernachlässigt, wo gleichsam die höchste Höhe der Landeskultur erreicht ist. Man baut ganze Felder von Kleesamen an, die den Thieren zur Fütterung dienen. Schlesien hat Getreide im Ueberfluß, und behält noch jährlich einen großen Vorrath über, den es versendet. Die Viehzucht hat erst seit einigen Jahren die Sorgfalt der Oekonomen beschäftigt, und von Jahr zu Jahr macht man darinn größere Fortschritte. Der Hauptertrag eines Gutes besteht jezt schon in der Schaafzucht, mit deren Veredlung man sich große Mühe giebt. Ein Stein guter Wolle wird auf den großen Wollenmärkten schon mit zwölf, funfzehn und mehreren Thalern bezahlt. Eben so gewinnt auch die Rindvieh- und Pferdezucht seit einigen Jahren ansehnlich. Mit dem Obstbau beschäftigt man sich auf den meisten Gutern ebenfalls sehr sorgfältig. Schlesien liefert jezt herrliches und wohlschmekendes

Obst von allen Gattungen. Nur Nußbäume findet man wenig, und trotz aller Bemühung will diese Frucht hier nicht gedeihen. Statt dessen gewinnt man in vielen Gegenden, wo man sich besonders mit Weinbau, beschäftigt eine Menge schöner Trauben. Doch ist der Wein, der davon gekeltert wird, nicht vorzüglich, er hat einen herben Geschmack, und verdirbt sehr leicht. Außer den gewöhnlichen Getreidearten baut man noch in verschiedenen Gegenden mit glücklichem Erfolg die Färberröthe an. Dieses Produkt bringt Schlesien, Jahr aus Jahr ein, einen Gewinn von wenigstens 100000 Thalern. Eben so wenig wird der Flachs- und Tobaksbau vernachlässigt; der erste besonders wird mit großer Sorgfalt, aber auch mit sehr großem Gewinn getrieben. Das Gebirge ist der eigentliche Sitz, wo dieses Produkt verarbeitet wird; Weber und Tuchmacher haben hier ihre Wohnungen. Es gibt Dörfer, wo bis zweytausend und mehrere Weber beisammen wohnen. In der Gegend um Schmiedeberg verfertigt man Damastleinwand. Man zählt in Schlesien über 27000 Weberstühle, und über 6000 Tuchmacher. An Leinwand und Garn soll jährlich für mehr als 8,000000 Thaler verkauft werden.

Ueberhaupt sind die Manufakturen in Schlesien im blühenden Flor. Die Fabriken der Leinwand beschäftigen über 43000 Menschen. Die Wollen- und Baumwollen-Manufakturen geben 21000 Menschen Brod, und liefern einen jährlichen Ertrag von mehr als 4,000000 Thalern. Die Seidenfabriken ernähren über 200 Menschen, und ihre jährlichen Arbeiten betragen einen Werth von 40000 Thaler und darüber. Die Glashütten liefern reines und schönes Glas, beschäftigen an 250

Menschen, und schenken einen jährlichen Ertrag von mehr als 63000 Thalern. In den Papiermühlen arbeiten an 300 Menschen, und der jährliche Gewinn beträgt 60 bis 64000 Thaler. Die Eisenhütten geben 1500 Menschen Nahrung, und der daraus gezogene Gewinn beläuft sich auf mehr als 1,000000 Thaler. Das einzige schöne Eisenwerk zu Malapane in Oberschlesien bringt dem Könige allein einen reinen Gewinn von 10000 Thalern jährlich. Diese Summe muß der König haben; was sonst noch übrig bleibt, wird in die Bergamtskasse gelegt, und in mißlichen Jahren, wo der bestimmte reine Gewinn für die Krone nicht erarbeitet wird, muß diese Klasse das Fehlende zulegen. Die Pottasche- und Salpetersiederereyen beschäftigen an 80 Menschen, und bringen jährlich an 20000 Thaler. Die Kupferhämmer bringen an 30000 Thaler; die Spiegelfabriken wenigstens an 2000 Thaler, die Fayence- und Steingutmanufaktur an 20000 Thaler; die türkische Garnfabrik 15000 Thaler. Die Gold- und Silbermanufaktur beschäftigt 100 Menschen und bringt jährlich 22000 Thaler; die Zukerraffinerie in Breslau liefert an Zucker den Werth von mehr als 500000 Thalern. Die Messingfabrik giebt 27000 Thaler jährlichen Ertrag; die Wachsbleichen über 25000 Thaler. Die Kraftmehlfabriken beschäftigen über 200 Menschen, und geben 36000 Thaler und darüber. Ueberhaupt kann man den Werth aller Fabrikate, die in Schlessien gefertigt werden, wenigstens auf 15 bis 16,000000, und die dabey angestellten Arbeiter auf 70000 ansetzen.

Was den Handel Schlesiens betrifft, so hat derselbe zwar durch die lästigen Einfuhrverbote des Kaisers aller Neussen einen ansehnlichen Stoß er-

litten; allein er ist deswegen nicht vermindert worden. Auch ist es nicht möglich, daß die traurige Sperre in Rußland lange dauern kann, und dann muß der schlesische Handel dahin wieder neue Lebhaftigkeit erhalten. Der Leinwandhandel ist für Schlesien von außerordentlicher Wichtigkeit. Das schlesische Gebirge könnte ohne den Absatz dieses Produktes nicht leben. Hausenweise strömen daher auch die Einwohner der Gebirgsdörfer an den Markttagen nach Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut, Liegnitz, Waldenburg, und andern Städten, um ihr rohes Gewebe anzubringen. Eine ansehnliche Menge Leinwand geht jährlich über Hamburg nach Spanien und Westindien, und über Lissabon nach Brasilien, und einem großen Theil von Amerika. Breslau besonders versendet sehr viel von diesem Produkt nach Deutschland, Rußland und Polen. Der Werth dieser versendeten Leinwandwaaren beträgt jährlich im Durchschnitt an 5,000000 Thaler.

— Ein zweiter wichtiger Artikel des schlesischen Handels ist der Tuchhandel, der besonders seit den letzten zehn Jahren mit großem Eifer getrieben wird. Die meisten Tücher werden in Breslau, Goldberg, Liegnitz, Grüneberg, Festenberg, Namslau, Lüben, Neurode, Dels und an andern Orten verfertigt. Man versendet sie besonders nach Rußland, Deutschland und den türkischen Ländern. Der Ertrag der Ausfuhr dieses Produktes beträgt jährlich an 2 bis drittelhalb Millionen Thaler. Ein dritter Artikel des schlesischen Handels ist Eisen, das in großer Güte aus den Bergwerken gezogen wird. An der Spitze des Bergwesens steht der Graf von Reden, ein Mann, der Kenntnisse und Fleiß mit gutem Willen verbindet. Die besten Mineralgruben sind zu Larnowitz, Kupferberg, Kudelstadt, Reichen-

stein und Blehren. Daß Eisen geht besonders nach Deutschland, und der Werth beträgt über 300000 Thaler. Der Krapp oder die Körbe ist ein vierter Artikel, und allein in Breslau versendet man von diesem Produkt jährlich den Werth von 100000 Thalern. Eingeführt wird besonders an Wein ohngefähr zwischen 4 bis 500000 Thaler Werth; an rohem Zucker 2 bis 250000 Thaler; an Waaren des Lupus ein bis anderthalb Millionen Thaler; an Caffee 300000 Thaler; an allerhand Zeuge 400000 Thaler; an Bücher, Kupfersücken und Landcharten, 23000 Thaler. Ueberhaupt rechnet man ein Jahr ins andere, je nachdem nun der Handel gehemmt oder nicht gehemmt ist, die Ausfuhr, und zwar zur See, nach Holland, Spanien, Frankreich, Portugal und Italien, auf 4 bis fünfzehalb Millionen Thaler, die Einfuhr dagegen etwas über eine Million; nach Frankreich zu Lande ohngefähr 80000 Thaler Einfuhr, aber keine Ausfuhr daher; nach Italien zu Lande etwan 240000 Thaler Aus, und 21000 Thaler Einfuhr; nach Schweden und Dännemark ungeschätz 13000 Thaler Aus, und 35000 Thaler Einfuhr; nach Rußland über eine Million Aus, und ohngefähr 3 bis 400000 Thaler Einfuhr; nach der Türken etwan für 48000 Thaler Aus, und für 10000 Thaler Einfuhr; nach den österreichischen Staaten ohngefähr 500000 Thaler Aus, und über zwey Millionen Einfuhr nach Sachsen ohngefähr 300000 Thaler Aus, und 200000 Thaler Einfuhr; nach den übrigen Deutschen Ländern und der Schweiz über eine Million Thaler Aus, und 80 bis 900000 Thaler Einfuhr; nach den übrigen preussischen Provinzen über drey Millionen Thaler Aus, und über 4,000000 Thaler Einfuhr. Der Ueberfluß der Ausfuhr gegen die

Einfuhr varirt zwischen ein und anderhalb Millionen Thaler.

Die Einrichtung der Landschaftskasse ist für Schlesiens Credit ungemein vortheilhaft. Durch den siebenjährigen Krieg war das Land in Armuth gerathen; der Adel war verschuldet; die Güter wurden um einen Spottpreis verschleudert; große Bannferotte brachen aus, und selbst Hypotekengelder gingen dabey verlohren. Ein allgemeines Mißtrauen war die Folge dieser Unordnung; das Verkehr zwischen den Gutsbesitzern und den Capitalisten hörte auf, Niemand gab Geld her; der Credit war dahin. Friedrich der Zweite entschloß sich, dem Uebel abzuhelfen, und eine ansehnliche Summe herzugeben, um dem Credit des Adels wieder aufzuhelfen. Er bediente sich dabey des weisen Rathes seines Ministers von Carmer, und wies 300000 Thaler zum gemeinnützigen Gebrauch an. Diese Summe machte nun den Fond des projektierten Credit-systems aus, und der gesammte Adel übernahm die gemeinschaftliche Gewährleistung für die Gültigkeit der Pfandbriefe, die an die Stelle des verlohrenen hypothekarischen Credits traten. Damals belief sich der Werth aller Landgüter auf 60,000000 Thaler, und 22,000000 Schulden hafteten darauf. Gegenwärtig ist der Werth der Güter wenigstens auf 120,000000 Thaler gestiegen und ungefähr 14,000000 Pfandbriefe sind im Umlauf. Die Interessen betragen gegenwärtig drey und zwey drittel Procent. Die Landschaft capirt jedes Gut, und giebt die Hälfte des Werths darauf in Pfandbriefen. — Indessen treibt man jetzt in Schlesien einen dem öffentlichen Credit sehr nachtheiligen Guterschacher, wodurch ganze Familien zu Grunde gerichtet werden. Man braucht dazu

alle möglichen Kunstgriffe, um den Käufer zu hintergehen, schlägt den Ertrag der Güter weit höher an, als er wirklich ist, und verkauft die Güter so theuer, daß der unerfahrene Käufer in den ersten Jahren, trotz aller Anstrengung, zu Grunde gehen muß. Man kauft hier oft Güter für 60 bis 200000 Thaler, ohne einen Thaler darauf abzubezahlen; man giebt dagegen Hypothekenscheine, die oft äußerst unsicher stehen, indem sie zur dritten, auch wohl vierten Hypothek stehen, die bey einem ausgebrochenen Bankerott gar nicht in Anschlag kommt, indem erst die Landschaft, und dann die ersten Hypotheken aus der Konkursmasse befriedigt werden müssen. Dieser nachtheilige Güterhandel macht gewöhnlich den Käufer und Verkäufer arm; denn beyde werden angeführt, und auch der Gewandteste findet einen noch Gewandtern über sich. Ich schweige von dem, was die Güter selbst bey diesem Handel an innerm Werth verlieren, indem jeder Besitzer nur auf seinen temporairn Vortheil denkt, und so viel aus dem Gute zu ziehen sucht, als es möglich ist, und nichts an Verbesserung wendet. Allenfalls der Täuschung wegen, baut man in die Augen fallende Gebäude hin, und puzt das Gut von außen etwas aus, um den Unerfahrenen zu locken; an Aker- und Viehverbesse- rung wird nicht gedacht.

Ueber den Charakter der Schlesier läßt sich nichts bestimmtes sagen; er ist so verschieden, als die Gegend selbst. Der pölnische Oberschlesier ist grob, feige, zänkisch, boshast und dumm. Der Niederschlesier hingegen zeichnet sich durch Gutmütigkeit, Ehrlichkeit, Gradheit und Offenheit aus. Er ist freundlich, gefällig, dienstfertig und hat schon bessere Einsichten in die ihn umge-

benden Dinge, als sein polnischer Nachbar. Seine Sprache ist gewöhnlich ein höchst unangenehmer Dialekt, der aber wieder fast in allen Fürstenthümern von einander abweicht. Einige grobe Nationalausdrücke, die freylich dem Fremden auffallen, kommen ihm nicht grob vor, mithin fühlte er das Unschickliche nicht, und es ist ihm also zu verzeihen. Der Adel, und der feinere Bürger zeichnet sich durch Gefälligkeit, gute Sitten, und durch eine gewisse Herzlichkeit aus. Er ist durch Reisen und Umgang gebildet, und entspricht aller Erwartung. Wissenschaften blühen in Schlesien, und treffliche Männer hat das Land von jeher aufzuweisen gehabt, wie z. B. in frühern Zeiten einen Opiz, Günther, Hofmannswaldau, und noch jetzt einen Garve, Christian Wolf, Fülseborn, Manso, Schummel, Heinrich und andere.

Was die Geschichte des Landes Schlessien betrifft, so merke ich davon folgendes: dunkle Nachrichten bey Tacitus lehren uns zuerst die Existenz dieses Landes. Tacitus nennt uns vier Völker als Bewohner dieser Gegenden, nemlich: die Marsigner, die im heutigen Teschnischen und Liegnitzschen wohnten, und die Godonen, Osier und Buriner, welche ihren Wohnsitz längs den Gebürgen in Oberschlesien genommen hatten. Die Marsigner und Osier waren Sklaven, die Godonen, Gallier und die Buriner, Germanier. Auch nennt Tacitus noch ein Volk in Niederschlesien, die Lignier, die sich in mehrere kleine Völkerschaften theilten. Godonen und Osier waren den Sarmaten zinsbar. Die Sklaven siedelten sich bey ihrer ersten Einwanderung im flachen Lande an; die Germanier auf

den Gebürgen. Den Beweis findet man noch heut zu Tage in der Benennung der Städte und Ortschaften, denn die auf dem platten Lande angelegten endigen sich gewöhnlich auf Itz, als Liegnitz, und die auf den Gebürgen, auf Berg oder Dorf, z. B. Jägerndorf, Hirschberg. Auch merkt man noch bey der kleinsten Beobachtung auffallende Spuren dieser Verschiedenheit; denn bestimmt ist es, daß bey den Deutschen im Gebürge mehr Erwerbbarkeit, Humanität und Keinlichkeit herrscht, als bey den slavischen Abkömmlingen in Oberschlesien.

In Rücksicht der Zeit, wann Schlesien an Polen gekommen, läßt sich nichts gewisses bestimmen; alles gründet sich hier auf bloße Muthmaßungen. In der zweyten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, 965 finden wir den Herzog Minogislaw den ersten von Polen auch zugleich als Herrn von Schlesien. Unter ihm fällt die erste Verbreitung des Christenthums in Polen, indem er von seiner christlichen Gemahlin Dambrowka so eingenommen wird, daß er sich taufen läßt, und mit Stok und Schwerdt nun das Christenthum ausbreitet. Er stiftete ein Bisthum zu Schragrt, einem uns unbekanntem Ort, das hernach nach Breslau verlegt wurde. Im 11ten und 12ten Jahrhundert leidet Schlesien viel durch die Kriege der Polen mit den Böhmen und Deutschen. In diese Zeit fällt auch die Erbauung der Städte Breslau, Glogau, Nimesch und Glas, der Zankapfel zwischen Polen und Böhmen, wegen des wichtigen Eisenwerks, von dem schon Tacitus sprach.

Wladislaw der zweyte war Besitzer von dem Hauptlande Crakau, das über die andern polnischen Fürstenthümer Hoheitsrechte ausübte. Boleslaw der vierte entreißts den Erben Wladislames mit Gewalt, und hätte ihnen auch Schlesien genommen, wenn nicht Kaiser Friedrich der zweyte ins Mittel getreten

wäre. So bleibt also Schlessien das Eigenthum der Söhne Wladislaws, doch nicht außer Verbindung mit Polen. Daß dem wirklich so war, sieht man theils daraus, daß die piastischen Fürsten in Schlessien auch noch nach dieser Absonderung zum polnischen Reichstage eingeladen wurden, theils, weil die Krone Böhmen, als sie in der Folge die Hoheitsrechte auf Schlessien usurpiren wolte, die Renoneirung Polens auf Schlessien für nothwendig fand.

Anfangs war Schlessien in zwey souveraine Herzogthümer vertheilt, nemlich: 1) Oberschlessien, oder das Herzogthum Teschen. Dies zerfiel nachher in die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Troppau, Jägerndorf, Teschen, Leobschütz, Auschwitz, Falkenberg, Rybnik, Strelitz und einige andere Standesherrschaften. 2) Niederschlessien oder das Herzogthum Liegnitz. Dies zerfiel sukzessive in die Fürstenthümer Liegnitz, Glogau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Dels, Sagan, Steinau, Nelke, Grotkau; Goldberg, Wohlau, Kosel, Bernstadt und einige freye Standesherrschaften. Durch diese Theilungen bekam das Land eine Menge Städte und Schlösser. Verschiedne Fürstenthümer wurden nachher wieder vereinigt. Zu Anfange des 14ten Jahrhunderts regierten in Schlessien 16 Herzöge zu gleicher Zeit, die aber alle meistentheils arm waren. Die Städte, die sich durch gute Oekonomie bereicherten, wurden immer mächtiger, je mehr die liederliche Wirthschaft der Herzoge Geld kostete, welches die Städte gegen Erlangung großer Privilegien verschafften. Um diese Zeit wanderten abermals viele Deutsche in Schlessien ein, denn theils hatten die drey ersten Schlessischen Herzoge durch ihre Mutter viel Vorliebe für die Deutschen gewon-

nen, theils bedurften sie derselben, um sich gegen den Haß der Polen zu sichern.

Die oberste Schutzpatronin Schlesiens ist die schon oben genannte heilige Hedwig, die Gemahlin Herzog Heinrichs des ersten. Weil sie im Kloster erzogen war, so lehrte sie ihren Gemahl bald allerhand fromme Werke zu unternehmen, und Klöster zu stiften. Auch brachte sie es dahin, daß auf den Dörfern eine bestimmte Anzahl von Ochsen gehalten wurde, die immer komplet seyn mußten, und den Geistlichen zu Gute kam. Hedwigs Nachfolger ahmten ihrem Beyspiele nach, und machten es so arg, daß am Ende des 14ten Jahrhunderts der fünfte Theil des Grundeigenthums in die Hände der Geistlichkeit war. Breslau wurde durch den Herzog Jaroslaw, und Neisse durch den Bischof von Breslau bereichert. Jaroslaw hatte seinen Bruder so sehr, daß er sein Fürstenthum sogar dem Bischöfe vermachte. Das Bisthum Breslau nannte man damals das goldene Bisthum.

Die Verachtlung zu dem Einfall der Mongolen in Schlesien, gaben der Großfürst von Riow, und König Casimir von Polen, der vor den Mongolen her, nach der schlesischen Grenze ging, und ihnen den Weg zeigte. Die Mongolen wollten eigentlich bloß plündern, und dann wieder nach Hause gehen; allein in ganz Deutschland schlug man die Lärmglocke an, und alle schlesische und deutsche Fürsten schickten Truppen nach der Grenze. Es kam bey Liegnitz den 15ten April 1241 zu einer Schlacht, wo die Mongolen siegten, wie man sagte, durch Hülfe des Teufels, der als ein feuerspeiendes Ungeheuer erschienen wäre. Die ganze Geschichte läßt sich so erklären, daß die Mongolen durch ihre Altäre, die sie vor dem Heere mit führten, schon ein Zeichen zum Abmarsch gaben; indem sie aber die

Brennenden Altäre aufhoben und abziehen wolten, fiel die Hitze und der Rauch, vielleicht noch durch einen günstigen Wind geleitet, auf die Christen, die dadurch in Schrecken geriethen, und den Feinden das Feld überließen. Die Schlacht war übrigens von keinen erheblichen Folgen; denn die Mongolen wolten nicht erobern; und in sechs Wochen war kein Mongole noch Tartar mehr in Schlesien.

Unterdessen stieg der Wohlstand der Städte immer mehr, die ein landesherrliches Recht nach dem andern den Fürsten abkauften. Sie trieben schon blühendes Gewerbe und ausgezeichneten Handel. Breslau allein zählte an 900 Tuchmeister, und konnte 1311, für eine ausgeliehene Schuld, das ganze Fürstenthum Troppau als Hypothek annehmen. Die fremden Rechte, besonders das madgeburgische Recht, brachten die deutschen Colonisten mit.

Im Jahr 1399 trat Casimir von Polen alle seine Ansprüche auf Schlesien an die Krone Böhmen ab, und dieß Land wurde mit Böhmen vereinigt. Der Anfang dieses neuen Erwerbs war unter den römischen Königen des altslavischen Hauses schon gemacht, das im Jahr 1307 mit Wenzel ausstarb. Schon 1288 hatte Herzog Casimir von Teschen böhmische Hoheit anerkannt, um sich gegen den Bischof von Breslau zu schützen. Unter Johann von Böhmen aber und seinem Sohne Carl dem vierten, ward die eigentliche Okkupation gemacht. Die meisten schlesischen Fürsten erkannten böhmische Lehns-hoheit, weil sie baares Geld dafür erhielten, und auch nicht recht wußten, was das zu sagen hatte.

Unter Carl dem vierten wurde die deutsche Sprache in allen Gerichtshöfen eingeführt, wo bis-her alles lateinisch war verhandelt worden. Carl entwarf ferner den großen, aber nicht ausgeführten Plan, daß Prag und Breslau die allgemeine Nie-

berlage aller Waaren der Levante, aller indischen Waaren über Venedig, und alles deutschen, nordischen und polnischen Handels seyn sollte, und zwar durch Verbindung der Oder, Elbe, Mulde und Donau. Daß dieses große Projekt fehlschlug, lag in folgenden Ursachen: 1) Wien, Augsburg und Lübek setzten sich dagegen. 2) Carl starb zu früh, und sein liederlicher Sohn und Nachfolger Wenzel bekümmerte sich wenig um die Regierungsgeschäfte, denn es fehlte ihm zwar nicht an Kopf und Einsicht, aber er war ein Sklave der Sinnlichkeit. Unter ihm rebellirten die Böhmen dreymal, und die Folge davon war, daß Schlesien, namentlich Breslau alles thun konnte, was es immer wolte. Daß Faustrecht war der Genius seines Zeitalters. Sigismund folgte ihm in seinen Erblanden, und auch als Kaiser von Deutschland; dieser konnte für Schlesien nichts thun, wegen des schrecklichen 16 Jahre lang dauernden Hussitenkrieges, den er durch seine Treulosigkeit sich selbst über den Hals geladen hatte. Der Bischof von Breslau überredete indessen die Stadt, sich gegen die Hussiten zu erklären, und sie fielen 1429 in Böhmen ein. Dagegen traten andere schlesische Fürsten auf die Seite der Hussiten, und hielten öffentlich oder insgeheim ihre Parthey. Dieß gab Veranlassung, daß sich der Hussitenkrieg nach Schlesien zog. Die Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Breslau, Münsterberg, Neiße und Oppeln litten am meisten. Die Städte Frankenstein, Münsterberg, Bunzlau, Goldberg, Brieg und selbst die Vorstädte von Breslau und Neiße wurden abgebrannt.

Mit Sigismund stirbt im Jahr 1437 das regierende Luxemburgische Haus in Böhmen aus, und wegen der Sukzession in Böhmen und der Oberhoheit in Schlesien entstehen Streitigkeiten zwischen

Albrecht von Oesterreich, einem Schwiegersohn Sigismunds, und dem Prinzen Casimir von Polen, einem Bruder des Königs Ladislaw. Die böhmischen Stände wählen Casimir, die schlesischen erklären sich für Albrecht von Oesterreich. Die Folge dieses Zwistes sind öftere Einfälle der Polen in Schlesien. Albrecht stirbt 1439 ohne Söhne, hinterläßt aber eine schwangere Gemahlin, die mit Ladislaw niederkommt, der seiner Geburt nach Erbprinz von Böhmen und Ungarn ist. Allein die Ungarn, im Kriege mit den Osmanen verwickelt, fordern einen Mann und kein Kind zu ihrem Könige, und wählen sich Ladislaw von Polen. Dieser wird in Ungarn von dem großen Genie Corvinus Hunniades, Sieger der Osmanen, unterstützt. Die Böhmen hingegen erkennen den jungen Prinzen Ladislaw als ihren König an, und während seiner Minderjährigkeit regieren zwei Vormünder das Land, und bekümmern sich gar nicht um Schlesien, welches ganz in Anarchie ausartet. Ladislaw von Polen und Ungarn stirbt 1444 in der Schlacht bey Warna, und nun nehmen auch die Ungarn den kleinen Prinzen Ladislaw zu ihrem Könige an. In Böhmen steht der junge Prinz unter Aufsicht eines tapfern Mannes, des berühmten George Podiebrads, der mit Güt und Einsicht die Regierung führt. Ladislaw stirbt 1457 unverheyrathet, und die Hussiten, als die stärkste Partey in Böhmen wählen einstimmig den George Podiebrad, den auch Schlesien als Oberherrn anerkennt. Nur Breslau allein weigerte sich, weil George ein Freund der Hussiten ist. Pabst Paul der zweite thut den König 1466 in den Bann; und dieser tolle, dummdreiste Pabst schickt einen eigenen Gesandten nach Breslau, um daselbst die Bannbulle daselbst bekannt zu machen. Zum Exekutor derselben ernennet er den König von Polen,

der es aber ausschlägt, weil er schon mit George 1464 im sehr guten Vernehmen steht. Nun wird die Exekution dem Könige Matthias Corvinus von Ungarn aufgetragen, der dem Podiebrad sein Leben und seine Krone verdankt, und dieser undankbare Fürst, noch dazu ein Schwiegersohn des böhmischen Königs, übernimmt den Auftrag. Er fällt in Böhmen ein, und fast ganz Schlesien erklärt sich für ihn. Der Krieg wird von beyden Seiten mit der schrecklichsten Wuth, dem Stempel jenes Zeitalters, fortgesetzt. Matthias läßt eine Menge Gefangener niederhauen, und sendet ihre Köpfe ins feindliche Lager, hundert und zwölf Ortschaften brennt er nieder. Während der Dauer des Krieges stirbt König Podiebrad 1471, und die böhmischen Hussiten wählten sich den Prinzen Wladislaw, Sohn des Königs Casimir von Polen, indessen die katholische Parthey den König Matthias anerkennt. Fast ganz Schlesien tritt wieder auf die polnische Seite, und nur Breslau bleibt dem Matthias getreu. Der Streit dauert bis 1474, wo die Polen eine entscheidende Schlacht verlieren. Nun mischen sich Brandenburg und Sachsen in den Streit, indem Brandenburg die Anwartschaft auf die beyden Fürstenthümer Grotzen und Glogau, Sachsen aber das Herzogthum Sagan, mit Genehmigung des Königs Podiebrad erkaufte hat. Die beyden Mächte vermittelten den 15ten November 1474 einen Stillstand, der 1478 in den Frieden zu Ulmütz verwandelt wird. Nach diesem Vertrage sollte jeder der streitenden Parthey behalten, was er zur Zeit besaß, und so behielt Wladislaw von Polen, Böhmen Matthias von Ungarn aber Schlesien, Mähren und die Laußiz.

Während dieser Zeit waren in den schlesischen Fürstenthümern ausgestorben, die Piasten von Breslau, Schweidnitz, Jauer und Troppau, so, daß

diese unter die unmittelbare Herrschaft der Krone Ungarn fielen, die sie durch königliche Landeshauptleute administrirt ließ. In andern Fürstenthümern waren die Piasten zwar ausgestorben, aber die Länder waren wieder an andere Häuser gefallen. Kasibor fiel an Nikolaus dem zweiten, einem natürlichen Sohne Ottokars des 2ten. Glatz, Münsterberg und Frankenstein war an den Sohn des George Podiebrads gefallen. Nur in Glogau, Crossen, Neustadt, Liegnitz, Brieg, Dels, Wohlau, Oppeln und Teschen regierten noch piastische Fürsten. Severien und Auschwiz war 1456, und Sator 1454 an Polen gefallen. Severien hatte Herzog Wenzel von Teschen 1443 an den Bischof von Krakau verkauft, und George Podiebrad hatte vergebens gegen diese Veräußerung protestirt. Diese Protestation schloß, bis das Wiener Kabinet sie im Jahr 1772 wieder hervorsuchte, und dieß hatte Einfluß, das Polen einen ansehnlichen Theil seiner Länder an Oesterreich verlor.

Schon unter Carl dem 4ten hatte Breslau die Landeshauptmannschaft über Schlesien verwaltet. Diese Stadt konnte vermittelst der Oder mit Polen und allen andern Ländern Handel treiben, mit allen indischen und italienischen Waaren, die es gegen seine Leinen vertauschte. Von Ungarn erhielt sie Weine, und gegen polnische Tücher und Pelze gab sie Metalle und Leinwand. Sie trieb auch Handel im nördlichen Deutschlande, aber nicht mittelst der Oder, sondern durch die Lausitz, und besaß einen großen Theil des englischen Handels. Damals hatte Breslau weit mehr Aktivhandel, als heut zu Tage.

Matthias stiftete das sogenannte schwarze Heer, ein Corps von 6000 Mann, mit schwarzen Harnischen; das erste stehende Corps in ganz Europa, nach der stehenden Armee Carls des siebenten in

Frankreich. Matthias war zwar ein kluger, aber unmoralischer, unbarmherziger Mann, der sich an keine Verträge band. Er wagte es zuerst 1474 eigenmächtig, ohne Consens der schlesischen Stände, eine allgemeine Landessteuer aususchreiben. Dienstrecht hatte er bisher bloß in den unmittelbaren Fürstenthümern ausgeübt, jetzt nahm er auch den mittelbaren Fürstenthümern das wichtige Privilegium der Steuerfreyheit. Das Hauptinstrument dieser Bedrückung war George Steinakerland, Hauptmann unter Matthias, vormals Mönch, der den Klostergehorsam gelernt hatte, und zum Despoten geboren war. Auch Johann von Sagan ließ sich zum Nachtheil seines Vaterlandes gebrauchen. Er war ein kühner Mann, aber ein unsinniger Verschwender. Mit Podiebrads Genehmigung hatte er sein Herzogthum an Schlesien verkauft, jetzt ließ er sich von Matthias brauchen; als er aber auch hier keinen Gewinn mehr sah, suchte er Schlesien, wie wohl vergebens, gegen den König aufzuheizen.

Nach dem Tode des Matthias wurde Wladislaw von Ungarn auch zum Könige von Böhmen erwählt, mithin erhielt er auch Schlesien, Mähren und die Lausiz. Er war ein gütiger Mann, nur artete seine Güte zuweilen in Schwachheit aus. Er hätte der größte Fürst seiner Zeit werden können, da sein Vater König von Polen war. Mit edler Resignation gab er den Ständen die widerrechtlich entziffenen Privilegien wieder zurück. Unter ihm erkaufte sich Schlesien das wichtige Landesprivilegium, dessen Hauptpunkte folgende waren: 1) die Landshauptmannschaft sollte nur ein eingeborner Fürst verwalten. 2) Alle Streitigkeiten zwischen schlesischen Fürsten sollten vor einem einheimischen Gericht geschlichtet werden, und keine Appellation Statt finden. 3) Der Oberherzog sollte ohne Zustimmung der Stän-

Stände nicht neue Abgaben und Zölle fordern. 4) Er sollte keine Beihsteuer zu fordern berechtigt seyn, als eine solche, gegen die sich die Stände nicht rechtmäßig setzen könnten. 5) Das Bisthum Breslau sollte nur ein Eingeböhrender besitzen, und so auch sollte es in den übrigen höhern Pfründen gehalten werden. 6) Alle unbeweglichen Güter der Geistlichen sollten mit den übrigen Landeseinsassen den Abgaben unterworfen seyn.

Im Jahr 1498 wurde das Herzogthum Teschen zur ein freies Erbgut erklärt, und dem herrschafteichen Rechte ohne Lehnsdependenz verbunden. Im Jahr 1511 bekam der Herzog von Liegnitz von Wladislaw, Könige von Böhmen, die Befugniß, über Land und Leute ohne Einschränkung zu disponiren. Eben so wurde auch der Erbvertrag mit den Fürsten von Oppeln und Ratibor, und mit dem Markgrafen von Brandenburg vom Wladislaw bestätigt. Da sich aber die Böhmisches Stände beklagten, daß der König ihre Rechte veräußere, so ließ er eine Urkunde ausstellen, daß nichts davon gelten sollte, was er den Fürsten versprochen hatte. Der Plan zu einer Universität in Breslau war um diese Zeit schon ausgearbeitet, allein die Geistlichen suchten es zu verhindern, weil sie die Revenuen eines Collegiatstifts dazu hergeben sollten. Sie stekten sich daher hinter den Pabst, und vielleicht arbeitete auch selbst Polen, seiner Crakauer Universität wegen, dem Unternehmen entgegen. So lange der König und die Großen in Polen über den Handel keine Reflexionen anstellten, so lange blieb auch Breslau und Frankfurt im alleinigen Besiz des polnischen Handels. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts aber errichteten die Polen nach Leipzig und andern westlichen Städten eigene Handlungskompanien; Posen und Kalisch wurden zu Niederlagen

gemacht, und den auswärtigen Städten, also auch Breslau untersagt, über diese Dörter ihren Handel zu treiben. Die Breslauer ließen sich dagegen das Stapelrecht vom Könige Wladislaw geben, und protestirten gegen das Stapelrecht der Städte Posen und Kalisch, wodurch der König von Polen genöthigt wurde, seinen Unterthanen allen Handel nach Breslau zu verbieten. Dieses Verbot wog denn die Breslauer, ihren hohen Geist ganz fahren zu lassen, und der König von Polen ließ sich zwar bereeden, die Handelsperre wieder aufzuheben; demohnerachtet aber erhielt Breslau nie mehr seinen alten Glanz wieder, weil sich viele polnische Edelleute schon nach andere Städte gewendet hatten.

Wie Ludwig zur Regierung kam, verwaltete die Regierung in Oberschlesien der Landshauptmann Casimir von Teschen, und in Niederschlesien Herzog Friedrich von Liegnitz. Aber Markgraf Georg von Brandenburg war der Günstling des Königs Ludwig. Er war ein Prinz aus der jüngern Linie dieses Hauses, und versuchte, seiner Armuth wegen, sein Glück bey seiner Mutter Bruder Wladislaw von Ungarn. Dieser nahm ihn gütig auf, und verheyrathete ihn mit der reichen Schwester des verstorbenen Matthias. Mit seiner Gemahlin ging er nun nach Schlesien, und kaufte daselbst das Fürstenthum Jägerndorf, von der Familie Schellenberg, die es als Heyrathsgut in Besitz hatten. Er machte sich bey dem jungen Könige Ludwig sehr beliebt, und hoffte durch ihn einen ansehnlichen Theil von Schlesien zu erhalten. Allein diese Hofnung schlug fehl, da Ludwig zu frühzeitig starb. Doch hatte Georg in Schlesien durch sein Ansehen daselbst die Lehre Luthers sehr begünstigt und derselben Eingang zu verschaffen gewußt. Auch hatte Georg durch einen Erbvertrag Hofnung zum Erbfolge in Opelein und Ratibor. Nach Ludwigs

Tode fielen seine Länder an den österreichischen Prinzen und Kaiser Ferdinand, Bruder Kaisers Karls des fünften, der eine Schwester des Königs Wladislaw von Böhmen zur Gemahlin hatte. Die Böhmen wolten aber von dieser Erbfolge nichts wissen, indem sie behaupteten, ihr Königreich sey ein Wahlreich. Endlich aber ließen sie sich doch bereden, den neuen Fürsten anzunehmen, und Schlesien mußte thun, was Ungarn und Böhmen that.

Georgs Erbrecht auf Oppeln und Ratibor ließ Ferdinand nicht gelten, obgleich König Ludwig von Böhmen den Erbvertrag bestätigt hatte. Ferdinand wendete dagegen ein, daß Ludwig auch den Böhmen das Versprechen gethan habe, nichts von ihren Rechten zu veräußern; und zog daher im Jahr 1533 beyde Fürstenthümer, als eröffnete Lehen, ein. Georg hatte eine Hypothek von 183330 Dukaten hergegeben, und dafür wurde das Herzogthum Sagan seinem Sohne verpfändet, die Summe selbst aber 1558 abgetragen. — Friedrich der zweite, Herzog zu Liegnitz, Brieg und Breslau hatte von Wladislaw und Ludwig zu mehrerenmahlen das uneingeschränkte Recht erhalten, über seine Länder nach Gefallen zu disponiren. Wie nun Herzog Friedrich die Behandlungsweise des Kaisers gegen die Protestanten sah, so schloß er einen Erbvertrag mit dem Churfürsten Joachim von Brandenburg. Ferdinand hetzte dagegen die Böhmen auf, daß sie ihm eine Bittschrift zur Cassation dieses Erbvertrags bringen mußten, und vernichtete denselben. — Sachsen, albertinischer Linie, besaß seit 1472 das Herzogthum Sagan, das es an sich gekauft hatte. Diese Linie verlor aber im Religionskriege die Churwürde, und die Churländer, welche Moriz von Sachsen, Ernestinischer Linie, erhielt. Dieser mußte, weil er seine Erhebung dem Kaiser zu verdanken hatte, Sagan

an Oesterreich abtreten. Ferdinand verbot nunmehr in Schlesien, aus irgend einem fremden Lande, namentlich aus Magdeburg, Urtheil und Recht zu holen. Die Schlesier wurden verwiesen an ein Appellationsgericht in Prag, statt, daß in Schlesien ein eigenes Landeskollegium sollte errichtet werden. Bey der Menge neuer Auflagen wurde in Breslau ein Commerzkollegium errichtet, für solche Abgaben, die nicht von der Genehmigung der Stände abhingen. Indessen wurden doch unter Ferdinand dem ersten sowohl, als unter Maximilian dem zweiten die Stände in Schlesien nicht verfolgt, außer die Sekte der Schwenkfeldianer, von einem schlesischen Edelmann, Caspar von Schwenkfeld gestiftet, eine Art von Quäker. So tolerant Ferdinand aber auch in Religionsfachen war, so streng beharrte er bey Ausführung seines Plans, sich zum unumschränkten Herrn in Schlesien zu machen; deshalb seine willkührlichen Gesezze und Steuern ohne Zustimmung der Stände. — Maximilian des zweiten Nachfolger lebte, regierte aber nur dem Nahmen nach, von 1576 bis 1612. Seine Minister und Beichtväter thaten, was ihnen gut dunkte; er war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, aber nicht zum Regenten gebohren, sondern fürs chymische Zimmer. Unterdessen geriethen die Religionspartheyen in große Erbitterung gegen einander, die Rudolph nicht zu besänftigen verstand. Es ist unleugbar bewiesen, daß die Jesuiten in Wien und Madrit den Plan entworfen hatten, alle Protestanten an allen Orten zu gleicher Zeit anzugreifen, und zu vertilgen. Schon 1597 machten daher die Stände einen heftigen Schluß gegen die Jesuiten, der aber ohne Erfolg blieb, weil der Bischof von Breslau ihre Parthey nahm. Im Jahr 1609 wurden sie zwar aus Schlesien vertrieben, kehrten doch bald wieder zurück.

Rudolphs Bruder, Matthias, suchte schon bey Lebzeiten des Bruders die Regierung zu erhalten; durch viele und glänzende Versprechung schmeichelte er die Protestanten, und Rudolph sah sich genöthigt, ihm die Regierung von Ungarn, Oestereich und Mähren abzutreten. Im Jahre 1609 stiftete Rudolph, zum Besten der Protestanten, für Böhmen und Schlesiens den sogenannten Majestätsbrief, worin ihnen freye Ausübung ihrer Religion, und freyer Kirchen- und Schulbau zugestanden wurde. Ferner gab er die Versicherung, daß ein einländischer, weltlicher Fürst immer die Oberhauptmannsstelle in Schlesiens verwalten sollte, welche bisher der Bischof von Breslau gehabt hatte. Dafür zahlten die Protestanten 300000 Kaisergulden. — Im Jahr 1610 resignirte Rudolph, und sein Bruder Matthias bestätigte den Majestätsbrief, ließ aber doch manche Bedrückungen gegen die Protestanten zu, obgleich er sie nicht befohlen hatte. Im Jahr 1617 starb auch dieser Kaiser, der durch seine Klugheit und Toleranz; den Ausbruch der Religionsstreitigkeiten verhindert hatte; die sich zwischen den Protestanten und den Römisch-Katholischen zu äussern anfangen.

Ihm folgte Ferdinand der zweite, der unverföhnlichste Feind der Protestanten. Er hatte zu Maria Einsiedeln der Mutter Gottes das Gelubde gethan, alle Protestanten auszurotten; und wiederrief deshalb alle Verordnungen, welche die vorigen Kaiser zum Besten der Protestanten gegeben hatten. Zugleich verfolgte er sie mit unmenschlicher Wuth. Dieß verursachte eine gänzliche Trennung beyder Kirchen. Die Böhmen waren die Ersten, welche zu den Waffen griffen; und Friedrich den funften von der Pfalz zu ihrem Könige wählten, nachdem sie vorher zwey kaiserliche Commissarien aus den Fenstern ihres Rathhauses zu Prag herabgestürzt hatten. Die

schlesischen Stände traten sogleich auf böhmische Seite, weil Markgraf Georg zu Brandenburg Jägerndorf besonders dazu rieth. Alles schien anfangs günstig für die Protestanten zu gehen. Die böhmischen Insurgenten standen schon vor Wien, aber ein Fehler war es, daß sie nicht rasch genug zu Werke gingen. Friedrich der fünfte verlor deshalb den achten November 1620 die entscheidende Schlacht auf dem weißen Berge vor Prag; mußte flüchtig werden, und konnte nichts mehr zum Besten seiner Länder unternehmen. Nach der Schlacht übertrug Ferdinand dem Churfürsten von Sachsen die Regierung über Schlesien, und dieser verschaffte den Protestanten daselbst ein leidliches Schicksal, durch den Vergleich von 1621, der sächsische Afford genannt. Schlesien mußte 300000 Gulden Strafgelder bezahlen, und einige Regimenter zum Dienste des Oberherzogs stellen. Ferdinand bestätigte dagegen ihre Gewissensfreiheit, und ihre Privilegien, machte eine völlige Amnestie kund, ausgenommen gegen Johann Georg von Jägerndorf. Daß man gegen diesen mit Acht und Bann verfuhr, dazu hatte man noch einiges Recht, ganz unrecht aber war es vom österreichischen Hause, daß man auch seinen Vettern in Franken, die doch ganz unschuldig waren, die Erbfolge in Jägerndorf entzog. — Indessen war Ferdinands Gelindigkeit gegen die Schlesier bloß ein Werk seiner Politik, so lange noch nicht entschieden war, welche Partey in Deutschland das Feld behaupten würde, bald nachher aber entschied das Kriegsglück, zum Nachtheil der Protestanten, und diese waren einer gänzlichen Unterdrückung nahe, als Gustav Adolph der Unsterbliche, aus dem fernen Norden herüber kam, sich zum Retter der Unterdrückten aufwarf, und in der Schlacht bey Lützen den Heldentod für die gute Sache starb. Nunmehr aber gewannen auch die

schrecklichsten Verwüstungen von Freunden und Feinden die Oberhand. Die schlimmsten Jahre in diesem Kriege waren für Schlesien 1621, 22, 23, 26; 27, von 32 bis 35, und von 39 bis 48. Breslau allein blieb neutral, und hielt sich durch seine Stadtsoldaten so frey, daß es weder schwedische noch kaiserliche Besatzung aufnehmen durfte. Uebrigens verdankt es Schlesien den Schwaben, daß es im Westphälischen Frieden mit eingeschlossen wurde, ohnerachtet es kein deutsches Reichsland war; und die, obgleich sehr eingeschränkten Religionsfreiheiten erhielt, die den 5ten §. des Münsterschen Friedens ausmachen, nemlich, freye Religionsübung in den Fürstenthümern, die von protestantischen Fürsten regiert wurden, namentlich Brieg, Liegnitz; Dels; Münsterberg, Breslau. Was aber die unmittelbaren Fürstenthümer betraf, so sollte es vom Landesherren abhängen, welche Religion er dulden wolte, außer in den drey Fürstenthümern Glogau, Jauer und Schweidnitz, wo es den Protestanten frey stehen sollte, sich außerhalb den Städten und neben denselben anzubauen.

Während dieses Krieges waren folgende Veränderungen in Schlesien vorgefallen: 1) Münsterberg war seinen Besitzern im May 1555 für baares Geld abgekauft; da der Kaiser aber im Kriege Geld brauchte, so wurden alle Krongüter veräußert. 2) Das Fürstenthum Jägerndorf wurde eingezogen. 3) In Liegnitz, Brieg und Wohlau waren die Piasten ausgestorben. 4) Das Fürstenthum Dels hatte ein Fürst von Würtemberg erheyrathet. 5) Verschiedene an die Krone zurückgefallene Fürstenthümer hatten die Oberherzoge wieder verschenkt, an solche Männer, die sich um Böhmen verdient gemacht hatten, aber damit nicht die geringste Landeshoheit

verbunden. 6) Aus verschiedenen vereinzelteten Stücken der erledigten Fürstenthümer entstanden, theils die freyen Standesherrschaften, ein Mittelstand zwischen den Fürsten und den gemeinen Edelleuten, die Curialstimmen auf den Landtagen hatten, theils die Minderschäften, die nicht auf den Landtagen erschienen.

So lange die Schweden im Lande blieben, ging es mit den Procestanten gut. Allein seit 1560 gingen die Verfolgungen in den unmittelbaren Fürstenthümern wieder an, vermöge des Artikels, nach welchem diese Länder der Willkühr des Landesherren überlassen wurden. Am heftigsten geschah dieses in Schweidnitz und Jauer; daher die häufigen Auswanderungen, unter denen besonders die ausgewanderten Leinenweber unersetzbar blieben. Sachsen und die Lausiz wurden dadurch blühend. Die Urheber aller dieser abscheulichen Verfolgungen, die sich auch bald über die mittelbaren Fürstenthümer ausdehnten, waren die Jesuiten durch ihre schändlichen Interpretationen des Westphälischen Friedenschlusses. Ferdinand der 3te starb 1657, und sein Nachfolger Leopold regierte bis 1705 noch bigotter, als sein Vorfahr. Die Schlesier, so wie alle übrigen Länder, wurden durch häufige Abgaben und Rekrutenstellungen gedrückt, weil er mit den Franzosen und Osmanen Krieg führte. Die Jesuiten verlangten die höchste Macht, bauten das prächtige Collegium zu Breslau, das Leopold nachmals zu einer Universität erhob. Dagegen dauerten auch die Auswanderungen wegen der unerhörten Verfolgungen immerfort. Joseph der Erste, der auf Leopold folgte, regierte von 1705 bis 1711, und war an Kopf und Herz ein vortreflicher Mann.

Unter ihm hörten die Verfolgungen gegen die Protestanten ganz auf. Bey dem großen Nordischen Kriege litt Schlesien durch häufige Durchmärsche. August von Polen ward zuerst der Durchmarsch gestattet; bald darauf kam auch Carl der 12te, und foderte eine gleiche Vergünstigung, und Schlesien mußte es sich gefallen lassen. Bey dieser Gelegenheit wandten sich die Stände der protestantischen Parthey an Carl'n, und dieser übernahm, als garantirende Macht des Westphälischen Friedens, die Auseinandersetzung ihrer Sache. Im Jahr 1709 zwang Carl den östreichischen Hof zur Unterzeichnung des Vergleichs von Altranstädt, einem Flecken ohnweit der Stadt Weizensels in Sachsen. Die Hauptpunkte dieses Vertrags waren: 1) die Katholiken sollten den Lutheranern in den Fürstenthümern Breslau, Oels, Bieg, Liegnitz, Mohlau und Münnerberg 125 Kirchen wieder geben, die sie ihnen entzogen hatten. 2) Den Protestanten sollte frey stehen, sechs neue Kirchen zu erbauen, nemlich bey Freystadt, Sagan, Hirschberg, Landshut, Militzsch und Teschen. 3) Wo der öffentliche Gottesdienst nicht erlaubt wäre, sollte ihnen doch der häusliche ungestört frey bleiben. 4) Die Lutheraner sollten nicht von Staatsbedienungen ausgeschlossen seyn. — Ob nun gleich Carl noch vor Realisirung dieses Vergleichs aus Schlesien ging, und die Schlacht bey Pultava die Sache veränderte, so hielt Joseph der Erste doch unverbrüchlich sein Wort. Nur in Liegnitz gaben die Jesuiten die Stiftskirche nicht zurück, obgleich sie ihnen keine Stiftsgüter vor- enthielten. Aus dem Stiftsgut wurde 1718 eine Ritterakademie für beyde Confessionen errichtet. Joseph der Erste starb im 33sten Jahre seines

Lebens, wegen seines Kopfs und seiner Redlichkeit eines längern Lebens werth. Er hinterließ keine Kinder, und Carl der Sechste folgte ihm, ein herzensguter Mann, aber kein Regent, weil er nicht den geringsten Begriff von Staatsklugheit hatte. Nicht volle fünf Monate nach dem Tode Friedrich Wilhelms von Preußen hinterließ Carl der Sechste seine Länder seiner einzigen Erbin Maria Theresia. Sie zeichnete sich durch Schönheit des Geistes und des Körpers aus. Sie war eine Frau von männlichem Muth, und an den Herzog Franz von Toskana verheyrathet, der durch sie den deutschen Kaiserstuhl bestieg. Als ihr Vater starb, war sie 25 Jahre alt. Carl hatte die pragmatische Sanktion zu ihrem Besten gestiftet, um ihr dadurch die Länder zu sichern, welche ihr Haus seit Jahrhunderten zusammengebracht hatte. Friedrich der Zweyte trat gegen sie auf, und forderte die seinem Hause entzogenen Herzogthümer in Schlesien zurück. Ein kurzer Krieg setzte ihn in den Besitz von dem größten Theile Schlesiens, das ihm auch im Berliner Frieden vom Jahr 1742 abgetreten wurde. Der Verlust dieses Landes zog einen neuen Krieg herbey, den aber der Friede zu Dresden 1745, und der Vergleich zu Aachen 1748 glücklich beendigte. Bald darauf machte man von österreichischer Seite noch einen neuen Versuch; der siebenjährige Krieg war auf Friedrichs Untergang berechnet; sein Genie und glückliche Umstände retteten ihn; der Hubertsburger Friede am 15ten Februar 1763 machte dem Blutvergießen ein Ende, und Schlesien blieb an Preußen! —

So viel nun vor der Hand von diesem schönen Lande! Jetzt, mein lieber Freund, lebe wohl!

Ich bleibe noch in Schlessien; denn das Land und die Menschen behagen mir. Vielleicht besuche ich Dich einmal von hieraus; uns trennen ja jetzt nicht mehr Geburgen und Wüsten; und so kann es leicht kommen, daß ich Dich einmal unvermuthet überrasche! — Gehab dich wohl, und, wenn du diese Briefe liesest, so übersiehe freundschaftlich die mancherley Mängel derselben, um des Guten willen, was sie doch hin und wieder enthalten, und denke, daß ich Dir gegeben habe, was ich geben konnte!! —

Ende der Wanderungen.

P
